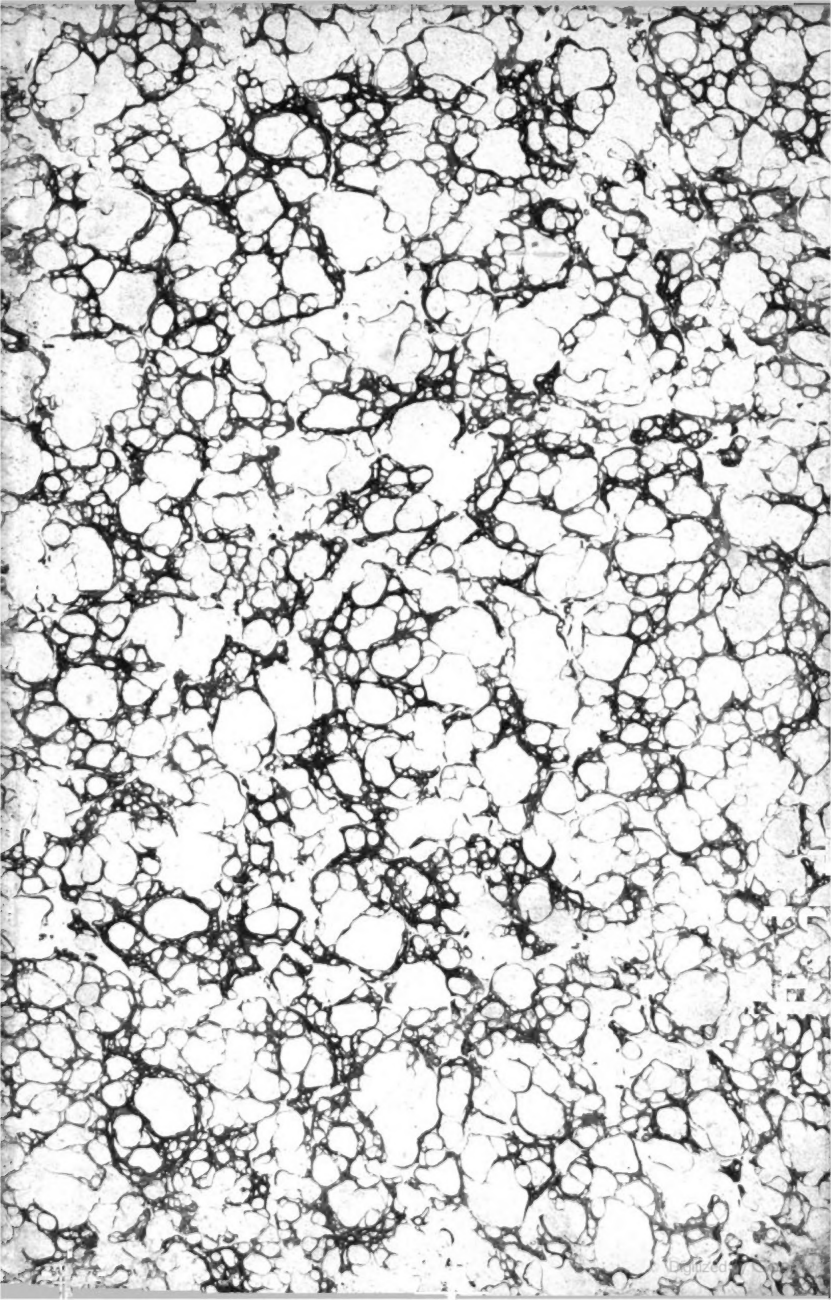
SAAT UND ERNTE. ROMAN

Friedrich Armand Strubberg

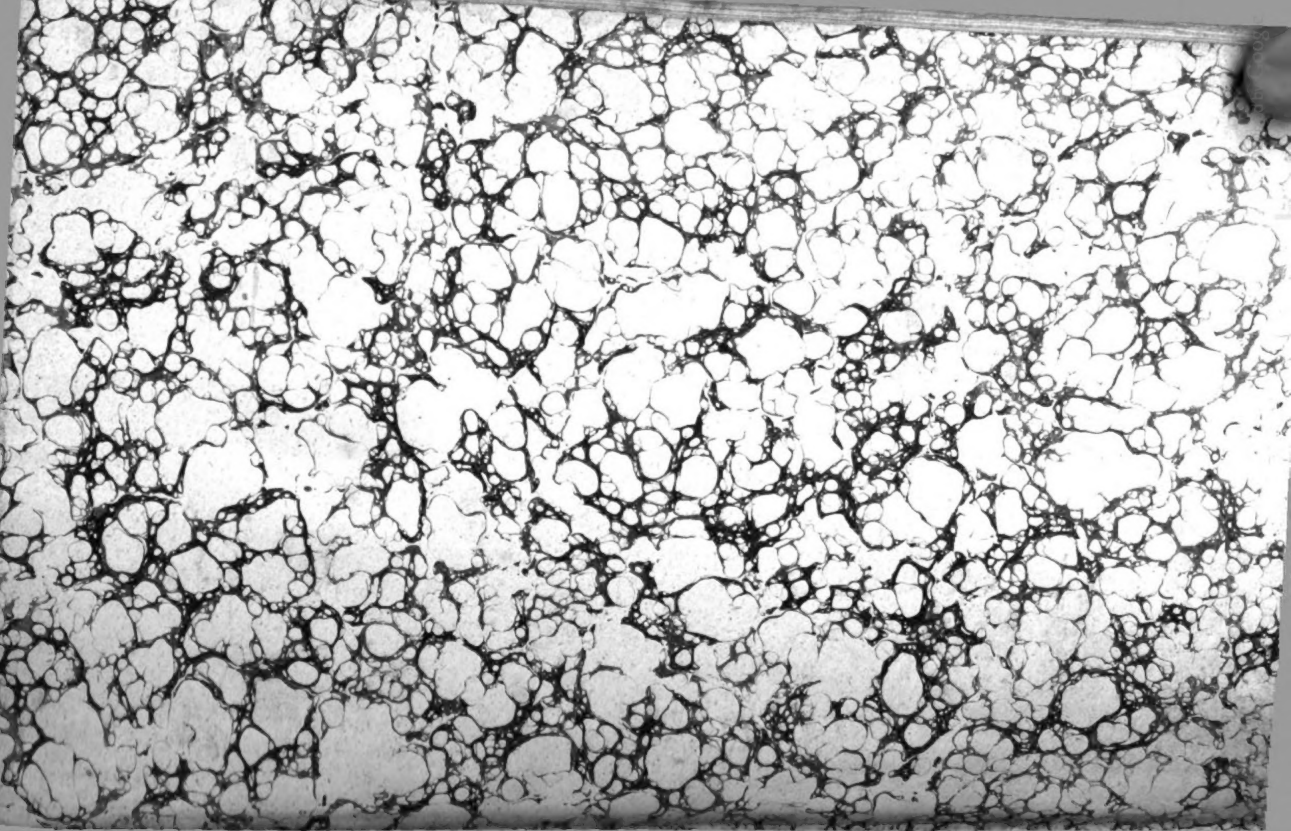
Digitized by Google

128. H. 1.

Digitized by Google



128. H. 1.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang — 1866.

Elfter Band.

Saat und Ernte.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Digitized by Google

Saat und Ernte.

Roman

von

Armand,

Verfaſſer von „Bis in die Wildniß", „An der Indianergrenze", „Ralph Norwood", „Der Sprung vom Niagarafall" ꝛc. ꝛc.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1866.

133577-A

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung vor.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erſtes Kapitel.

Der Herbſt war gekommen und Harry's Ernte war eingebracht, als er ſich auf die Bitte ſeiner Mutter entſchloß, eine Reiſe nach den Vereinigten Staaten zu machen. Madame Williams hatte nämlich eine Gelegenheit wahrgenommen, ihre Beſitzung auf der Inſel Galveſton zu einem ſehr hohen Preiſe zu verkaufen, weil ſie es ihrer Tochter ſchuldig zu ſein glaubte, dieſelbe in feinere Geſellſchaft zu bringen als die, worauf ſie in ihrem bisherigen Aufenthalt beſchränkt geweſen waren. Die Tochter war fünfzehn Jahre alt und es fehlte ihr ſowohl an der nöthigen Schulbildung als auch an dem geſellſchaftlichen Benehmen, welches ihr Name beanſpruchte.

Madame Williams war aus Natchez am Miſſiſſippi gebürtig, ſie hatte dort noch Verwandte und Bekannte, und namentlich war dort in den letzten Jahren ein ausgezeichnetes Erziehungsinſtitut für junge Mädchen ge-

gründet worden, in welchem sie ihrer Tochter Gelegenheit zu weiterer Ausbildung geben wollte.

Harry, der anfing, sich nach einer Unterbrechung des alltäglichen Einerleis zu sehnen, war gern bereit, seine Mutter nach ihrem Geburtsort zu begleiten, zumal da seine Anwesenheit auf seiner Plantage augenblicklich nicht nothwendig war. Er übergab seinem Bruder Ashmore die Aufsicht über dieselbe, eilte nach Galveston hinab und schiffte sich von dort mit den Seinigen nach Neuorleans ein.

Dort hielt er sich nur einige Tage auf, vervollständigte seine Toilette auf das gewählteste, machte Besuche bei den vornehmsten Familien, die ihm noch von seinem frühern Aufenthalt her bekannt waren, und wurde von denselben jetzt als reicher Plantagenbesitzer mit doppelter Auszeichnung empfangen. In der That, sein Ruhm war ihm vorangegangen und man begegnete ihm allenthalben mit der größten Achtung.

Auf die Freude, seinen Freund Holcroft zu sehen, mußte er verzichten, da derselbe auf eine unbekannte Unternehmung ausgegangen war. Von vielen Freunden begleitet, begab sich Harry mit seiner Mutter und seinen beiden jungen Geschwistern an Bord eines prächtigen Dampfers und erreichte ohne besondern Aufenthalt das Ziel seiner Reise, Natchez.

Harry ſelbſt bezog dort das erſte Gaſthaus, während er die Seinigen in einem Logirhauſe erſten Ranges einmiethete.

Eine ſo auffallende und zu gleicher Zeit ſo angenehme Perſönlichkeit wie Harry Williams konnte nicht verfehlen, ſofort Aufmerkſamkeit zu erregen, zumal da er ſelbſt Alles zu dieſem Zwecke aufbot. Seine Empfehlungs- und Creditbriefe von Texas aus an die hieſige Bank und an die erſten Geſchäftsleute bezeichneten ihn als einen der reichſten und angeſehenſten Männer jenes Landes, und aus ſeinen Unterhaltungen ging deutlich hervor, daß er ein ſehr großes Vermögen beſitzen mußte. Seine höchſt elegante Kleidung, ſein vornehmes und doch zuvorkommend artiges Benehmen und die Unbekümmertheit, mit welcher er bei jeder Gelegenheit viel Geld ausgab, machten ihn ſehr bald in allen Kreiſen der Geſellſchaft bekannt und zum Gegenſtand der Unterhaltung.

Harry war allenthalben zu ſehen; in den Gaſthäuſern und Trinklokalen tractirte er freigebig ſeine Bekannten, auf den Promenaden begleitete er die ſchöne junge Welt, abends bei den Spazierfahrten trieb er einen prächtigen Schimmel in einem Cabriolet und im Theater oder Circus liebäugelte er mit den ſchönſten Augen.

Er beſuchte auch täglich den Leſeclub, in welchen

ihn ein angesehener Kaufmann eingeführt hatte und wo alle die wichtigsten Zeitungen Amerikas und Europas ausgelegt waren. Eines Morgens hatte er noch nicht lange vor einem der vielen Lesepulte Platz genommen, als der Kaufmann, durch den er eingeführt war, mit einem ältlichen Herrn zu ihm trat und ihm denselben als den Rentier Herrn Dandon vorstellte.

Harry mit seiner gewohnten Höflichkeit erklärte sich sehr erfreut über dessen Bekanntschaft, da er seinen Namen schon vielfach auf das vortheilhafteste habe nennen hören.

Dandon verneigte sich darauf und sagte:

„Ich dachte mir, daß wir beide uns kennen lernen müßten, weil Leute von unsern Mittel und unserer Stellung im Leben nur durch eine kleine Zahl in der Gesellschaft vertreten werden und wir darum uns an einander anschließen müssen, wenn wir nicht allein stehen oder uns mit armen Teufeln auf gleiche Stufe stellen wollen."

„Gleiche Verhältnisse, gleiche Ansichten ziehen einander an, und so habe ich schon von Anfang meines Hierseins auf eine Gelegenheit gehofft, mich Ihnen vorstellen zu lassen, Herr Dandon; doch da es mir nicht gleichgültig sein konnte, durch wen dies geschah, und weil mir Ihre nähern Freunde noch unbekannt waren, so unter-

blieb es bis jetzt; um so erfreulicher aber ist es mir nun, daß Sie mit so viel Artigkeit meinem Wunsche entgegenkommen."

Bei diesen sehr höflich gesagten Worten verneigte sich Harry wiederholt, und Dandon that ein Gleiches, worauf er seine gelbseidene Weste glattstrich und durch eine drehende Bewegung seines Kopfes dem Hals in dem Hemdkragen wieder die rechte Lage zu geben suchte.

„Sie besitzen, wie ich höre, bedeutendes Grundeigenthum in Texas", hob er dann an, indem er die Rechte auf den Rücken legte und mit seiner Linken an der Uhrkette spielte.

„Allerdings und unter den augenblicklichen Verhältnissen des Landes eigentlich mehr, als mir lieb ist", entgegnete Harry. „Doch ich rechne auf die Zukunft; Texas besitzt unstreitig die besten Bodenverhältnisse auf unserm ganzen Continent."

„Lassen Sie es sich nicht leid sein. Nach dem, was ich von Texas gehört habe, muß es über kurz oder lang eine große Rolle spielen; sein natürlicher Reichthum soll ja unberechenbar sein", sagte Dandon mit einem wohlgefälligen Blick auf Harry.

„Diese Ansicht war es, die mich bestimmte, bei meiner zufälligen Anwesenheit in Mexico so viel Land von der Regierung zu kaufen, obgleich das Kapital für

die erſten Jahre ein todtes iſt", fuhr Harry fort und ſetzte noch mit einem gleichgültigen Tone hinzu: „Ich wußte aber im Augenblick nicht, was ich mit dem vorräthigen Gelde machen ſollte."

„Da iſt es Ihnen ergangen, wie es mir ſehr oft geht; es dreht ſich beim Anlegen der Kapitalien immer nur um die gewöhnlichen Procente, will man ſie nicht irgend einem armen Teufel anvertrauen und Gefahr laufen, darum betrogen zu werden. Die Zeit großer Speculationen iſt vorüber", fiel Dandon ein.

„Nun, ich weiß nicht, es bietet ſich doch mitunter noch Gelegenheit zu einer guten Unternehmung. Eben mit Land in Texas iſt doch immer noch ein ſchöner Verdienſt zu machen. Ich habe bedeutende Striche in Nacogdoches und San-Auguſtine nahe an der Grenze der Vereinigten Staaten, wovon ich jetzt noch den Acker zu fünf Dollars verkaufe, und wenn die Einwanderung ſo fortgeht, muß dies ſelbige Land in wenigen Jahren zwanzig Dollars der Acker koſten. Ich glaube, eine ſo ſchlechte Speculation wäre es doch nicht, jetzt zu kaufen. Wie geſagt, ich habe zu viel Land", verſetzte Harry leichthin.

„Wohl wahr, Herr Williams; wiſſen Sie aber wohl, was Texas fehlt, um ſein Land werthvoll zu machen?" nahm Dandon das Wort.

„Sklaven", antwortete Harry.

„Ganz recht“, fiel Dandon ein. „Wer aber kann Sklaven nach Texas führen, dort sind sie ja frei und gehen davon. Das ist ein großer Uebelstand.“

„Haben Sie die letzten Neuigkeiten aus Texas gelesen, Herr Dandon?“ fragte Harry sinnend und schien einen wichtigen Gedanken zu verfolgen.

„Sie meinen die Gefangennehmung Ihres Abgeordneten Austin? Es soll große Aufregung in Texas herrschen.“

„Eine Aufregung, die schließlich eine Lostrennung von Mexico zur Folge haben wird und möglicherweise eine Vereinigung mit den Vereinigten Staaten“, sagte Harry eifrig. „Was meinen Sie, wieviel dann der Acker Land in Texas kosten würde?“

„Allerdings, verehrter Freund, wenn die Zeit kommen sollte, würde viel Geld daran verdient werden, aber eine Speculation darauf wäre doch sehr für die ungewisse Ferne berechnet“, entgegnete Dandon ausweichend.

„Ei freilich. Es ist fern von mir, Jemand dazu zu rathen, aber ich, der ich nun einmal das Land billig gekauft habe, ich mag schon darauf speculiren“, versetzte Harry und gab dem Gespräch schnell eine andere Wendung; der Gedanke aber, daß Dandon der Mann sei, von dem er Nutzen ziehen werde, hatte feste Wurzel in ihm geschlagen.

Nach längerer Unterhaltung ſchaute Dandon auf ſeine Uhr, ſagte Harry noch, er würde ſich bald wieder das Vergnügen bereiten, ihn zu ſehen, und ſchritt dann nach ſehr freundlich genommenem Abſchied aus dem Leſezimmer, während Harry ihm ſinnend nachblickte und noch mehrere Minuten, nachdem die Thür ſich hinter ihm geſchloſſen hatte, ſein Bild vor ſeinen ſcharf berechnenden Gedanken feſthielt.

Dandon eilte geraden Wegs nach Hauſe und trat mit den Worten zu ſeiner Tochter Blancha in das Zimmer:

„Da habe ich mich etwas verſpätet über einer höchſt intereſſanten Bekanntſchaft, die ich im Leſeclub machte. Wirklich, einer der liebenswürdigſten jungen Männer, denen ich jemals begegnet bin! Es iſt ein Herr Williams aus Texas, ein ſehr reicher Mann, der dort ungemeſſene Beſitzungen hat. Ich denke, ich bitte ihn morgen zum Mittagseſſen, damit auch Du ihn kennen lernſt, denn ich weiß im voraus, er wird Dir ungemein gefallen. Er iſt ebenſo ſchön und angenehm, als er reich iſt. Ich will es noch einigen Freunden und Bekannten ſagen laſſen, und dann könnte man ja wohl einmal wieder dem jungen Randolph die Ehre anthun; er iſt zwar arm, aber ein famoſer Kopf, der mir oder vielmehr Dir die zwanzigtauſend Dollars gerettet hat, die Portman

ſelbſt ſchon für verloren hielt. Er kann einmal ein reicher Mann werden."

Dandon ſah nicht den freudeſtrahlenden Glanz der Augen Blancha's, denn er ſchritt ihr etwas voran aus der Thür, um ſich nach dem Speiſeſaal zu begeben.

Der Proceß, in welchem Albert Randolph ein Gutachten für Dandon ausgearbeitet hatte, war nach dieſem von Portman geführt worden und vor einem halben Jahre vor dem Gerichte in Natchez zur Entſcheidung gekommen. Portman, ſtolz auf das Talent ſeines Zöglings, hatte es bewirkt, daß bei dieſer Entſcheidung Albert ſelbſt die Vertheidigungsrede für das Recht Dandon's halten ſollte, da ihm allein der Ruhm gebühre, wenn der Proceß von dieſer Seite gewonnen würde. Das perſönliche Intereſſe, welches man an dem geiſtreichen, allgemein beliebten jungen Mann in Natchez nahm, füllte das Gerichtshaus zum Erdrücken mit Zuhörern, und als Albert vor die Schranken trat, um ſeine Rede zu beginnen, wurde er mit ſtürmiſchem Beifall begrüßt. Sein ſeltenes großes Talent machte ſich auch in der Löſung der ihm heute geſtellten Aufgabe ſo über alle Grenzen der Erwartung hinaus geltend, daß er wiederholt durch den ungezügelten Beifall der Zuhörer zu langen Unterbrechungen gezwungen wurde, und als er endlich ſeine Rede ſchloß, da wollten die donnernden Hurrahs für Randolph und für den Dichter

Albert kein Ende nehmen. Portman ſelbſt leitete ihn unter den Beifallsrufen der aufgeregten Menge an ſeiner Hand von den Schranken hinweg und wünſchte ihm Glück zu dem großen Erfolg, welchen er ſich errungen hatte.

Der Proceß wurde zu Gunſten Dandon's entſchieden.

Dandon ſelbſt hörte den Verhandlungen mit größter Aufregung und Spannung zu, und als ihm endlich das Recht zugeſprochen ward, eilte er zu Albert hin, ergoß ſich in Lobeserhebungen über ſeine Leiſtungen, wünſchte ihm Glück zu der Geſchäftsbahn, die er ſich gebrochen habe, und bat ihn, mit nach ſeinem Hauſe zu gehen und bei ihm zu Mittag zu ſpeiſen. In der Freude ſeines Herzens vergaß der alte Herr ſo ſehr ſeine Grundſätze und Vorurtheile, daß er Albert's Arm in den ſeinigen nahm und ihn ſo zur Verwunderung der Menge von dem Gerichtshauſe nach ſeiner Wohnung geleitete.

Die Freude Blancha's, als ſie den Einziggeliebten ihrer Seele mit ihrem Vater Arm in Arm über den Platz herankommen ſah, entlockte ihren Augen beſeligende Thränen, und nur der großen Bewegung, die den alten Herrn erfaßt hatte, verdankte ſie es, daß ſie ihr Glück vor ihm verheimlichen konnte.

Seit dieſem Tage wurde Albert von Zeit zu Zeit von Dandon zu Tiſche geladen, und jedesmal, wenn ſie

bei Tafel ſaßen, ſagte der Alte ſcherzend zu ſeiner Tochter, daß ſie Herrn Randolph ſehr dankbar ſein müſſe für die zwanzigtauſend Dollars Nadelgeld, die er ihr gerettet habe.

Blancha konnte heute kaum den Abend erwarten, wo ſie Albert bei ihrer Freundin und zugleich Beſchützerin ihrer geheimen Liebe, bei Madame Newberry treffen würde, um ihm im voraus die Glücksnachricht zu bringen, daß ihr Vater ihn morgen zum Eſſen einladen wolle.

Nach Tiſche machte ſie mit dieſem eine Spazierfahrt in das Land, kehrte bei Sonnenuntergang nach Hauſe zurück und ſetzte ſich dann auf ihren Lieblingsplatz auf den Balkon hinaus. Von dort aus hatte ſie eine Zeit lang über den Platz geſchaut, als ſich die Hausthür in Albert's Wohnung öffnete und Lucy, des Mulattenmädchen der Madame Newberry, daraus hervortrat.

Lucy war ſiebzehn Jahre alt und von ſo ungewöhnlicher Schönheit, daß ſie in ganz Natchez nur die ſchöne Lucy genannt wurde. Sie war eine ſchlanke, mittelgroße Geſtalt, ihre Formen waren zierlich, doch üppig gerundet und ihre Bewegungen leicht und gefällig. Durch die braune Farbe ihrer zarten Wangen ſchimmerte ein warmer röthlicher Ton, der bei jedem Erglänzen ihrer großen tiefbraunen Augen wie verborgenes Feuer erglühte und ihr mitunter bis in die glänzenden ſchwarzen Locken ſchoß, die von ihren Schläfen herab auf ihren Buſen

wallten. Sie war sehr gut erzogen, geschickt in aller Arbeit und, was in den südlichen Staaten zu den Ausnahmen gehörte, recht gewandt mit der Feder. Madame Newberry hatte sie aufgezogen, und es hatte ihr Vergnügen gemacht, aus dem reizend schönen Kinde eine in jeder Weise tüchtige Dienerin für sich selbst heranzubilden. Lucy hing mit dankbarem Herzen an ihrer Herrin und kannte von den Freuden des Lebens noch keine andern als die, welche Madame Newberry ihr verschaffte. Sie war nach und nach in das Geheimniß der Liebe Albert's zu Blancha gezogen worden, indem sie oft Briefe und Bestellungen hinüber und herüber befördern mußte, und sie that dies mit Freuden, weil sie beiden von Herzen gut war und liebevoll von ihnen behandelt wurde.

Flüchtig wie ein Reh sprang sie jetzt über den Platz und hielt ihren Blick nach dem Balkon, auf welchem Fräulein Dandon saß, hinauf gerichtet; als sie aber über die Straße nach der Hausthür schritt, zog sie einen Brief aus ihrem Busen hervor und ließ ihn Blancha sehen. Diese empfing einige Augenblicke später die Mulattin an ihrer Zimmerthür und nahm ihr den Brief hastig mit den Worten ab:

„Ich danke Dir, liebe Lucy. Komm herein, ich will sehen, ob Du Antwort mitbekommst."

Sie trat, den Brief öffnend, mit der Dienerin in

das Zimmer, durchflog den Inhalt des Schreibens und ſagte dann zu ihr:

„Es bedarf keiner Antwort, Lucy. Empfiehl mich nur Deiner Herrin und ſage ihr, ich würde heute Abend zum Thee zu ihr kommen, mein Vater ſei ausgebeten.“

Hiermit entließ ſie die Mulattin, rief ihr aber an der Thür noch zu: „Warte einen Augenblick, Lucy!“ und eilte in das Nebengemach, von wo ſie ſogleich mit einem bunten ſeidenen Tuch in der Hand zurückkehrte und es dem Mädchen mit den Worten reichte:

„Das iſt für Dich, Lucy; damit ſollſt Du Dich putzen, wenn Du in die Kirche gehſt und ſollſt immer an mich denken, wenn Du das Tuch umthuſt.“

„Ach, Fräulein Blancha, Sie ſind gar zu gut gegen mich! Sie haben mir ſchon das ſchöne Kleid geſchenkt und nun noch dies prächtige Tuch. Womit habe ich denn das Alles verdient?“

„Weil Du immer gut ausrichteſt, was Dir aufgetragen wird, und weil Du überhaupt ein ſo braves Mädchen biſt; ich werde immer für Dich ſorgen. Nun aber eile und grüße Madame Newberry recht ſchön von mir“, ſagte Blancha, klopfte der erfreuten Sklavin freundlich auf die Schulter und entließ ſie. Kaum aber hatte ſich die Thür geſchloſſen, als Blancha den Brief wieder aus

ihrem Kleid hervornahm, ihn mit Innigkeit an ihre Lippen drückte und nochmals seinen Inhalt las.

Albert schrieb ihr darin, daß er wegen sehr vieler Arbeit nicht frühzeitig das Geschäftslokal verlassen könne, daß er aber hoffe, sie bei seiner Nachhausekunft bei Madame Newberry noch zu treffen.

Die Dunkelheit brach herein, die Lichter wurden angezündet und Blancha saß mit einem Buch in der Hand in dem Sopha, sie las aber nicht, sondern hielt ihre Aufmerksamkeit auf den Corridor geheftet und wartete ihres Vaters Tritt zu vernehmen. Bald ließ sich Dandon auch hören und trat in das Zimmer, um sich bei seiner Tochter zu verabschieden.

„Werde nur nicht ungehalten, liebe Blancha, daß ich Dich so oft abends allein lasse, es ist aber wieder eine Einladung, der ich nicht aus dem Wege gehen konnte. Stanton, bei dem ich speise, ist einer der reichsten Männer in der Stadt. Wenn nur mehr solche Familien hier lebten, damit es Dir nicht so sehr an Gesellschaft fehlte! Ich kann aber doch unmöglich aus meiner Sphäre treten."

„Sei unbesorgt, lieber Vater, ich fühle mich sehr glücklich mit meinen wenigen Bekannten und im Nothfalle tröste ich mich immer mit der guten Newberry, die mir, seit meine liebe Anna bei ihr wohnte, immer

ſo außerordentlich freundlich und gefällig geweſen iſt; ich möchte wohl wiſſen, ob ſie mir irgend etwas abſchlagen könnte."

„Ja wohl, ſie iſt eine ſehr gute Frau, wenn ihr Mann auch ein armer Teufel iſt. Nun muß ich aber gehen. Halte gut Haus!"

Hiermit reichte Dandon ſeiner Tochter die Hand und eilte aus dem Zimmer.

Kaum hörte Blancha unten die Hausthür öffnen und ſchließen, ſo ſchritt ſie an das Fenſter, ſah ihrem Vater, der im eiligen Schritt über den Platz ging, noch einige Augenblicke nach und zog dann die Schelle.

Als ihre ſchwarze Dienerin eintrat und nach ihrem Befehle fragte, hatte Blancha ſchon den Shawl umgeworfen, eine Handarbeit aus dem Nähtiſch hervorgenommen und eilte nun, von der Negerin begleitet, aus dem Hauſe und über den Platz zu Madame Newberry.

Dieſe öffnete ſelbſt für ſie die Hausthür und hieß ſie in der herzlichſten Weiſe willkommen.

Das Wohnzimmer, in das ſie eintraten und welches ſehr einfach, aber ſehr ſauber ausgeſtattet war, wurde außer durch eine große Lampe, die auf dem Tiſche ſtand, noch durch ein Flackerfeuer in dem Kamine erleuchtet.

Der Hauptgrund zu ſolchen Abendfeuern, wie ſie in den ſüdlichen Staaten Gebrauch ſind, liegt darin, daß ſie

die Luft in dem Zimmer reinigen und gegen herrſchende Fieber ſchützen ſollen, nebenbei aber liebt man abends dabei zu ſitzen und ſich durch ihr Flackern und Kniſtern unterhalten zu laſſen, während die Wärme, die ſie ausſtrömen, zu unbedeutend iſt, als daß ſie läſtig werden könnte.

„Wollen wir uns an das Kamin ſetzen, liebe Blancha? Ich meine, es wäre traulicher bei dem Feuer", ſagte Madame Newberry zu dieſer und winkte dann Lucy herbei, damit ſie ihr helfe, den Tiſch mit der Lampe näher nach dem Kamine zu ſchieben.

„So, jetzt haben wir das Licht von beiden Seiten und es iſt hell genug, um die feinſte Perlenarbeit zu machen", fuhr die freundliche Frau fort, nachdem ſie Lucy aus dem Zimmer geſandt hatte. „Nun ſetzen Sie ſich an Ihr altes Plätzchen, beſte Blancha, und laſſen Sie uns plaudern. Schade nur, daß unſer lieber Albert noch nicht kommen kann, wir wären heute Abend ſo ganz ungeſtört beiſammen, da mein Mann gleichfalls wie Ihr Vater auswärts eſſen wird."

„Albert hat mir ja geſchrieben, daß er ſehr viel zu thun habe", fiel Blancha ein und ſetzte lächelnd noch hinzu: „Er kommt aber doch ein wenig früher, als ſeine Arbeit es eigentlich erlaubt."

„Nur ein ſo ſtreng gewiſſenhafter Mann wie Albert kann ſich durch ſeine Pflicht von einem ſo lieben Engel

wie Sie fern halten laſſen", verſetzte die Frau mit innigem, liebevollem Ausdruck.

„Einem Engel, liebe Newberry?" entgegnete Blancha herzlich auflachend. „Dazu fehlen mir alle Erforderniſſe. Aber Albert iſt gut und brav, das iſt wahr."

„Wenn nur Ihr Vater —" hob die Frau an.

„Mein Vater hat mich ſehr lieb, beſte Newberry, und wird ſchließlich meinem Glück nicht in den Weg treten", fiel Blancha ihr in das Wort, „nur muß man ihm Zeit geben, daß die gute Meinung, welche er von Albert hat, nach und nach ſtärker wird als ſeine Vorurtheile; Sie wiſſen es ja, daß nur reiche Leute ſein Mitgefühl beſitzen. Er iſt aber Albert gut, achtet und ſchätzt ihn hoch, und wenn derſelbe ſein eigenes Geſchäft hier gegründet hat und eine Frau ſelbſt ernähren kann, dann werde ich meinem Vater unſere Liebe geſtehen und ihn um ſeine Einwilligung zu unſerer Vereinigung bitten."

„Und wenn er nun ſeine Zuſtimmung nicht geben ſollte?" warf Madama Newberry ein.

„Dann werde ich doch Albert's Frau", entgegnete Blancha entſchloſſen, fügte aber ſchnell hinzu: „Er wird es aber thun. Ich will Ihnen etwas anvertrauen, liebe Newberry, es muß aber unter uns bleiben: Albert hat mir geſagt, Portman wolle ſich bald zur Ruhe ſetzen und ihm ſein Geſchäft abtreten."

Mag unter den gebildeten Ständen Deutschlands die Sitte herrschen, vorzüglich die Kinder mit Fremden, Bekannten und Verwandten, welche sie nicht täglich sehen, zu siezen, und mag diese Sitte auch in Zukunft noch lange Zeit bestehen bleiben, so wird sie doch nie in den Volksschulen Eingang finden.

Hingegen wird sich dieses Siezen allmählig in duzen verwandeln, wenn die Volksschulen das Ihrige dazu beitragen, und wenn sie es thun, so wird es ihnen nicht schwer fallen.

Wenn der Lehrer in der Schule, wo er mit seinen Kindern den ganzen Tag zusammen ist, seine Kinder duzt, so werden sie es auch gegen ihn thun, und wenn sie es gegen ihn thun, so werden sie es auch gegen ihre Mitschüler thun, und wenn sie es gegen ihre Mitschüler thun, so werden sie es auch gegen ihre Eltern thun, und wenn sie es gegen ihre Eltern thun, so werden sie es auch gegen ihre Geschwister thun, und wenn sie es gegen ihre Geschwister thun, so werden sie es auch gegen ihre Verwandten thun, und wenn sie es gegen ihre Verwandten thun, so werden sie es auch gegen ihre Bekannten thun, und wenn sie es gegen ihre Bekannten thun, so werden sie es auch gegen Fremde thun, und wenn sie es gegen Fremde thun, so werden sie es auch gegen ihre Obern thun, und wenn sie es gegen ihre Obern thun, so werden sie es auch gegen ihre Vorgesetzten thun, und wenn sie es gegen ihre Vorgesetzten thun, so werden sie es auch gegen ihre Lehrer thun, und wenn sie es gegen ihre Lehrer thun, so werden sie es auch gegen ihre Pfarrer thun, und wenn sie es gegen ihre Pfarrer thun, so werden sie es auch gegen ihre Seelsorger thun, und wenn sie es gegen ihre Seelsorger thun, so werden sie es auch gegen ihre Vorgesetzten thun, und wenn sie es gegen ihre Vorgesetzten thun, so werden sie es auch gegen ihre Obern thun, und wenn sie es gegen ihre Obern thun, so werden sie es auch gegen Fremde thun, und wenn sie es gegen Fremde thun, so werden sie es auch gegen ihre Bekannten thun, und wenn sie es gegen ihre Bekannten thun, so werden sie es auch gegen ihre Verwandten thun, und wenn sie es gegen ihre Verwandten thun, so werden sie es auch gegen ihre Geschwister thun, und wenn sie es gegen ihre Geschwister thun, so werden sie es auch gegen ihre Eltern thun, und wenn sie es gegen ihre Eltern thun, so werden sie es auch gegen ihre Mitschüler thun, und wenn sie es gegen ihre Mitschüler thun, so werden sie es auch gegen ihren Lehrer thun, und wenn sie es gegen ihren Lehrer thun, so werden sie es auch gegen ihre Kinder thun, und wenn sie es gegen ihre Kinder thun, so werden sie es auch gegen ihre Enkel thun, und wenn sie es gegen ihre Enkel thun, so werden sie es auch gegen ihre Urenkel thun, und wenn sie es gegen ihre Urenkel thun, so werden sie es auch gegen ihre Ururenkel thun, und wenn sie es gegen ihre Ururenkel thun, so werden sie es auch gegen ihre Urahnen thun, und wenn sie es gegen ihre Urahnen thun, so werden sie es auch gegen ihre Ururahnen thun, und wenn sie es gegen ihre Ururahnen thun, so werden sie es auch gegen ihre Urahnen thun, und wenn sie es gegen ihre Urahnen thun, so werden sie es auch gegen ihre Enkel thun, und wenn sie es gegen ihre Enkel thun, so werden sie es auch gegen ihre Kinder thun, und wenn sie es gegen ihre Kinder thun, so werden sie es auch gegen ihren Lehrer thun, und wenn sie es gegen ihren Lehrer

„Ja, ja, es iſt ſpaßhaft, wie wenig die Männer von unſerer Toilette verſtehen; ſie fühlen es wohl, wenn wir geſchmacklos gekleidet ſind, wiſſen aber niemals, wo der Fehler liegt.

„Nun noch etwas Neues", fiel Blancha wieder ein. „Morgen will mein Vater Albert zum Mittagseſſen bitten. Ich freue mich ſehr darüber, denn ich weiß, wie es ihn beglücken wird. Es iſt nämlich ein ſehr reicher junger Mann aus Texas hier, deſſen Bekanntſchaft mein Vater heute gemacht hat und den er morgen bitten will; er ſagte mir, derſelbe wäre ebenſo ſchön und liebenswürdig, wie er reich ſei. Ich werde ihn aber darum ſehr liebenswürdig finden, weil er die Veranlaſſung dazu gab, daß mein Albert gebeten wurde. Vater nannte mir auch ſeinen Namen, ich habe ihn aber vergeſſen."

„Es iſt unbegreiflich, wie die Leidenſchaft für Geld alle andern Gefühle beherrſchen kann. Ihr Vater würde ſich nicht bedenken, einem ſo reichen Manne aus Texas ſeine einzige geliebte Tochter zur Frau zu geben und ſie mit ihm in ein ſolches wüſtes, wildes Land ziehen zu laſſen, während er ſie hier in ſeiner Nähe ſo glücklich ſehen und ſich ſelbſt dadurch beglücken könnte. Der Geldſtolz iſt wahrlich der thörichtſte von allen", ſagte Madame Newberry und warf ein Stück Kienholz auf das Feuer.

„Nun, er ſoll doch noch recht glücklich durch uns werden", ſagte Blancha ſo recht aus tiefem Herzen und ließ ihre Arbeit in den Schooß ſinken, „und dann ſoll er auch wiſſen, wie ſehr er Ihnen, liebe Newberry, dafür zu danken hat."

„Gebe Gott, daß ich dieſe Freude erlebe", verſetzte die Frau und erzählte Blancha dann, wie ſie Lucy durch das ſchöne Halstuch hoch beglückt habe.

So plauderten ſie bald ernſt, bald ſcherzend und lachend, Blancha hielt aber immer ihr Ohr nach der Hausthür gerichtet und lauſchte jedem auf dem Trottoir vorüberziehenden Tritt. Da ſchlug es acht Uhr und Lucy trat ein, um zu melden, daß das Abendeſſen bereit ſei.

„Wollen wir nicht noch ein wenig warten? Albert kommt vielleicht bald", wandte ſich Madame Newberry zu Blancha.

„Ach ja, noch ein Viertelſtündchen, es wäre doch hübſch — Ha, da iſt er!" rief dieſe mit freudigem Schreck, warf ihre Arbeit auf den Tiſch und ſprang aus dem Zimmer nach der Hausthür, wo eben die Schelle gezogen wurde.

„Mein Albert!" ſagte ſie zu ihm, als ſie die Thür geöffnet hatte und er haſtig eintrat, und ſchlang ihren Arm um ſeinen Nacken. „Dank, Dank, tauſend Dank,

daß Du ſchon kommſt. Nicht wahr, meine Sehnſucht nach Dir hat Dir keine Ruhe gelaſſen?"

„Nein, nein, es war meine Sehnſucht, die Deine Gedanken zu mir zog. Du angebetetes, einziges Mädchen, o wie verſüßeſt Du mir jeden Augenblick durch Deine Liebe!" entgegnete Albert, preßte Blancha mit einem innigen Kuſſe an ſein Herz und führte ſie dann von ſeinem Arm umſchlungen in das Zimmer, wo Madame Newberry ihrer harrte.

„Das iſt ja prächtig, Herr Randolph, daß Sie ſo früh kommen", ſagte dieſe ihm entgegentretend. „Nun führen Sie Ihre ſchöne Braut auch gleich in das Eßzimmer, denn das Abendbrod iſt bereit."

Dann ergriff ſie die Lampe und ſchritt den beiden Glücklichen voran nach einem kleinen Gemach in dem hintern Theile des Hauſes, wo der Tiſch gedeckt ſtand und Lucy eben die einfachen Speiſen auftrug.

„Sie müſſen den Herrn vom Hauſe vorſtellen, Herr Randolph; mein Mann iſt ausgebeten", ſagte Madame Newberry, ſich am Tiſche niederlaſſend.

„Um dieſem Platz Ehre zu machen, muß man unter liebender Leitung erſt einige Erfahrung ſammeln; ich werde ſehr unbehülflich erſcheinen, will aber mein Beſtes thun", entgegnete Albert lächelnd und verſorgte dann die Teller der beiden Damen mit gebackenem Huhn, ge-

bratenem Schinken, mit Eiern und gekochtem Mais, während Madame Newberry Kaffee und Thee einschenkte und Lucy das glühheiße Brod und dampfende süße Kartoffeln herumreichte.

„Nun rathe aber, Albert, welche Freude unser morgen harrt", sagte Blancha, mit glänzendem Blick zu ihm gewandt, und legte ihre kleine Linke auf seinen Arm.

„Welche Freude? Für uns gibt es nur eine Freude, die unseres Zusammenseins. Wird diese mir zu Theil werden?"

„Ja wohl. Aber wo?" fragte Blancha lächelnd.

„Am liebsten hier bei unserer besten Freundin und so ungestört wie heute Abend", entgegnete Albert, Blancha's Hand küssend.

„Nein, ich will es Dir nur sagen — in unserm Hause. Vater wird Dich morgen zum Essen bitten lassen."

„Du guter, lieber Engel, das habe ich doch nur Dir zu danken!"

„Nein, nein, ich habe nichts dazu gethan. Vater zeigte mir nur an, daß er morgen einen Herrn aus Texas, dessen Namen ich vergessen habe, zum Mittagsessen laden würde, und bemerkte dabei aus freien Stücken, daß er es auch Dir sagen lassen wollte. Du bist der einzige Mensch ohne großes Vermögen, dem er diese Artigkeit erzeigen würde", antwortete Blancha, ergriff

Albert's Hand und ſetzte mit Begeiſterung noch hinzu: „Es iſt der große Reichthum Deines Geiſtes, mein Albert, den mein Vater anerkennt."

„Und wie klein und unbedeutend iſt dieſer Reichthum gegen den Deiner Seele, Du Engelsmädchen!" erwiderte Albert im überwallenden Gefühl ſeines Glücks.

„Sie müſſen aber Ihren Dienſt wahrnehmen, Herr Randolph. Fräulein Blancha nimmt vielleicht noch etwas Fleiſch oder Mais", fiel Madame Newberry ein.

„Ich danke, ich danke, beſte Newberry. Ich habe Ihrer Küche alle Ehre angethan", entgegnete Blancha herzlich.

„Nun, ſo laſſen Sie uns wieder zu unſerm Kaminfeuer gehen, dort iſt es doch traulicher", ſagte die Frau, in welchen Vorſchlag ihre Gäſte gern einſtimmten und ihr ſogleich nach dem Wohnzimmer folgten. Dort ließ ſich Albert an Blancha's Seite nieder, die ihre Arbeit wieder ergriff und zu ſticken begann.

„Sieh Dein ſchönes Mieder; ich freue mich ſchon, Dich darin zu ſehen", hob Albert an und betrachtete die für ihn beſtimmte Weſte, worauf Blancha zu lachen begann und ſich vergebens bemühte, ernſthaft zu bleiben, denn Madame Newberry ſtimmte jetzt mit ein und beide lachten nach Herzensluſt.

„Ach liebſter, beſter Albert, werde nicht böſe über unſere Kinderei", begann Blancha immer noch lachend.

„Die Newberry war daran ſchuld, weil ſie auch zu lachen begann. Ich will es Dir aber geſtehen, was uns dazu brachte.“

„Nein, nein, Blancha, das dürfen Sie nicht thun. Herr Albert wird es noch zeitig genug erfahren und uns beiden unſere Unart dann recht gern vergeben“, fiel die Frau ein. „Nicht wahr, Herr Randolph, Sie wollen es jetzt noch gar nicht wiſſen? Um unſerm Lachen aber ein Ende zu machen, will ich mich entfernen und noch einige Haushaltsangelegenheiten beſorgen. Sie entſchuldigen mich für eine kurze Zeit.“

Hiermit erhob ſich Madame Newberry und eilte aus dem Zimmer, Blancha aber legte die Arbeit auf den Tiſch, rückte näher zu Albert heran und ſchmiegte ſich von ſeinem Arm umſchlungen an ſeine Bruſt.

Zweites Kapitel.

Während dieſer Zeit ſaß Harry Williams an der Seite einer reich geputzten Dame in ſeinem Sopha und ſuchte ſie unter Schmeichelreden und liebevollen Aufmerkſamkeiten zu bewegen, ihr Glas, welches er abermals mit Champagner gefüllt hatte, zu leeren. Sie bewohnte mit ihm denſelben Gaſthof, in welchem ſie als die Frau eines Herrn Sulton vor kurzem angekommen war, und hatte an dieſem Abend Harry's Einladung angenommen, in ſeinem Salon ein Glas Champagner mit ihm zu trinken, denn Sulton war ſchon ſeit einigen Tagen abgereiſt, um im Staate Ohio Geſchäften nachzugehen. Harry hatte ſich der vereinſamten Dame ſogleich angenommen, führte ſie zu Tiſche, begleitete ſie vormittags auf ihrer Promenade, fuhr ſie bei Sonnenuntergang ſpazieren und ging abends mit ihr zur Kirche. Dieſe Aufmerkſamkeiten des ſchönen, reichen, jungen Mannes verfehlten nicht, einen vortheilhaften Eindruck auf die

Dame zu machen und ihm den Weg zu ihrer Gunſt zu bahnen. Schon nach Verlauf der erſten Tage vertraute ſie ihm unter dem Siegel tiefſter Verſchwiegenheit an, daß ſie noch nicht mit dem Herrn Sulton verheirathet ſei und daß ſie dieſerhalb auch kein Unrecht darin erkennen könne, während deſſen Abweſenheit die Artigkeiten eines ſo liebenswürdigen Mannes, wie Herr Williams, anzunehmen. Durch ihr häufiges Zuſammenſein waren ſie bald ſehr bekannt mit einander geworden und in einem traulichen Geſpräch hatte die Dame ihrem jungen Freunde Harry einen Blick in das Leben und den Charakter ihres ſogenannten Gatten thun laſſen. Sie ſagte ihm, daß derſelbe eine unglaubliche Geſchicklichkeit darin beſäße, Papiergeld nachzumachen, Geſchriebenes von einem Papier zu entfernen und Buchſtaben zu verändern oder durch andere zu verſetzen. Sie rühmte ſeine Kunſt mit einem gewiſſen Stolze und ſagte, daß er für Veränderungen einzelner Worte in Documenten ſchon Tauſende bezahlt erhalten habe.

Harry hatte dieſe Mittheilungen mit dem allergrößten Intereſſe vernommen, und an dieſem Abend, als er mit der Dame bei dem ſchäumenden Weine ein ſo ungeſtörtes Plauderſtündchen hielt, fragte er ſie, ob Herr Sulton ſich wohl dazu verſtehen werde, ihm die Kunſt, Schrift von einem Papier entfernen, zu lehren; es ſei

ihm daran gelegen, in das Geheimniß eingeweiht zu werden, um einen bedeutenden Betrug, der in dieſer Weiſe an ihm begangen ſei, zu beweiſen. Er erklärte ſich zugleich erbötig, ein hohes Lehrgeld dafür zu zahlen, und die Dame übernahm es, den Künſtler bei ſeiner Rückkehr für Harry's Wunſch zu ſtimmen. Dieſer, im Dankgefühl für das Verſprechen der Schönen, bot nun alle ſeine Liebenswürdigkeit auf, ihre freundlichen Geſinnungen für ſich noch mehr zu beleben, er ließ ein feines Abendeſſen auf das Zimmer bringen, credenzte ihr dabei die koſtbarſten Weine und überraſchte ſie ſchließlich noch mit einem ihrer Lieblingsgetränke, mit Ananaspunſch.

Am folgenden Morgen ertönte ſchon zum dritten Male die Glocke, die zum Frühſtück rief, als Harry ſich mit großer Anſtrengung den Armen des Schlafes entwand und ſich von ſeinem Lager erhob. Er hatte ſchnell Toilette gemacht und war im Begriff, ſich in den Speiſeſaal zu begeben, als ein ſchwarzer Diener in ſein Zimmer trat und ihm einen Brief von Herrn Dandon brachte. Das Schreiben enthielt in den höflichſten Worten eine Einladung für heute zum Mittagseſſen.

Harry legte den Brief auf den Tiſch, griff in die Taſche und reichte dem Schwarzen zwei Dollars mit den Worten hin:

„Das iſt für Deinen Weg, Bob, oder wie Du hei-

ßen magſt. Sage Deinem Herrn, ich ließe mich ihm ergebenſt empfehlen und würde die Ehre haben, mich zur beſtimmten Zeit bei ihm einzufinden."

Der Schwarze öffnete, auf die zwei blanken Dollars in ſeiner Hand ſchauend, ſeine Augen vor Verwunderung immer weiter und ſchien ſeiner Sache nicht gewiß zu ſein, ob er das Geld mitnehmen ſolle, Harry aber, der dies bemerkte, ſagte:

„Die zwei Dollars gehören Dir, Bob; für mich hebt Niemand eine Hand oder einen Fuß auf, ohne daß ich ihn dafür bezahle. Du gefällſt mir außerdem. Du biſt ein geſcheidter, gewandter Burſche und magſt Dich mitunter bei mir melden, vielleicht habe ich dieſen oder jenen kleinen Auftrag, den Du für mich ausrichten kannſt. Nun geh, Bob, und empfiehl mich Deinem Herrn."

Der Neger konnte vor Verwunderung kaum ſein: „Danke, Herr!" hervorſtottern und verließ mit vielen tiefen Verbeugungen das Zimmer. Kaum aber hatte er die Thür hinter ſich geſchloſſen, als Harry den Brief Dandon's vom Tiſche nahm und ihn abermals öffnete. Sein Blick heftete ſich zuerſt auf den Namenszug, auf welchem er eine Zeit lang verweilte, und dann ſchaute er, wie einem Gedanken folgend, hin und her über die Schrift.

„Er ſchreibt eine ebenſo ungewöhnliche Hand, wie er ſich ungewöhnlich kleidet", ſagte Harry ſinnend

vor ſich hin und faltete langſam den Brief wieder zuſammen.

Nun begab er ſich in den Speiſeſaal, wo er ſich allein zum Frühſtück an der langen Tafel niederließ, denn die übrigen Gäſte hatten daſſelbe lange vor ihm eingenommen. Als er den Saal wieder verließ, trat er auf die hohe Treppe vor dem Hauſe und wußte für den Augenblick nicht, was er beginnen ſollte. Die Luft war aber ſo erfriſchend und einladend und that ihm nach der verſchwelgten Nacht ſo wohl, daß er in die Straße trat und ohne beſtimmtes Ziel in derſelben hinwandelte. So erreichte er den Markt, der bereits von Käufern und Verkäufern verlaſſen war, und trat in das Hallengebäude, in welchem man hier und dort noch ſolche Lebensmittel feilbot, welche zu jeder Tageszeit verlangt wurden. An einem der Pfeiler ſaß eine alte Negerin, die Maismehl, geſchälten ganzen Mais, getrocknete Bohnen und Erbſen, Sellerie, ſüße Kartoffeln und Gemüſe verſchiedener Art zu verkaufen hatte, und vor ihr ſtand Lucy, die Dienerin der Madame Newberry, mit einem Körbchen am Arm und unterſuchte die weißen Bohnen, welche in einem Sack auf dem Tiſche ſtanden.

Ihre Geſtalt war Harry ſchon von weitem aufgefallen, und als er näher trat, wurde er von ihrer Schönheit ſo überraſcht, daß er neben ihr ſtehen blieb und ſagte:

„Ei, Du biſt ja ein reizendes Mädchen; wie heißeſt Du denn?“

Lucy ſah ſich verwundert nach Harry um und ſchlug, dem Blick des hübſchen, vornehmen Herrn begegnend, erröthend die Augen nieder.

„Du brauchſt Dich nicht zu ſchämen, Du ſüßes Mädchen; Du biſt der Bewunderung eines jeden fühlenden Gentlemans werth. Sage mir doch Deinen Namen“, fuhr Harry mit aller Weichheit ſeiner Stimme fort und legte ſeine Hand liebkoſend unter ihr Kinn.

„Ich heiße Lucy, Herr“, antwortete dieſe mit weniger Bangigkeit und hob ihre großen glänzenden Augen zu Harry auf.

„Und bei wem biſt Du?“

„Ich gehöre Madame Newberry“, antwortete Lucy freundlich.

„Iſt es nicht ſündhaft, daß ein ſolcher Engel Jemand als ein Stück Eigenthum angehört!“ ſagte Harry mit tief gefühlvollem Tone. „Wäreſt Du bei mir in Texas, ſo würdeſt Du meine Herrin und ich Dein Sklave ſein; dort iſt Jedermann frei, welche Farbe ſeine Haut auch trägt, und nur der eigene Wille, das Herz macht ergeben und unterwürfig. Ich könnte Dich zum Verzweifeln lieben, Du reizender Engel!“

Dabei zog Harry ſeine Börſe aus der Taſche, nahm

ein Goldstück daraus hervor und drückte es Lucy mit den Worten in die Hand:

„Dafür kaufe Dir etwas, was Dir Freude macht, und wenn Du an mich denkst, so glaube, daß ich Dir gut bin und Dich sehr lieb habe."

Dann reichte er auch der alten Negerin einen Dollar hin, strich Lucy nochmals über die Wange und schritt mit den Worten davon:

„Denke an mich, Du liebes Mädchen."

„Mein Gott, er hat mir fünf Dollars gegeben. Wenn es Madame Newberry hört, so wird sie mich schelten, daß ich sie angenommen habe", sagte die Mulattin und zeigte der Negerin das Goldstück.

„Du Närrchen, Du wirst wohl nicht so dumm sein und es Deiner Herrin auf die Nase binden. Für fünf Dollars kannst Du Dir viele schöne Sachen kaufen, und wenn Dich Deine Madame fragt, woher Du sie hast, so sagst Du ihr, Du habest sie geschenkt bekommen. Komm heute Abend zu mir — Du weißt ja, wo ich wohne — dann will ich Dir das Geld wechseln und uns Kuchen und etwas Gutes zum Trinken holen. Ich wünschte, der Herr käme alle Tage hierher. Hast Du ihn Dir denn wohl recht angesehen, wie schön er war? Einen so feinen Liebhaber nähme die erste, vornehmste Dame in der Stadt."

Lucy ſagte nichts über Harry, ihre Wangen aber glühten, ihr Herz ſchlug ſchnell und ein wonniges Gefühl, wie ſie es noch nicht gekannt hatte, durchſtrömte ihre Nerven. Sie kaufte ſchnell die Bohnen, verſprach der Negerin, ſie heute Abend zu beſuchen, und eilte fliegenden Schritts nach Hauſe.

Die von Dandon zum Mittagseſſen beſtimmte Stunde kam heran. Harry hatte mit der allergrößten Sorgfalt ſeine Toilette beendet, trat nochmals vor den Spiegel und begab ſich dann auf den Weg nach Dandon's Haus. Er hatte daſſelbe erreicht, die hohe Marmortreppe erſtiegen und war im Begriff, die Schelle zu ziehen, als die Thür ſich öffnete und Lucy hinausſchreiten wollte. Sie fuhr erſchrocken in den Corridor zurück, Harry aber trat raſch zu ihr ein, ergriff ihre Hand, preßte ſeine Lippen darauf und ſagte:

„Du liebliches, ſchönes Mädchen, ich muß Dich bald wiederſehen, hörſt Du?"

Mit einem glühenden Blick eilte er dann von ihr hinweg und die breite Treppe hinauf in den erſten Stock, wo ein ſchwarzer Diener die Salonthür für ihn öffnete.

Dandon ſelbſt empfing ihn hier mit der zuvorkommendſten Höflichkeit und führte ihn nach dem Tiſche, um den die ſchon anweſenden Gäſte ſich erhoben und hinter welchem Blancha in dem Sopha ſaß.

Harry ſchritt raſch bis zu dieſer vor und verneigte ſich tief vor ihr, während ihr Vater ihn als Herrn Williams aus Texas ihr vorſtellte, dann aber wandte er ſich zu den Herren, mit denen ihn Dandon nun gleichfalls der Reihe nach bekannt machte.

Der letzte, dem er vorgeſtellt wurde, war Albert Randolph, welcher während der ganzen Zeit ſeinen erſtaunten Blick auf ihn geheftet hatte.

„Herr Williams, Herr Randolph“, ſagte Dandon und beide verneigten ſich gegenſeitig. Beide hatten einander erkannt, doch beide berührte dies Erkennen unangenehm, Albert, weil ihm die Nacht einfiel, in welcher der alte Williams ſeines Vaters Mulatten ſo unmenſchlich auspeitſchen ließ, Harry, weil der ſtolze Name Williams in Kentucky einen böſen Klang bekommen hatte. Sie wandten ſich ſchweigend von einander ab, Albert, um mit einem der Herren ſeine Unterhaltung fortzuſetzen, Harry aber, um ſich Blancha Dandon zu nahen.

Ihre Schönheit hatte ihn ſchon beim Eintreten in den Salon überraſcht und mit Bewunderung richtete er jetzt ſeinen Blick wieder auf ihre reizende Geſtalt. Harry's berechnender Geiſt konnte aber bei allem Zauber ihrer Erſcheinung die reiche Erbin nicht in ihr überſehen, und im Bewußtſein des Eindrucks, den er auf den alten Dandon gemacht hatte, baute er im Augenblick ſein

Luftſchloß und ſah ſich im Geiſte als Gemahl der ſchönen Blancha und als Eigenthümer ihres dereinſtigen großen Vermögens.

Er hatte die Verlegenheit, welche ihn bei dem Erkennen Albert's ergriff, überwunden, trat nun mit der unbefangenen Sicherheit, die ihm ſo eigen war, zu Blancha hin und ſagte mit gefühlvollem Tone:

„Endlich wird mir das heiß erſehnte Glück zu Theil, ſchönes Fräulein, in Ihre beſeligende Nähe treten zu dürfen und von Angeſicht zu Angeſicht den Inbegriff von Lieblichkeit und Anmuth zu bewundern.“

Der freundliche, heitere Ausdruck auf Blancha's Antlitz, mit dem ſie Harry empfangen, verſchwand bei deſſen Worten von ihren Zügen, es zog wie eine dunkle Wolke über ihre Stirn und ſich gerader ſetzend, ſah ſie ihm ernſt und ſtolz in die Augen.

Mit magiſcher Gewalt trieb ihr unbeweglicher Blick die ſüßen Worte, die noch auf Harry's Lippen ſchwebten, von ihnen zurück, und für einen Augenblick hatte er ſeine Faſſung verloren, dann aber ermannte er ſich wieder und fuhr mit noch ſchmelzenderer Stimme fort:

„Wer kann in das Licht der Sonne treten, ohne deren göttliche Macht zu fühlen und ſie anzubeten!“

Hier aber ſtockte Harry abermals in ſeiner Rede, denn Blancha's noch immer regungsloſer Blick war noch

ernſter, noch ſtolzer geworden und mit kalter Stimme ſagte ſie nun, als ob ſie ſeine Worte gar nicht gehört hätte:

„Werden Sie ſich noch lange in Natchez aufhalten, Herr Williams?“

Die Frage war ihm, wenn auch eine bittere Medicin, doch in ſeiner augenblicklichen Verlegenheit willkommen und er antwortete raſch:

„Leider nicht ſo lange, als mich meine Neigung wohl hier halten möchte; meine Güter in Texas beanſpruchen bald meine Gegenwart.“

Während Harry dieſe Worte aber ſagte, warf er einen Blick nach Albert hinüber, als wolle er ſich überzeugen, ob derſelbe ſeine Niederlage bemerkt habe, und wie ein Dolchſtich fuhr es ihm durchs Herz, als er deſſen Augen freudig glänzend auf Blancha gerichtet ſah, die ihm in dieſem Augenblick mit den ihrigen mild und ſeelenvoll begegnete. Harry verſtummte und wurde bleich, er legte ſich in ſeinem Seſſel zurück und ſpielte mit der zierlichen Goldkette an ſeiner Uhr.

Jetzt trat ein Diener ein und zeigte an, daß das Eſſen aufgetragen ſei. Alle erhoben ſich. Herr Ferghuſſen, der reichſte Mann in der Stadt, gab Blancha ſeinen Arm, um ſie zu Tiſche zu führen, Dandon nahm Harry bei der Hand und alle folgten der Dame nach

dem Speiſeſaale. Eine fürſtliche Pracht war hier entfaltet, wenn auch in Ausſtattung und Anordnung der eigenthümliche Geſchmack Dandon's nicht zu verkennen war, denn wie ſeine Röcke, Weſten und Beinkleider ſtets in den bunteſten Farben ſpielten, ſo trugen hier Vorhänge, Möbel und Teppich alle Farben des Regenbogens. Die Tafel aber war mit glänzendem Silber- und Goldgeſchirr überladen, und auf den Nebentiſchen waren die Speiſen mit großen ſilbernen Glocken bedeckt. Viele ſchwarze Diener in blendend weißen Anzügen umſtanden den Tiſch, bereit, die Gäſte zu bedienen. Dandon führte Harry an die rechte Seite ſeiner Tochter, während zu ihrer Linken der reiche Ferghuſſen Platz nahm.

Kaum hatten ſie ſich niedergelaſſen, als Blancha ſich mit Artigkeit zu Harry wandte und ihn fragte:

„Aus welchem Staate ſind Sie gebürtig, Herr Williams? Texas iſt wohl nicht Ihr eigentliches Vaterland.“

„Aus Kentucky“, antwortete Harry mit gedämpfter Stimme und ſah nach Albert hinüber, der an dem andern Ende des Tiſches ſaß.

„Dann haben Sie einen Landsmann hier; Herr Randolph iſt auch in Kentucky geboren. Vielleicht kennen Sie ſeine Familie?“

„Doch nicht, Fräulein, ich zog ſchon als Knabe nach Texas.“

„Nun, dann wird er Ihnen als Dichter Albert bekannt ſein; dieſen feiert ja jeder Amerikaner.“

„Bis jetzt, Fräulein, iſt von der Civiliſation nur die Proſa nach Texas vorgedrungen, der Poeſie fehlt es dort noch an fruchtbarem Boden“, entgegnete Harry mit leichterem Tone und fügte nach einigen Augenblicken noch hinzu: „Um poetiſche Gefühle in ſich zu wecken, muß man nach Natchez kommen.“ Blancha beachtete die letzten Worte Harry's nicht und fragte ihn nun über die politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände in Texas.

Dandon, welcher neben Harry oben am Tiſche ſaß, hielt ſeine Aufmerkſamkeit auf deſſen Unterhaltung mit ſeiner Tochter gerichtet und fiel jetzt in dieſelbe ein, indem er ſagte:

„Alles, was Texas fehlt, um es zum reichſten Lande dieſes Continents zu machen, iſt die Wohlthat der Sklaverei. Was wäre unſer Süden ohne dieſe Arbeitskraft!“

„Die Zeit dieſer Wohlthat iſt in Texas nicht fern, Herr Dandon, und wenn ſie kommt, ſo wüßte ich eine Unternehmung, die ihresgleichen noch nicht aufzuweiſen hätte. Hunderttauſende könnten dabei in wenigen Wochen verdient werden“, ſagte Harry mit einem aufleuchtenden Blick, der deutlich zeigte, daß dieſer Gedanke ſo eben zum erſten Male in ihm erſtanden war.

„Und welche Unternehmung würde dies sein?“ fragte Dandon neugierig.

„Ich werde mich später darüber aussprechen, verehrter Herr Dandon. Solche Geschäfte wollen ruhig überlegt sein.“

„Schön, schön, ich verstehe Sie, lieber Freund. Heute Abend gehen Sie mit mir in den Club, da sind wir ungestört und können die Sache besprechen“, versetzte Dandon und nickte Harry mit einem bedeutsamen Blick zu.

Diesem aber schien der Gedanke, der plötzlich in ihm erwacht war, von ungewöhnlicher Wichtigkeit zu sein, denn er nahm an der heitern Stimmung, welche bald allgemein wurde, wenig Antheil und man sah es ihm an, daß sein Geist sich mit etwas Anderem als mit seiner Umgebung beschäftigte.

Desto lebendiger war Albert mit seiner ganzen Seele gegenwärtig. Er erhaschte jede Gelegenheit, die ihm Blancha bot, mit ihr zu reden, und wo ihm das Wort nicht vergönnt ward, da begegnete sein Blick dem ihrigen und sagte ihr mehr, als alle Worte auszudrücken vermochten.

Sie war der belebende Funke in der Unterhaltung, sie vereinte das Gespräch der ganzen Tischgesellschaft, zwang einen Jeden, sich daran zu betheiligen, und würzte es mit geistreichen Bemerkungen, mit Scherz und Witz.

Als das Deſſert aufgetragen wurde, erhob ſich Blancha, wünſchte den Herren zum Weine eine fröhliche Laune und verabſchiedete ſich von ihnen. Mehrere der jungen Männer, unter denen auch Ferghuſſen und Albert Randolph, baten um die Erlaubniß, ſie begleiten zu dürfen, und folgten ihr aus dem Saale. Harry aber blieb bei den ältern Herren zurück und wollte den fragenden Blick Dandon's nicht verſtehen.

Die Nähe dieſes Randolph, dem er ſchon in früher Jugend feindſelig gegenüber geſtanden hatte, war ihm jetzt unerträglich.

Die Sonne war ſchon verſunken, als Dandon mit ſeinen Gäſten die Tafel verließ und dieſelben zu ſeiner Tochter begleitete, bei welcher ſie ſich empfehlen wollten. Sie fanden Blancha in dem Salon mit Albert Randolph allein, denn die andern Herren hatten ſich ſchon bei ihr verabſchiedet.

„Iſt Ferghuſſen auch ſchon davongelaufen?" fragte Dandon in heiterer Weinlaune, zu Blancha tretend.

„Meine Macht reichte nicht hin, die Herren länger hier zu feſſeln, Herr Randolph allein hat mir ein Opfer gebracht und treulich bei mir ausgeharrt", entgegnete Blancha nicht ganz ohne Befangenheit.

„Ja, Randolph, das will ich meinen, er iſt der Retter in der Noth und hilft, wo keine Hülfe mehr zu

hoffen ſteht", fuhr der Alte in ſeinem Humor fort und wandte ſich dann mit den Worten zu Harry: „Dieſer junge Herr hat meiner Tochter zwanzigtauſend Dollars gerettet, die ich ihr in einer verloren gegebenen Forderung zum Geſchenk gemacht hatte."

„Nein, Herr Williams, verſtehen Sie meinen Vater nicht unrecht, er hat mir dieſelben verehrt, nachdem durch die Geſchicklichkeit des Herrn Randolph der Proceß bereits zu ſeinen Gunſten entſchieden war", fiel Blancha ein.

„Sehr liebenswürdig von Ihrem Herrn Vater", ſagte Harry mit erzwungenem Lächeln und wandte ſich zu Dandon hin, um den Anblick des verhaßten Randolph zu meiden.

Albert trat nun zu Blancha vor, dankte ihr für die ihm erwieſene Artigkeit und empfahl ſich ihr in ernſter Form, worauf die andern Gäſte ſeinem Beiſpiel folgten, während Dandon zu Harry ſagte:

„Sie bleiben noch bei meiner Tochter, bis ich meine Toilette gewechſelt habe, dann gehen wir zuſammen nach dem Club." Darauf geleitete er die andern Gäſte nach der Thür, dankte ihnen dort für die Freude ihrer Geſellſchaft und verließ mit einem freundlichen Wink nach Harry das Zimmer.

Dieſer war wieder ganz Herr ſeiner ſelbſt und ſah mit der ihm natürlichen Unabhängigkeit und Feſtigkeit

dem Augenblick entgegen, wo er mit Blancha allein ſein würde, um einen neuen Angriff auf ihr Herz zu machen oder ſeine Niederlage an ihr zu rächen. Kaum hatte ſich die Thür geſchloſſen, als er zu Blancha trat und mit höflichem, doch ernſtem Tone ſagte:

„Sie haben vor Tiſche meine Worte mißdeutet, Fräulein Blancha. Ich bin es Ihnen, aber auch mir ſelbſt ſchuldig, Ihnen zu ſagen, daß dieſelben nichts Anderes als den Ausdruck eines tiefſinnigen Gefühls enthielten, daß ich Sie aber bitte, dieſelben als nicht geſagt zu betrachten, wenn ſie Ihnen aus irgend einem mir unbekannten Grunde unangenehm waren."

Hierbei verneigte ſich Harry ehrerbietig und erwartete Blancha's Antwort.

Dieſe änderte nichts in ihrem Aeußern, nur ſchien ein leichter Schatten ihren hellen Blick zu verdunkeln.

„Setzen Sie ſich, Herr Williams", ſagte ſie nach einer kurzen Pauſe ruhig und zeigte auf den neben dem ihrigen ſtehenden Stuhl, und als Harry ſich niedergelaſſen hatte, fuhr ſie ebenſo gelaſſen fort:

„Ich habe Ihnen auf Ihre Rede vor Tiſche und auf Ihre jetzige Erklärung nur wenige Worte zu antworten und bitte damit dieſe Angelegenheit zwiſchen uns als vollſtändig erledigt anzuſehen. Eine jede über-

triebene Artigkeit ist eine Unhöflichkeit! Nun nicht ein Wort weiter darüber, wenn ich bitten darf."

Harry biß sich auf die Lippen, er fühlte sich abermals besiegt und zugleich entwaffnet; doch würde er der schönen Blancha gegenüber den Kampf nicht aufgegeben haben, vor der reichen Erbin aber beugte er sich als Geschlagener und sagte:

„Ihr Wunsch, Fräulein Blancha, ist mir das heiligste Gesetz und führte es mich zum Tode! Ich werde mich bestreben, den unangenehmen Eindruck, den meine Worte gegen meine Absicht auf Sie gemacht haben, aus Ihrer Erinnerung zu verwischen, und bitte flehentlich die Gelegenheit dazu, welche nur in Ihrer Macht liegt, mir nicht vorzuenthalten."

„Sie werden in unserm Hause stets willkommen sein, Herr Williams", entgegnete Blancha mit einer artigen leichten Verneigung.

Da trat Dandon in einem bronzefarbenen Oberrock und mit einem goldgekrönten Stock in der Hand in das Zimmer und erklärte sich marschfertig. Harry, dem er sehr erwünscht kam, erhob sich rasch, dankte Blancha für den glücklichen Mittag, den sie ihm geschaffen, und empfahl sich ihrem geneigten Wohlwollen.

Als er mit Dandon über den Platz geschritten war und in die nächste Straße einbog, erreichte Blancha schon

die Wohnung ihrer Freundin Newberry und wurde an der Thür von Albert Randolph empfangen.

Während Harry und Dandon nun in der Straße hinschritten, legte dieser, mit dem Stocke spielend, seine Hände auf den Rücken, sah seitwärts nach seinem Begleiter und sagte:

„Nun, verehrter Freund, die große Unternehmung, deren Sie bei Tische erwähnten?“

„Die brillanteste unstreitig, die in diesem Jahrhundert gemacht ist“, entgegnete Harry bedächtig, als überlege er noch, in welcher Weise er beginnen sollte.

„In der That, Sie machen mich sehr neugierig“, versetzte Dandon.

„Wir sprachen von Sklaverei in Texas und von dem großen Gewinn, der dort aus Negerarbeit zu erzielen sei“, begann Harry wieder. „Angenommen, die politischen Verhältnisse des Landes gestalteten sich so, daß Sklaverei dort eingeführt würde, so müßten einige Hundert Neger, wenn man das passende Land besitzt, ihnen volle Beschäftigung zu geben, einen ungeheuren Ertrag liefern.“

„Darüber sind wir ja einig, lieber Williams“, fiel Dandon ein, „nur liegt die Hauptbedingung, die Einführung der Sklaverei, noch zu sehr in blauer Ferne, als daß man darauf speculiren könnte.“

„Ich ſagte ja: angenommen, daß dieſe Bedingung erfüllt ſei, oder beſſer, mit aller Wahrſcheinlichkeit in der Kürze erfüllt werden würde, dann wäre die Zeit zu meiner großen Unternehmung gekommen.“

„Und die Unternehmung ſelbſt, worin würde ſie beſtehen?“ fragte Dandon ungeduldig.

„Es iſt Ihnen bekannt, daß infolge der Verträge zwiſchen England und Spanien in Bezug auf den Sklavenhandel dieſe beiden Mächte die auf Sklavenſchiffen gefundenen Schwarzen nach ihren Colonien führen und ſie dort für eine gewiſſe Anzahl von Jahren als Sklaven oder ſogenannte Lehrlinge der Freiheit verkaufen. England führt die ſeinigen nach Sierra-Leone und nach ſeinen weſtindiſchen Beſitzungen, Spanien bringt die ſeinigen nach Cuba. Solche Sklaven, da ſie gewöhnlich nur für zehn Jahre verkauft und nach Ablauf derſelben frei werden, ſind viel weniger werth als ſolche, welche für Lebenszeit Sklaven bleiben; ſie werden mit hundertfünfzig bis zweihundert Dollars bezahlt. Ihr Werth vermindert ſich natürlich mit dem Ablaufe ihrer Dienſtzeit, ſodaß ein Neger, der nur noch ein oder zwei Jahre Sklave bleibt, für eine ſehr unbedeutende Summe zu kaufen ſteht. Havanna iſt der beſte Markt für ſolche Freiheitslehrlinge und man kann dort in ſehr kurzer Zeit einige Hundert derſelben für einen Durch-

ſchnittspreis von vielleicht hundert Dollars per Stück anſchaffen."

„Das iſt ſehr begreiflich. Danach Waare, danach Geld", bemerkte Dandon noch ungeduldiger. „Doch wo liegt der ungeheure Nutzen?"

„Das iſt gerade das werthvolle Geheimniß, welches ich Ihnen jetzt offenbaren will", antwortete Harry. „Was meinen Sie, lieber Dandon, wenn einige Hundert ſolcher Neger, zu etwa hundert Dollars per Kopf gekauft, als lebenslängliche Sklaven auf einem meiner reichen Landſtriche in Texas Baumwolle pflanzten, welchen Werth würden die zweihundert Neger dort haben und wie viel würden ſie ihrem Herrn jährlich verdienen?"

Bei dieſen Worten Harry's blieb Dandon plötzlich ſtehen, ſtrich ſich mit der Hand über die Augen, als erwache er aus einem Traume und ſagte dann begeiſtert: „Ein Rieſengedanke, ein göttlicher Gedanke!" Nach einigen Augenblicken aber fuhr er mit gedämpftem Tone fort:

„Wie aber die Neger von Havanna nach Texas ſchaffen? Sie ſelbſt ſowie die Behörden werden gegen ihre Einſchiffung proteſtiren."

„Ganz einfach. Man ladet ſie in Havanna ein unter dem Vorwand, ſie nach einem andern Platz an der Küſte von Cuba führen zu wollen, und hat man ſie erſt auf der hohen See, ſo iſt jeder Weg der rechte. Man

fährt ſie nach Texas, landet ſie in einem der Flüſſe und treibt ſie ohne Complimente auf mein Land. Den günſtigen Augenblick für die Unternehmung wird die Schilderhebung von Texas zu ſeiner Unabhängigkeit von Mexico bieten, während welcher Zeit ſich Niemand um Privatangelegenheiten kümmern kann. Sind die Neger dann einmal in dem Lande, ſo bleiben ſie unumſchränktes Eigenthum für Lebenszeit."

Hier ſchwieg Harry, denn ſie waren vor dem Clubgebäude angelangt und traten in daſſelbe ein, nur Dandon ſagte wiederholt halblaut vor ſich hin: „Groß, rieſig groß!"

Sie fanden die Räume der Geſellſchaft ſchon ſehr belebt. Dandon winkte nur einzelnen Mitgliedern des Clubs im Vorübergehen einen guten Abend zu und nahm Harry mit ſich in ein ganz entlegenes, noch leeres Zimmer, wo er mit ihm in dem Sopha Platz nahm.

„Groß iſt der Gedanke, mein Freund, und Niemand anders als ich ſelbſt ſoll ihn ausführen helfen", nahm er jetzt mit wachſender Aufregung das Wort. „Sagen Sie keinem Menſchen eine Silbe davon, und wenn der Augenblick zum Handeln gekommen iſt, bin ich Ihr Mann, wir machen das Geſchäft für gleiche Rechnung."

„Den Beweis, daß ich Ihnen gern den Vorzug vor jedem Andern gebe, verehrter Herr Dandon, habe ich

Ihnen durch Mittheilung meines wichtigen Geheimniſſes ertheilt, und es wird mir eine Freude ſein, den ungeheuren Gewinn, der uns nicht entgehen kann, mit Ihnen zu theilen. Sie werden ſehen, die Zeit zur Ausführung iſt nicht mehr fern", entgegnete Harry. „Halten Sie nur Kapitalien zur augenblicklichen Verwendung frei, da ich nicht weiß, ob ich in der Zeit Geld flüſſig machen kann."

„Das Geld iſt bereit", verſetzte Dandon mit ſtolzem Tone. „Laſſen Sie ſehen, welcher Betrag würde erforderlich ſein?"

„Nun, wir wollen den höchſten Preis von zweihundert Dollars für den Kopf annehmen, dann würde für zweihundert Neger eine Summe von vierzigtauſend Dollars beanſprucht. Nehmen wir nun noch Koſten zu zehntauſend Dollars, ſo würden fünfzigtauſend Dollars ausreichen, wenn wir auch die höchſten Preiſe zahlen müßten, was doch nicht anzunehmen iſt. Dieſe Sklaven würden in Texas tauſend Dollars das Stück werth ſein und einen reinen Gewinn von hundertfünfzigtauſend Dollars geben außer dem doppelten und dreifachen Nutzen, den wir durch ihre Arbeit erzielen würden."

„Alles klar, Alles richtig. Sie ſind ein ſcharfer Kopf, Freund Williams", verſetzte Dandon in höchſter Bewunderung und drückte Harry wiederholt die Hand. Lange noch unterhielten ſich die Beiden über ihre Pläne

und es war elf Uhr, als Harry dem alten Herrn vor ſeinem Hauſe gute Nacht wünſchte, ihn bat, ſeiner Tochter ſeine Empfehlung zu machen, und nach ſeinem Hotel eilte. Kaum war er dort in ſein Zimmer eingetreten, als ſeine Freundin, die ſogenannte Madame Sulton, ihn erſuchen ließ, zu ihr zu kommen. Er fand ſie allein und ſie theilte ihm eilig mit, daß Sulton zurückgekehrt und erbötig ſei, ihm ſeine Kunſt zu lehren. Er wäre augenblicklich nicht zu Hauſe, würde Herrn Williams aber am folgenden Morgen ſeinen Beſuch machen.

Harry verabſchiedete ſich bald bei der gefälligen Dame, um nicht vielleicht in Herrn Sulton unnöthig Eiferſucht zu erwecken, zumal da Madame ihm die angenehme Mittheilung machte, daß der Künſtler ſich nur wenige Tage hier aufhalten und dann wieder eine kleine Geſchäftsreiſe machen werde.

Harry hatte noch durchaus keinen beſtimmten Zweck für das Erlernen der Kunſt, Tinte von Papier zu entfernen, es lag aber für ihn ein Reiz darin, es zu können; Schaden konnte der Beſitz dieſer Kunſt ja nicht bringen.

Am folgenden Morgen machte Herr Sulton verabredetermaßen Harry ſeine Aufwartung, dieſer wurde einig mit ihm, hundert Dollars Lehrgeld zu zahlen, und dann begaben ſie ſich zuſammen nach Sulton's Zimmer, wo derſelbe die nöthigen Vorrichtungen, Stoffe und

Flüſſigkeiten zur Ausübung ſeiner Kunſt aus einem kleinen Reiſekoffer hervornahm und nun ſeine Belehrung und praktiſche Anweiſung begann.

Harry's gelehriger Geiſt faßte ſchnell, auch ſeine ausübenden Verſuche glückten auf das vollkommenſte, und nach Verlauf von einigen Stunden war er im Beſitze des ganzen Geheimniſſes. Er zahlte dem Lehrmeiſter den bedungenen Preis, nahm die gemachten Proben mit ſich auf ſein Zimmer und verwahrte ſie in ſeinem Koffer.

Es war noch eine Stunde bis zur Eſſenszeit. Harry verlangte nach einem Spaziergang, und da es ihm gleichgültig war, welchen Weg er nahm, ſo ſchlug er den ein, der ihn nach dem Markte führte. Er dachte dabei an das wunderſchöne Mulattenmädchen von geſtern, die reizende Lucy, möglicherweiſe war ſie wieder bei der Bohnenverkäuferin. Als er in die Markthalle trat, ließ er ſeinen Blick ſpähend dieſelbe durchſchweifen, doch unter den wenigen Leuten, die ſich darin befanden, konnte er Lucy nicht erkennen. Die alte Negerin, bei welcher Harry ſie geſtern getroffen, ſaß auf demſelben Platze, ſie empfing ihn ſchon von weitem mit freudeſtrahlendem Geſicht, und als er zu ihr trat, ſagte ſie:

„Der ſchöne Herr hat geſtern dem jungen Mädchen das Köpfchen und das Herzchen in Brand geſteckt; hat das Ding eine Freude gehabt, daß ihm am Abend die

Wangen noch glühten, als könne man ſich daran verbrennen!“

„So haſt Du ſie am Abend geſehen, Alte?“ fiel Harry ihr in das Wort.

„Ei freilich, ſie war bei mir in meiner Wohnung und da haben wir Kuchen gegeſſen und auf des Herrn Wohlſein Punſch getrunken. Ich wollte, Sie hätten ſie da geſehen; wie eine dunkle Roſe leuchtete ſie.“

„Kannſt Du ſie nicht wieder zu Dir einladen, Alte? Dann würde ich auch kommen, und Ihr könntet Euch einen guten Abend machen“, ſagte Harry aufmunternd.

„Recht gern. Lucy kommt geflogen, wenn ich ihr ſage, daß auch Sie, Herr, ſich einfinden würden. Soll ich ſie auf dieſen Abend bitten?“

„Wenn Du es kannſt, ja. Um welche Zeit wird ſie bei Dir ſein?“

„Nach acht Uhr, nachdem ihre Herrſchaft zu Nacht geſpeiſt hat. Sie muß aber vor zehn Uhr wieder zu Hauſe ſein.“

Nun ließ ſich Harry von der Alten genau beſcheiden, wo ſie wohnte, und dann ſagte er, indem er ihr zwei Dollars in die Hand drückte:

„Ich komme um acht Uhr, und wenn ich Lucy bei Dir ſpreche, ſo ſollſt Du auch ſo ein Goldſtück von mir erhalten. Thue nur Dein Möglichſtes, daß ſie ſich einſtellt,

und ſage ihr, ich könnte nicht länger leben, ohne ſie wiederzuſehen.“

„Das hübſche Ding wird närriſch werden vor Freude. Es iſt aber der Mühe werth, denn ſie iſt ebenſo lieb, wie ſie ſchön iſt“, ſagte die alte Negerin und ſetzte noch hinzu: „Der Herr braucht ſich nicht zu ſchämen, zu mir zu kommen, ich bin eine freie Farbige und habe mein eigenes Häuschen ganz ſauber eingerichtet.“

„Schon gut, Alte, um acht Uhr“, erwiderte Harry, nickte der Schwarzen noch freundlich zu und eilte davon.

Er begab ſich nach der Poſt, um zu fragen, ob ein Brief für ihn von ſeinem Bruder Aſhmore angekommen ſei, an den er vor einigen Wochen um Geld geſchrieben. Er hatte ihn bevollmächtigt, Land zu irgend einem Preiſe zu verkaufen, um einige Tauſend Dollars anzuſchaffen, oder dieſelben auf ſein Land für ihn zu borgen; denn ſeine Ausgaben waren bedeutend geweſen und er ſah ein, daß ſeine Kaſſe nicht bis zu ſeiner Rückkunft nach Texas ausreichen werde. Es war aber kein Brief für ihn eingetroffen. Von der Poſt ging er zu ſeiner Mutter, um bei ihr zu Mittag zu ſpeiſen, da ſie ihm Vorwürfe gemacht, daß er ſie ſo ſelten und dann immer nur auf Minuten beſuche.

Drittes Kapitel.

Je näher der Abend kam, um so lebendiger und sehnlicher dachte Harry an die schöne Lucy. Er hatte während seines Lebens in Neuorleans viele reizende Mulattinnen und Quadronen gesehen und kennen gelernt, doch einen solchen fesselnden Eindruck wie dieses Mädchen hatte nie eine Farbige auf ihn gemacht. Der Riesenplan des mit Dandon eingeleiteten Geschäfts, die interessante geheime Kunst, welche er so eben von Sulton gelernt hatte, ja selbst die schöne Blancha mit ihrem großen Vermögen waren augenblicklich vor dem Zauber, den die Mulattin auf ihn ausübte, in den Hintergrund getreten und im Geiste sah er ihr schon in die großen, redenden Augen, fühlte ihre glänzenden, weichen Locken zwischen seinen Fingern und küßte ihre schwellenden, üppigen Lippen.

Endlich versank die Sonne, die Dämmerung zitterte durch die Straßen und Harry verabschiedete sich bei sei-

ner Mutter, die er durch ſein langes Verweilen bei ihr ſehr beglückt hatte. Es war noch zu früh, um nach dem Hauſe der Negerin zu gehen, doch in deſſen Nähe wollte er ſeine Schritte lenken, um es ſich zu merken und in der Dunkelheit nicht danach ſuchen zu müſſen. Es ſtand in einem Außentheile der Stadt und er erkannte es nach der Beſchreibung der Negerin ſchon von weitem. Da trat die Alte ſelbſt in die Thür und ſchaute ſich um. Harry, der im Begriff ſtand, die Straße zu verlaſſen, ging nun auf dem ſandigen Wege weiter, und als er an der Negerin langſam vorüberſchritt, fragte er ſie:

„Kommt Lucy?“

„Ja, Herr, in einer halben Stunde. Sie zählt die Minuten, bis ſie Sie wiederſehen wird.“

„In einer halben Stunde“, wiederholte Harry zu der Alten gewandt und wandelte weiter nach dem Ufer des Miſſiſſippi, auf welchem er in die Stadt zurückkehrte. So lang, meinte er, wäre ihm niemals eine halbe Stunde vorgekommen. Endlich waren die letzten Minuten derſelben abgelaufen, die Dunkelheit war hereingebrochen und die Lichter wurden angezündet. Harry ſchritt jetzt eilig durch die Straßen der Vorſtadt zu und hatte bald das Ziel ſeiner Wanderung erreicht. Die Negerin empfing ihn mit den Worten:

„Sie iſt noch nicht da, treten Sie aber herein.“

„Wer weiß, ob ſie kommt", ſagte Harry beſorgt.

„Ob ſie kommt?" wiederholte die Alte. „Und wenn ſie durch ihr Grab gehen müßte, würde ſie kommen. Das afrikaniſche Blut iſt heißer als das der weißen Menſchen, und ein ſo ſchöner junger Herr kann wohl das Herz einer Mulattin in Sturm bringen. Gehen Sie in die Stube, ich will hier bleiben und ſie erwarten; ſie wird gleich kommen."

Harry trat in das kleine Zimmer der Negerin, deſſen Ausſtattung ſehr einfach war und nur in einem Tiſch, einigen hölzernen Schemeln und einem Schaukelſtuhl beſtand; doch war es friſch geweißt und ſehr ſauber gehalten. Auf dem Tiſche ſtand eine Lampe mit einem Schirme, in dem Kamin brannten einige Holzſpäne und vor demſelben ſtand eine Bank, auf welcher eine bunte Lappendecke zuſammengefaltet als Polſter lag. Harry ſetzte ſich auf dieſelbe nieder und lauſchte mit fieberiſcher Ungeduld nach der Straße hinaus, denn Alles war ſtill und nur die hölzerne Uhr an der Wand und die Heimchen in dem Kamin unterbrachen durch ihr Ticken und Zirpen die Ruhe, welche um ihn herrſchte.

Plötzlich hörte er das Rauſchen eines Kleides und zugleich ein leiſes eiliges Flüſtern, die Thür ging auf und Lucy trat herein.

„O Du ſüßes, herziges Mädchen!" ſagte Harry mit

halblauter Stimme und ſchlang ſeinen Arm um die Mulattin. „Biſt Du auch wirklich mir zu Liebe gekommen?“ Lucy aber hatte keine Worte, ſie bebte und barg ihr ſchönes Haupt an Harry's Bruſt.

„Komm, meine Engels-Lucy, Du ſollſt es mir ſagen, daß Du mich lieb haſt“, fuhr Harry ſchmeichelnd fort, hob ihr weiches Kinn empor und ſah ihr liebeglühend in die großen Augen.

„Ja, Herr!“ ſagte ſie mit zitternder Stimme und ſchlug die Augen nieder, Harry aber preßte ſeine Lippen auf ihren friſchen Mund und ſchloß ſie feſter in ſeine Arme.

„Ich liebe Dich, Lucy, liebe Dich mehr als die ganze Welt und will Dir Deine Liebe lebenslang danken. Du mußt und ſollſt mein werden!“ ſagte Harry mit überſtrömender Leidenſchaft und zog die Mulattin zu ſich auf die Bank.

„Das kann ich ja nicht, Herr; meine Herrin läßt mich nicht von ſich“, antwortete ſie und richtete ihre glänzenden Augen auf die ſeinigen.

„So nehme ich Dich heimlich mit mir. Biſt Du einmal in Texas, ſo biſt Du frei und keine Gewalt der Erde ſoll uns wieder trennen. Du ſollſt glücklich ſein, wenn meine Liebe Dich wirklich glücklich machen kann!“

„O Herr!“ flüſterte das braune Mädchen mit aufflammendem Blick und ſchlang liebebebend ihren Arm um Harry's Nacken.

„Ja, ja, ich mache Dich glücklich, Du ſollſt den Himmel auf Erden haben“, rief Harry wonnetrunken. Heißer und glühender hielten ſie einander umſchlungen und ſtatt der Worte hatten ſie nur noch Küſſe.

„Du mußt mich Harry nennen, Deinen Harry, ſüßes Mädchen, denn ich bin und bleibe Dein für immer und ewig“, brach dieſer zuerſt wieder das Schweigen. „Aber willſt Du auch ganz mein werden?“

„Wenn ich es kann, ja, und wenn es mir das Leben koſten ſollte“, antwortete Lucy entſchloſſener.

„Du kannſt es. Laß mich nur ſorgen, ich nehme Dich mit mir“, fuhr Harry fort. „Kannſt Du denn jeden Abend hierher kommen?“

„Nein, nicht jeden Abend, denn wenn Fräulein Dandon zu uns kommt, ſo wird es manchmal ſpät mit dem Abendeſſen.“

„Fräulein Dandon, iſt ſie befreundet mit Deiner Herrin?“ fragte Harry überraſcht.

„Ja, ſehr, aber noch mehr befreundet mit Herrn Randolph, der bei uns wohnt. Sie hat eine Liebſchaft mit ihm, wovon ihr Vater nichts wiſſen darf, und da treffen ſie ſich oft bei meiner Herrin, die ihnen beiſteht. Fräulein

Blancha iſt ſehr gut gegen mich, weil ich ihr immer die Briefe von Herrn Randolph bringe."

Harry wurde bei dieſer Mittheilung eiskalt, und während einiger Minuten ſaß er ſchweigend da, ſodaß dem Mädchen ſein plötzlicher Ernſt auffiel und es ſagte:

„Ach, ich hätte es wohl nicht verrathen ſollen?"

„Weshalb denn nicht, Lucy?" fiel Harry raſch ein. „Ich ſage es ja nicht weiter, denn mir kann es ganz gleichgültig ſein, mit wem Fräulein Blancha eine Liebſchaft hat. Ich wundere mich nur darüber, weil ſie doch eine ganz andere Partie machen könnte."

„Sie würde aber nicht von Herrn Randolph laſſen, und wenn ſie ihr Vater darüber enterben wollte; ſie haben ſich ſehr lieb", fuhr Lucy fort.

„Doch nicht halb ſo lieb, wie wir uns haben", ſagte Harry und liebkoſte die Mulattin von neuem.

„Nein, nein, gewiß nicht!" flüſterte dieſe und ſchmiegte ſich mit zärtlicher Innigkeit in ſeine Arme.

Die Entdeckung Harry's, daß der ihm verhaßte Randolph ſeine Abſichten auf Blancha's Hand und Vermögen vereitelt habe und als ſiegreicher Nebenbuhler über ihn triumphire, erfüllte ihn mit einem Grimm und einem Rachegefühl, wie er es nie vorher gekannt, und er mußte ſich Gewalt anthun, um vor der Mulattin die Veränderung, die in ihm vorgegangen

war, zu verbergen. Ihre Liebkoſungen aber waren doch zu wonnig, ihre Augen zu feurig, ihre Arme zu weich und ihre Küſſe zu glühend, als daß ſie die böſen Gefühle nicht bald wieder aus Harry's Bruſt verdrängt und ſeiner Leidenſchaft für ſie die Herrſchaft wiedergegeben hätten.

Es war kurz vor zehn Uhr, als die alte Negerin an die Thür klopfte und daran mahnte, daß es für Lucy Zeit ſei, ſich nach Hauſe zu begeben.

„Ich muß gehen", ſagte dieſe, ſtrich die zügellos um ihren Kopf hängenden ſchwarzen Locken zurück und ſank dann nochmals mit aller Glut erſter Liebe in Harry's Arme.

„Aber bald muß ich Dich wiederſehen", ſagte dieſer bittend.

„Sobald ich kann, Herr", antwortete die Mulattin, ſich aus ſeiner Umarmung windend.

„Nein, nicht Herr, Lucy, ich bin Dein Harry, Dein Dich einzig liebender Harry", flehte dieſer.

„Nun denn, wenn ich es darf, mein Harry, mein Geliebter", rief das Mädchen außer ſich vor Seligkeit und warf ſich ihm noch einmal an die Bruſt.

„Sage der Alten morgen auf dem Markte, ob Du abends kommen kannſt."

„Ja, ja, Geliebter, ich hoffe morgen", entgegnete

Lucy, empfing den letzten Kuß auf ihren brennenden Lippen und ſprang zur Thür hinaus.

„Nun, Herr, hab ich zu viel von ihr geſagt?“ fragte die Negerin eintretend.

„Nein, nein, ſie iſt ein Engel, ſie iſt das ſüßeſte Mädchen, das ich je geſehen“, antwortete Harry im Sturme ſeiner Leidenſchaft, griff in die Taſche und gab der Alten ein Goldſtück. „Da nimm“, ſagte er, „ich werde gut für Dich ſorgen. Daß aber keine Seele etwas davon erfährt!“

„Meine Lippen mögen abſterben, wenn jemals ein Wort davon über ſie geht.“

„Will ſie morgen wiederkommen?“

„Wenn ſie kann. Sie wird es Dir auf dem Markte ſagen und ich hole mir dort die Nachricht von Dir. Gute Nacht!“ verſetzte Harry und eilte aus der Thür.

„Der Segen des Himmels begleite Sie“, rief ihm die Negerin nach.

Kaum aber war Harry in der Straße, ſo trat der Gedanke an Randolph wie ein Geſpenſt wieder vor ſeine Seele.

„Darum die verächtliche Kälte, darum ſein leuchtender Blick!“ ſagte er halblaut im Vorwärtsſchreiten. „Ich werfe Euch aber Gift in Eure Seligkeit, ich werde dem Alten Glück wünſchen zu ſolchem Schwiegerſohne!“

Dieſem erſten in Harry's Zorn auflodernden Gedanken folgte aber bald die berechnende Frage ſeines kalten Verſtandes, was die Folgen davon ſein würden. Vielleicht bahnte er ſelbſt ihnen dadurch den Weg zu ihrer Vereinigung. Hatte Lucy nicht geſagt, daß Blancha nicht von Randolph laſſen würde und wenn der Alte ſie enterben wollte? Sie hatte zwanzigtauſend Dollars von dieſem zum Geſchenk bekommen, die er ihr nicht vorenthalten konnte. Randolph verdiente genug, um ſie ernähren zu können, und ein offener Bruch mit Dandon führte ſie ſicher zuſammen. Das durfte nicht geſchehen!

In düſtere Gedanken verſunken, ſchritt Harry langſam durch die Straßen hin und hundert Racheplane zogen an ſeinem ſcharf berechnenden Geiſt vorüber, keiner davon aber fand ſeine Genehmigung. In dieſer Stimmung wanderte er fort, und anſtatt geraden Wegs nach dem Hotel zu gehen, ſchlug er den nach Dandon's Hauſe ein. Es war eine finſtere Nacht und das Licht der Laternen drang nur ſehr matt bis zu der Mitte des Platzes, wo Harry ſtehen blieb. Die Fenſter Blancha's waren hell, doch war nichts von ihr zu ſehen. Auch Randolph's Fenſter waren erleuchtet und in dieſem Augenblick ſchaute der Verhaßte aus einem derſelben hervor. Er ſah nach Dandon's Haus hinüber, und als Harry ſich nach demſelben umwandte, trat Blancha in die offene

Balkonthür. Sie ſchaute nach Randolph hin, ſie winkte ihm mit der Hand, ſie winkte ihm mit dem Batiſttuche, und es war Harry, als ſtieße ſie mit jedem Winke ihm einen Dolch in die Bruſt.

„Ha, dieſer Lump, dieſer Bauerjunge!“ knirſchte Harry zwiſchen den Zähnen hervor und ballte die Fäuſte.

Er konnte nur den Umriß von Blancha's hoher Geſtalt erkennen, dennoch ſah er ſie im Geiſte jetzt ſchöner vor ſich, als ſie ihm in unmittelbarer Nähe erſchienen war. Stände dieſer Randolph ihm nicht im Wege, ſo war er überzeugt, daß ſie ſeine Frau geworden wäre, und welch großes Vermögen mußte dieſer Dandon haben!

„Dandon ſoll dafür zahlen!“ ſagte Harry wieder halblaut vor ſich hin, warf noch einen grimmen Blick nach den beiden Liebenden und eilte nun auf der Mitte des Platzes fort, ſodaß er von ihnen ungeſehen die nächſte Straße erreichte. In heftiger Aufregung langte er in ſeinem Zimmer an, warf den Hut auf den Tiſch und ging mit verſchränkten Armen auf und nieder. Sein Geiſt war zu größter Thätigkeit angeſpornt. Bald war es ſeine Heirath mit Blancha, die er ſich in allen leuchtenden Farben ausmalte, bald ſeine Rache an Randolph, die er ſchmiedete, bald wieder bearbeitete er die große Negerſpeculation mit Dandon, und immer

drängte ſich das Bild der reizenden Lucy und die Frage dazwiſchen, wie er dieſelbe unbemerkt mit ſich nach Texas nehmen könnte. Es wurde Mitternacht, ehe er ſeinem raſtloſen Denken ein Ziel ſetzte und ſich zur Ruhe begab.

Am folgenden Morgen gleich nach eingenommenem Frühſtück eilte Harry nach der Poſt und diesmal wurde ihm dort der erſehnte Brief von ſeinem Bruder ausgehändigt. Haſtig erbrach er ihn in der Hoffnung, einen Wechſel oder eine Anweiſung darin zu finden, das Schreiben war aber leer und ſein Bruder theilte ihm darin mit, daß er beim beſten Willen kein Geld für ihn habe anſchaffen können. Die politiſchen Verhältniſſe, ſagte er, geſtalteten ſich täglich ernſter und bedenklicher, man ſähe mit Hoffnung, aber auch mit Bangen einer entſcheidenden Kataſtrophe entgegen und Niemand wolle bei der ungewiſſen Zukunft des Landes ſich vom Gelde trennen oder auf Speculationen eingehen. Er rieth ihm, ſobald als möglich zurückzukommen, da er ſelbſt kein Geld habe, um die Arbeiter auf Harry's Farm zu bezahlen, und weil der Ausbruch der Revolution jeden Augenblick erwartet würde.

Harry erſchrak, denn er hatte ſicher darauf gerechnet, daß der Brief ihm Kaſſe bringen würde. Woher ſollte er Geld nehmen, um ſeine Schulden hier zu bezahlen und die Unkoſten ſeiner Rückreiſe nach Texas zu beſtreiten? Seine Mutter konnte ihm nicht helfen, denn ſie hatte

von ihrer verkauften Farm auf der Inſel Galveſton nur einen kleinen Theil des Kaufgeldes ausgezahlt bekommen, und ſich um ein Darlehen an ein hieſiges Haus wenden, durfte er keinesfalls, da Dandon davon hören konnte und er dann gewiß deſſen Vertrauen verlor.

Harry, für den Augenblick rathlos, ſteckte den Brief in die Taſche und wanderte dem Fluſſe zu, um außerhalb der Stadt mit ſeinen Gedanken allein zu ſein und ſeinen unternehmenden Geiſt ungeſtört arbeiten zu laſſen; denn Geld mußte er ſchaffen.

Nach Verlauf von einigen Stunden kehrte er in die Stadt zurück und zwar augenſcheinlich zufrieden mit ſeiner geiſtigen Arbeit, denn ſeine Züge hatten ſich erheitert, ſein Schritt war leicht und das Spiel mit dem Spazierſtock in ſeiner Rechten verrieth Unbekümmertheit und Sorgloſigkeit. Er ging den nächſten Weg nach dem Markte und eilte durch das Hallengebäude zu der alten Negerin.

„Haſt Du ſchon von Lucy gehört?“ fragte er ſie haſtig.

„Nein, Herr, ſie war noch nicht hier, ich erwarte ſie aber jede Minute“, antwortete die Alte.

„Es liegt mir unendlich viel daran, ſie heute Abend zu ſprechen, und wenn es auch nur auf einige Minuten wäre“, fuhr Harry dringend fort. „Wenn ſie nicht zu

Dir kommen kann, ſo frage ſie, ob ich mich in der Nähe ihrer Wohnung einfinden ſoll und wo und wann. Sieh zu, daß Du es bewerkſtelligſt, ich belohne Dich gut. Nach Tiſche hole ich mir die Antwort von Dir."

„Verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr, Sie ſollen Lucy ſprechen, hoffentlich in meinem Hauſe. Ich glaube, ſie käme, wenn man ſie einſchlöſſe; ſie würde zum Fenſter hinausſpringen", antwortete die Negerin lachend, und Harry verließ ſie eilig.

Es war jetzt gerade die Zeit, wo Dandon gewöhnlich das Leſezimmer verließ, und Harry verdoppelte ſeine Schritte, um ihn dort noch zu treffen. Als er in daſſelbe eintrat, bemerkte er ihn auch ſofort unter den vielen Leſern vor dem Pulte, auf welchem die Times aufgelegt war. Geräuſchlos ſchritt er durch die ſchweigſame Verſammlung zu Dandon hin, klopfte ihm auf die Schulter und flüſterte ihm in das Ohr:

„Gute Nachricht von Texas, unſer Weizen wird bald blühen!"

„Wirklich?" ſtieß Dandon freudig überraſcht aus, nahm Harry beim Arm und ging mit ihm in das nächſte ſogenannte Sprechzimmer.

„Nun laſſen Sie hören, Freund chen. Welche Nachrichten haben Sie erhalten?" hob er dort an, indem er ſich mit Harry am Fenſter niederließ.

„Die beſten von der Welt“, antwortete dieſer mit begeiſtertem Tone. „Mein Bruder bittet mich dringend, möglichſtſchnell zurückzukommen, da man von Tag zu Tag dem Ausbrechen der Revolution entgegenſähe.“

Hiermit hatte Harry den Brief aus der Taſche gezogen, ihn geöffnet und zeigte Dandon nun die letzte Seite deſſelben, auf welcher Aſhmore ſeine Anſichten über die politiſchen Zuſtände von Texas ausſprach. Er neigte ſich mit dem Blatt zu Dandon hin, ſodaß deſſen Blick die Schrift überſehen konnte, und las ihm dieſelbe vor.

„Vortrefflich!“ ſagte der Alte, als Harry damit zu Ende war. „Es geht Alles nach Wunſch und wir müſſen uns rüſten. Reiſen Sie bald zurück, damit Sie mir zeitig, wenn der Augenblick zum Handeln gekommen iſt, Nachricht geben können. Der Aufſtand muß ausgebrochen ſein und während des Kampfes mit Mexico müſſen die Neger gelandet werden. Daß Texas ſich frei machen wird, darüber habe ich keinen Zweifel, denn es iſt ja amerikaniſches Blut, welches ſich dort empört, und Onkel Sam wird ſeine Kinder nicht im Stiche laſſen.“

„Ich habe gedacht, ob wir nicht vielleicht jetzt ſchon —“ hob Harry ſinnend an, doch Dandon fiel ihm ſchnell in das Wort und ſagte:

„Nein, nein, ſicher müſſen wir gehen, denn bliebe

die Revolution einmal aus, so hätten wir die zweihundert Freiheitscandidaten in Havanna auf dem Halse und wüßten nicht, wie wir sie wieder loswerden sollten."

„Sie mißverstehen mich, verehrter Herr Dandon", nahm Harry wieder das Wort, als er sah, daß der Alte noch nicht an das Geschäft gehen und somit auch noch kein Geld vorschießen wollte. „Ich dachte nur, ob wir uns nicht jetzt schon ein Haus in Havanna ausmachten, durch welches wir über den Stand des Marktes und über die Preise von schwarzem Fleisch uns Auskunft verschafften. Ich glaube, dies wäre ganz gut."

„So, so; allerdings, da haben Sie wieder Recht, Freund Williams; Sie sind ein tüchtiger Geschäftsmann. Ich werde dies morgen schon besorgen und Ihnen den Bericht gleich nach Empfang nach Texas senden. Wann gedenken Sie abzureisen?"

„Noch einige Tage muß ich hier bleiben, es halten mich noch verschiedene Geschäfte zurück; aber sobald ich loskommen kann, reise ich", entgegnete Harry und setzte, sich erhebend, noch hinzu:

„Wir gehen ja wohl zusammen, Herr Dandon, es wird beinahe Zeit zum Essen sein."

Beide nahmen Hut und Stock und verließen den Leseclub, und als sie in der Straße hinschritten, sagte Dandon:

„Da fällt mir ein, vielleicht macht es Ihnen Freude, mich heute Abend zu beſuchen; ich habe eine kleine Soirée bei mir, nur reiche Leute erſten Ranges. Kommen Sie ein wenig, meine Tochter wird ſich freuen, Sie zu ſehen. Unter uns geſagt, Sie haben einen außerordentlich guten Eindruck auf ſie gemacht, ſie war ganz entzückt über Ihre geiſtreiche Unterhaltung.“

„Das thut mir doch wahrlich ſehr leid, ich bin aber für heute Abend ſchon feſt verſagt. Kann ich mich jedoch früh losmachen, ſo komme ich noch. Rechnen Sie aber nicht auf mich, verehrter Freund“, verſetzte Harry mit dem Ausdruck tiefen Leidweſens. Vor Dandon's Wohnung nahm er Abſchied von dieſem, gab ihm nochmals das Verſprechen, wenn möglich heute Abend ſich bei ihm einzuſtellen, und eilte dann nach ſeinem Hotel.

„Prächtig!“ ſagte er vor ſich hin. „So kann Fräulein Blancha heute Abend nicht ihren Süßkönig beſuchen und Lucy wird nicht durch ſie an das Haus gebunden.“

Seine Hoffnung ging in Erfüllung, denn nachmittags gab ihm die Negerin auf dem Markt die Zuſicherung, daß die Mulattin abends in ihre Wohnung kommen wolle. Mit raſtloſer Thätigkeit verfolgte Harry ſeine Pläne und ſpann ſie in hundertfacher Entwickelung und unter Berechnung aller möglicherweiſe eintretenden Zufälligkeiten zu dem vorgeſteckten Ziele aus.

Er wurde während ſeines einſamen Spaziergangs am Nachmittag über die von ihm einzuſchlagenden Schritte vollkommen mit ſich einig, und mit Ungeduld erwartete er die Dunkelheit, um den erſten derſelben für ſein Vorhaben zu thun und ſich zugleich in den Armen der ſchönen Mulattin von ſeinen geiſtigen Anſtrengungen zu erholen.

Diesmal harrte das heißliebende Mädchen ſeiner ſchon in der matt erleuchteten Stube der Negerin und flog ihm beim Eintreten mit dem überwogenden Gefühl ihres ſtürmiſch ſchlagenden Herzens an die Bruſt. Auch Harry vergaß in den Zauberarmen der Liebe Lucy's den eigentlichen Zweck, der ihn an dieſem Abend hierher führte, und erſt als die Wogen der Leidenſchaft ſich glätteten und die Mulattin in wonniger Ermattung an ſeinem Herzen ruhte, befreite ſich ſein Geiſt von dem Liebesrauſche, der ihn umfangen hielt, und erfaßte wieder das ſcharf berechnete Ziel, welches zu verfolgen er beſchloſſen hatte.

„Höre, Lucy, Du könnteſt mir einen Dienſt erweiſen", hob er mit zutraulichem Tone an und legte ſeine Hand unter das weiche Kinn des glücklichen Mädchens.

„Fordere mein Leben, Geliebter, es iſt Dein Eigenthum!" entgegnete die Mulattin mit hellſtrahlendem Blick.

„Du ſüßes Lieb, es iſt nur eine Kleinigkeit, die Du mir zu Gefallen thun ſollſt. Es liegt mir nämlich viel daran, die Handſchrift des Herrn Randolph zu erhalten, und ich glaube, es muß Dir ein Leichtes ſein, mir dieſelbe zu verſchaffen. Es iſt nämlich einer Dame, die mir ſehr befreundet iſt, von einem Unbekannten ein Gedicht zugeſandt worden und da möchte ich mich gern überzeugen, ob Herr Randolph daſſelbe geſchrieben hat."

„Ei ja, das iſt leicht möglich, er iſt ja Dichter und hat auch Fräulein Blancha ſchon viele Gedichte zugeſchickt. Seine Handſchrift kann ich leicht für Dich bekommen; ſein Tiſch iſt immer mit Papieren, die er beſchrieben hat, bedeckt, da kann ich eins wegnehmen, ohne daß er es gewahrt", antwortete Lucy erfreut, dem Geliebten ihres Herzens einen Wunſch zu erfüllen.

„Das dachte ich mir", fuhr Harry mit demſelben bedeutungsloſen Tone fort. „Nur ſuche mir aber ein Schriftſtück aus, welches er deutlich geſchrieben hat, nicht etwa ſo eine flüchtige Notiz, in welcher man keinen Buchſtaben erkennen kann. Ich behalte das Blatt nur einen Tag und dann kannſt Du es wieder auf ſeinen Platz legen."

„Ich will es ſchon gut beſorgen, mein Harry. Morgen früh, wenn Herr Randolph ausgegangen iſt, hole ich das Papier von ſeinem Tiſche. Soll ich es der Negerin auf dem Markte geben?"

„Das kannſt Du thun, mußt es aber in ein anderes Blatt einſchlagen und der Alten ſagen, daß ſie es nicht öffnen ſolle", verſetzte Harry.

„Ach, ſie kann ja nicht leſen", antwortete Lucy lachend. „Ich werde es aber mit einer Oblate verſiegeln."

„Das wird am beſten ſein", ſagte Harry und wandte unter Liebkoſungen das Geſpräch nun wieder auf die glückliche Zukunft, die er Lucy bereiten wollte. Dieſe ſchwamm in einem Himmel voll Seligkeit, es gab für ſie keine andere Welt mehr als die, welche von ihrer Liebe für Harry eingeſchloſſen wurde, denn mit dieſer Liebe fühlte ſie, daß ſie jeden Zweck, jedes Ziel ihres Lebens vollſtändig erreicht habe.

Als die Zeit zum Abſchied gekommen war, klagte Lucy, daß ſie am folgenden Abend zu Hauſe bleiben müſſe, da Fräulein Blancha wahrſcheinlich ihre Herrin beſuchen werde, und bat Harry dann, ob er nicht einige Augenblicke in die Nähe ihrer Wohnung kommen wolle, damit ſie, wenn auch nur für Augenblicke, das Glück ſeiner Gegenwart fühlen dürfe. Harry ſagte es ihr zu, nach neun Uhr in der engen, abgelegenen Straße hinter Newberry's Haus ſie zu erwarten, und ſchied dann von ihr unter vielen Betheuerungen ewiger Liebe und Treue.

Schon frühzeitig am folgenden Morgen empfing Harry auf dem Markte aus den Händen der Negerin

das ihm ſo wichtige Papier, auf welchem ſich die Handſchrift des verhaßten Randolph befand.

Als ob er deſſen Schickſal in ſeiner Hand hielte, ſo ſchaute er das Papier an, verbarg es in ſeiner Taſche und eilte raſchen Schritts nach dem Hotel zurück. Er ſchloß ſich in ſeinem Zimmer ein und ging lange Zeit ſinnend und vor ſich niederblickend in demſelben auf und ab. Dann aber, als wenn er nun nichts mehr zu überdenken habe, legte er ſein Schreibmaterial auf dem Tiſche zurecht, holte Dandon's Brief aus ſeinem Koffer und ſetzte ſich mit der größten Ruhe und Gelaſſenheit an dem Tiſche nieder.

Zuerſt nahm er Dandon's Brief vor und copirte deſſen Unterſchrift auf einem Bogen Papier wieder und wieder, bis die Abſchrift von dem Original nicht mehr zu unterſcheiden war. Dann ſchrieb er eine Anweiſung von zweitauſend Dollars zu Gunſten der Madame Newberry auf die Bank und unterzeichnete ſie mit dem Namen Dandon's. Er fertigte drei ſolche Anweiſungen aus und erſt mit der dritten war er ganz zufrieden, der Namenszug Dandon's darunter war mit dem in deſſen Brief vollſtändig gleich. Er zerriß die beiden zuerſt geſchriebenen Anweiſungen und legte die dritte ganz gelungene, nachdem er ſie lange mit Zufriedenheit betrachtet hatte, zur Seite. Nun nahm er das Papier mit der

Schrift Randolph's zur Hand und begann dieſelbe abzuſchreiben. Langſam zeichnete er jeden Buchſtaben, jeden Federſtrich nach und verharrte bei dieſer Arbeit über eine Stunde. Seine Schrift wurde der Randolph's immer ähnlicher und immer ſchneller floß ſie auf das Papier. Endlich ſchien er mit den Verſuchen zufrieden zu ſein und verglich ſie mit der Originalſchrift.

„Es kommt ja gar nicht darauf an, daß ſie ganz treu iſt", ſagte er vor ſich hin. „Man wird denken, er habe abſichtlich ſeine Hand entſtellt."

Hierauf ſchrieb Harry der Schrift Randolph's ſo ähnlich als möglich ein Billet an die Bank, worin er bat, den Betrag inliegender Anweiſung des Herrn Dandon der Mulattin Lucy in Banknoten mitzugeben, und unterzeichnete das Schreiben mit dem Namen der Madame Newberry. Das Datum ſetzte er auf den folgenden Tag. Nachdem er die beiden zerriſſenen Anweiſungen in das Kamin geworfen und verbrannt hatte, nahm er die zwei angefertigten Schreiben, ſetzte ſich damit nahe an das Fenſter und überblickte ſie nochmals mit der größten Aufmerkſamkeit.

„Vollkommen gut", ſagte er, nachdem er die Anweiſung mit Dandon's Namen lange betrachtet hatte, legte ſie in ſeinen Koffer und las dann noch einmal das Schreiben mit der Unterſchrift der Madame Newberry

durch. Auch dieſes legte er zu dem erſten, fügte dann noch den Bogen, auf dem er die vielen Verſuche mit Dandon's Namen gemacht hatte, hinzu und verſchloß den Koffer. Indem er nun den Schlüſſel in die Taſche ſteckte, ſagte er:

„In der Bank wird man ſich keinen Augenblick bedenken, der Mulattin das Geld auszuzahlen, da dieſelbe von Jedermann als die Dienerin der Madame Newberry gekannt iſt, und von den Beamten der Bank hat wohl keiner jemals die Unterſchrift dieſer Dame geſehen. Sie werden glauben, die zweitauſend Dollars wären Privatvermögen derſelben, welches Dandon in Händen habe. Es iſt Alles richtig berechnet und ein Mißlingen nicht denkbar. Nun noch das Mädchen und ich bin ſchlag- und reiſefertig.“

Wieder und wieder nahm Harry im Laufe des Tages die beiden Schriftſtücke aus dem Koffer hervor und unterwarf ſie neuen Unterſuchungen, und immer zufriedener legte er ſie in den Verſchluß zurück. Nachmittags ging er nach dem Werft am Fluſſe, um ſich die Dampfer, welche dort angekommen waren, anzuſehen und Erkundigungen einzuziehen, welche Schiffe morgen vom Norden her auf ihrer Fahrt nach Neuorleans erwartet würden. Zu ſeiner Genugthuung erfuhr er, daß deren mehrere erſten Ranges am folgenden Tage eintreffen würden.

Der Abend kam und ſchon vor neun Uhr ſtand Harry hinter dem Hauſe Newberry's und harrte auf das Erſcheinen der Mulattin. Es war ſehr finſter und das Gäßchen ſo einſam, daß er nicht durch Vorübergehende beläſtigt wurde. Er ſchritt nahe an der Thür in der Breterwand, welche den Hof hinter dem Hauſe umgab, auf und ab und war eben wieder vor dieſelbe getreten, als ſie ſich leiſe öffnete und Lucy aus ihr hervorkam. Mit einem unterdrückten Freudenrufe glitt ſie in Harry's Arme, reichte ihm ihre weichen Lippen zum Kuſſe und dankte ihm unter tauſend Liebkoſungen mit herzinnigen Worten dafür, daß er gekommen.

„Morgen Abend, mein Harry, erwarte ich Dich bei der Negerin, denn Madame Newberry iſt dann in Geſellſchaft gebeten und da kann ich ſchon nach ſieben Uhr abkommen", ſagte ſie in ihrem Glück, warf ihre Locken zurück und ſchlang beide Arme um den Nacken des geliebten Mannes.

„Das hat der Himmel ſo gefügt, Lucy, denn der morgende Abend ſoll das Glück unſeres Lebens entſcheiden. Morgen ſollſt Du Deine Sklavenketten abwerfen und meine Herrin werden!" verſetzte Harry mit liebeathmender Stimme.

„Morgen?" wiederholte Lucy erſchrocken und preßte ihre kleinen Hände um ſeinen Arm.

„Kommt Dir das Glück zu früh oder iſt Dir die gewohnte Herrin lieber als Dein Harry?“ fragte dieſer mit einem Ausdruck leiſen Vorwurfs.

„O mein Geliebter, was ſagſt Du da! Verlange, daß ich die ganze Welt verlaſſen und Dir in dieſem Augenblick folgen ſoll, und ich will wie Dein Schatten Dir nachziehen und ginge es in Elend und Tod! Nur in Deiner Nähe gibt es Leben, gibt es Seligkeit für mich. Wann und wie ſoll ich Dir morgen folgen?“

„Morgen Abend, geliebtes Mädchen. Du mußt aber ein Opfer bringen“, entgegnete Harry und ſetzte lächelnd noch hinzu: „Werde ich Dir ſo viel werth ſein?“

„Alles in der Welt, ſage mir nur, was es iſt“, fiel Lucy ſtürmiſch ein.

„Es koſtet Dir Dein prächtiges Haar und Deine Mädchenkleidung; Du mußt Junge werden.“

„O wie gern, Harry. Dann kann ich ja immer bei Dir ſein“, ſagte die Mulattin und ſchmiegte ſich an ſein Herz.

„Nun höre, Lucy. Du haſt noch Mancherlei für unſer Glück zu thun“, begann Harry wieder und zog Papiere aus ſeinem Rocke hervor. „Hier iſt das Schriftſtück des Herrn Randolph; lege es wieder dahin auf ſeinen Tiſch, wo Du es wegnahmſt. Dieſen Bogen aber, auf welchem nichts weiter geſchrieben ſteht als der Name Apollo

Dandon, lege zwiſchen Randolph's Papiere ſo, daß er ihm nicht in die Augen fällt."

Harry hatte die beiden Blätter zuſammengefaltet, reichte ſie der Mulattin und dieſe verbarg ſie in ihrem Kleide und ſagte:

„Ich werde es genau ſo beſorgen, wie Du mir befahlſt, Geliebter."

„Nun iſt hier aber noch ein Brief von größerer Wichtigkeit; er enthält eine Anweiſung auf die Bank von zweitauſend Dollars, die Du für mich einkaſſiren ſollſt. Morgen Nachmittag genau um ein Viertel vor drei Uhr gehſt Du in die Bank und gibſt dort den Brief ab, empfängſt die Summe in Banknoten und eilſt dann die Hochſtraße hinauf aus der Stadt, wo ich Dir begegnen und Dir das Geld abnehmen werde. Aber genau um ein Viertel vor drei mußt Du in der Bank eintreffen, denn um drei Uhr wird ſie geſchloſſen", ſagte Harry und reichte Lucy den verſiegelten Brief.

„O, ich bin mit den Herren in der Bank bekannt, ich habe ſchon oft Geld dort für die Herrin geholt und gewechſelt", antwortete die Mulattin und ſetzte noch hinzu: „Freilich ſo viel habe ich nie dort empfangen."

„Das bleibt ſich ja gleich, ob man hundert oder tauſend Dollars empfängt. Nun aber noch eins. Du mußt ſagen, Deine Herrin ſchicke Dich, das Geld für

ſie zu holen. Ich habe meinen guten Grund dabei, und die Herren in der Bank werden ja nie im Leben gewahr, ob Madame Newberry oder ein Anderer es holen ließ. Es kann ihnen ja auch ganz gleichgültig ſein, denn ſie ſind verbunden, die Anweiſung, welche in dem Briefe liegt und die auf den Inhaber derſelben lautet, zu zahlen. Wer dieſer Inhaber iſt, das geht ſie nichts an und danach fragen ſie nicht. Ich kann mich darauf verlaſſen, daß Du es mir gut beſorgſt, nicht wahr, Lucy?" verſetzte Harry lächelnd und ſtrich ihr zärtlich über die Wange.

„Sicher, ſo gut, als ob Du es ſelbſt thäteſt. Wenn es nur eine größere Aufgabe wäre, die Du mir ſtellteſt, hierin liegt ja gar kein Verdienſt für mich", antwortete das Mädchen mit heiterer Unbefangenheit.

„Und morgen Abend", fuhr Harry fort, „wollen wir uns nicht bei der Negerin, ſondern auf demſelben Platze treffen, wo Du mir nachmittags das Geld geben wirſt; dann nehme ich Dich mit mir, um mich niemals wieder von Dir zu trennen. Nur mußt Du die Aufträge, die ich Dir gegeben habe, gut ausführen. Haſt Du mich auch recht verſtanden?"

„Vollſtändig, Harry. Du ſollſt mit mir zufrieden ſein, ich werde ganz ernſthaft das Geld für meine Herrin fordern", antwortete Lucy, glücklich in der Vorausſicht, dem Geliebten einen Dienſt erweiſen zu können.

Sie hatte auch den Brief in ihrem Kleid verborgen und gab ſich nun der Seligkeit hin, die ſie bei den Liebesbezeigungen Harry's, womit derſelbe ſie jetzt überhäufte, durchbebte.

Die Zeit flog, doch Lucy lauſchte dem Glockenſchlage und nach Verlauf einer halben Stunde ſagte ſie mit traurigem Tone, daß ſie Harry jetzt verlaſſen müſſe.

„Noch eine Nacht und noch einen Tag, ſüßes Mädchen, dann wirſt Du Dich nimmer wieder von mir trennen", verſetzte Harry und nahm mit den Worten Abſchied von ihr:

„Richte Alles gut aus und laſſe Niemand die Papiere ſehen."

„Sei unbeſorgt, Geliebter!" rief ſie ihm im Davoneilen zu und verſchwand durch die Thür.

Am folgenden Morgen begab ſich Harry wieder nach dem Fluſſe hinunter, wo die Schiffe lagen und wo vor einer Stunde ein prächtiger Dampfer von Cincinnati angekommen war. Harry ging an Bord deſſelben zu dem Kapitän und hörte von ihm, daß er am nächſten Morgen ſeine Reiſe nach Neuorleans antreten werde und zwar mit dem erſten Grauen des Tags.

„So wird es am beſten ſein, wenn ich ſchon heute Abend an Bord komme", ſagte Harry, „denn ich will

mit Ihnen nach Neuorleans fahren und möchte nicht unnöthig in meiner Morgenruhe geſtört werden."

„Freilich thun Sie wohl daran und ich glaube, daß meine Betten vollkommen ſo gut ſind als die in den Hotels der Stadt", entgegnete der Kapitän, worauf Harry für ſich und für ſeinen Mulattenjungen die Paſſage zahlte, eine Kajüte auswählte und mit dem Bemerken, daß er ſich am Abend einfinden werde, das Schiff verließ.

Nun begab er ſich zu Dandon und zeigte demſelben an, daß er ſeine Geſchäfte hier beendet habe und am folgenden Morgen ſchon abreiſen werde. Dandon war ſehr erfreut darüber, da er glaubte, daß Harry's Gegenwart in Texas für ihr beabſichtigtes Unternehmen von großer Wichtigkeit ſei; er bat ihn um pünktliche Mittheilung über alle politiſchen Bewegungen und verſicherte ihm noch ſchließlich, daß er ſich vollſtändig gerüſtet halten werde. Harry verabſchiedete ſich dann noch bei Blancha, die ihn mit ihrer gewohnten Ruhe empfing und entließ, und nun eilte er zu ſeiner Mutter, um auch ihr Lebewohl zu ſagen. Bei ihr verweilte er bis halb drei Uhr, worauf er in der herzlichſten Weiſe Abſchied von ihr nahm und ſie verließ.

Der entſcheidende Augenblick nahte ſich, Harry jedoch ſchritt mit ruhig ſchlagendem Herzen durch die

Straßen, ja es ſchien, daß die Gefahr jeden ſeiner Nerven nur noch ſtraffer ſpannte, es war kein Wanken, kein Zweifeln, kein Bangen in ihm. In der heiterſten Laune nahm er auf ſeinem Weg durch die Stadt von mehreren Bekannten Abſchied und lud ſie ein, ihn auf ſeinen Beſitzungen in Texas zu beſuchen, und es ſchlug drei Viertel, als er das Ende der Stadt erreichte und in dem ſandigen Wege langſam fortſchritt.

„Jetzt zahlen ihr die geſcheidten Herren das Geld aus", ſagte er lachend vor ſich hin. „Ich wollte, Holcroft wäre hier, er würde mir ein Belobungsſchreiben geben."

Dann verfinſterte ſich ſein Blick, und in ernſtem Tone fuhr er fort:

„Herr Randolph, der Triumph wird nun wohl auf meine Seite kommen!"

Im Vorwärtsgehen ſah er wiederholt nach der Uhr, berechnete, wie bald Lucy hierher kommen könne, und wandte ſich dann auf demſelben Wege nach der Stadt zurück. Er hielt ſeinen ſpähenden Blick auf die letzten Häuſer gerichtet, denn es war Zeit für das Mädchen zu erſcheinen. „Vielleicht hat man ſie nicht gleich abgefertigt", dachte Harry und ging immer langſamer, um der Stadt nicht zu nahe zu kommen.

Immer noch erſchien ſie nicht. Sollte man Argwohn

geſchöpft und vielleicht zu Madame Newberry geſandt haben?

„Thorheit!“ antwortete ſich Harry laut. „Dazu ſind die Herren zu dumm. Madame Newberry iſt ja eine reſpectable Dame und die ſchöne Lucy iſt als braves Mädchen bekannt, wie kann man an der Richtigkeit zweifeln? Sieh, dort kommt ſie ja herangeflogen, man ſieht ihre Freude in ihren Schritten, ſie hat das Geld!“

Harry ging jetzt ſchneller und wenige Minuten ſpäter kam Lucy ihm jubelnd entgegen und ſagte:

„Habe ich meinen Auftrag nicht ſchnell ausgeführt? Hier, Geliebter, hier iſt das Geld!“

„So gut haſt Du ihn ausgeführt, daß Du dafür lebenslang meine Herrin ſein ſollſt, Du einziges Mädchen. Nun aber eile Dich, geh jenen Fußweg, er führt Dich von der andern Seite in die Stadt. Deinen Lohn erhälſt Du heute Abend, ich werde um ſieben Uhr hier ſein. Auf Wiederſehen, meine Lucy!“

Hiermit empfing Harry das Papier mit den Banknoten, ſteckte es in ſeine Bruſttaſche und ging eiligen Schritts nach der Stadt zurück.

So gut wie heute bei ſeinem Mittagsmahl hatte Harry der Champagner lange nicht geſchmeckt.

Nach Tiſche zahlte er ſeine Rechnung in dem Gaſthauſe, packte ſeinen Koffer und ließ ſeine Effecten an

Bord des Dampfſchiffs bringen. Er ſelbſt begab ſich nach einem Kleiderladen, wählte mehrere Anzüge für Lucy, kaufte eine ſchwarze Wachstuchkappe für ſie und ließ dieſe Sachen gleichfalls nach dem Dampfſchiffe ſenden, wohin er ſelbſt voranging.

Viertes Kapitel.

Alle Gefahr war vorüber, die Bank geſchloſſen und vor Morgen konnte keine Entdeckung ſtattfinden, dann aber befand Harry ſich ſchon hundert Meilen weit von Natchez entfernt, und die Spur des verſchwundenen Mädchens aufzufinden war unmöglich.

Mit Sehnſucht ſah Harry dem Abend entgegen, um ſein Werk durch den Beſitz der Mulattin zu krönen. Er richtete ſich in ſeiner Kajüte ein, legte einen vollſtändigen Leinenanzug für Lucy zuſammen und ging dann auf das Verdeck hinaus, um dort den Uebergang der Dämmerung zur Dunkelheit abzuwarten, denn die Sonne war hinter dem Urwalde an der andern Seite des Stroms verſunken und der Abendſtern begann zu blitzen. Die Lichter in dem großen Salon und auf dem Verdecke des Schiffes waren angezündet, als Harry in ſeine Kajüte trat, das Paquet mit der Kleidung für Lucy unter den Arm nahm, die Kappe für ſie in die Taſche ſteckte

und ſich an das Land begab, indem er dem Kapitän zurief, er werde zum Abendeſſen ſich einfinden. Mit raſchen Schritten durcheilte er die Stadt und ging aus der Hochſtraße hinaus nach dem Platze, wo er am Nachmittag von Lucy geſchieden war. Die Dunkelheit beſchränkte den Blick auf die nächſte Umgebung, doch der Weg war nicht ſehr breit, ſodaß Niemand an Harry vorübergehen konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden. Wohl eine halbe Stunde lang war er langſam auf und nieder geſchritten, ohne daß ein menſchliches Weſen ſich genaht hätte, und die Zeit, zu welcher die Mulattin erſcheinen wollte, war längſt verſtrichen. Harry wurde ungeduldig, unruhig und beſorgt. Wie, wenn die Leute in der Bank nun doch Verdacht geſchöpft hätten, oder wenn durch irgend einen unglücklichen Zufall einer derſelben mit Herrn Newberry zuſammengetroffen wäre und dieſer den Betrug aufgedeckt haben ſollte! Es war nicht wahrſcheinlich, aber doch möglich, und dann kam Harry in eine ſehr mißliche Lage. Mit jedem Augenblicke ſteigerte ſich ſeine Unruhe und mit größter Anſtrengung lauſchte und ſpähte er um ſich; da kam es ihm vor, als höre er Tritte; er horchte ſchärfer, jetzt hörte er ſie wieder, ſie kamen auf der Straße von der Stadt her, es waren eilige, leichte Schritte, er ging ihnen raſch entgegen und nach wenigen Augenblicken flog ihm Lucy in die Arme.

„Da bin ich, Geliebter, Dein in Leben und Tod!“ rief ſie athemlos und ſchmiegte ſich an Harry's Bruſt, dem mit ihrem Erſcheinen eine ſchwere Laſt vom Herzen gefallen war.

„Gott Lob, daß Du da biſt!“ ſagte er frei aufathmend. „Du bliebſt lange, ich fing an beſorgt zu werden.“

„Ich mußte meiner Herrin bei ihrer Toilette helfen“, ſagte die Mulattin mit weicher Stimme, welche Thränen in ihren Augen verrieth. „Es ward mir doch recht ſchwer ums Herz, wenn ich dachte, daß ſie mich bei ihrer Rückkehr nicht mehr finden würde. Sie war mir mehr Mutter wie Herrin!“

„Die nichts Unrechtes darin fand, einen ſolchen Engel wie meine Lucy als Sklavin zu beſitzen und zu behandeln“, bemerkte Harry mit Zärtlichkeit.

„Das darf man ihr nicht ſo hoch anrechnen. Ich wurde ihr als Sklavin geboren, und daß ich mehr Bildung erhielt als andere Farbige, dafür habe ich ihr ja zu danken“, entgegnete Lucy wehmüthig, fuhr dann aber ſchnell fort: „Aber Dir, mein Geliebter, habe ich tauſendmal mehr zu danken, denn nicht nur meine Freiheit willſt Du mir geben, Du gabſt mir Deine Liebe und durch ſie meinem Leben einen Werth; es iſt Dein Eigenthum und ſoll es ewig bleiben!“

„Und ich gebe Dir das meinige dafür, Du liebes Mädchen. Nun aber laß uns gehen, dieſer Weg führt uns durch das Holz am Fluſſe, dort kannſt Du Dich umziehen; ich habe Deine Jungenkleider mitgebracht.“

„Und ein treuer Junge werde ich ſein“, ſagte die Mulattin freudig und hing ſich an Harry's Arm.

Sie hatten bald das Holz erreicht und traten vom Wege ab in das Buſchwerk, wo Lucy ihren Anzug mit Beinkleid, Weſte und Rock vertauſchte, ihr ſchönes Haar auf dem Kopfe zuſammendrehte und die Wachstuchmütze darüber ſetzte und dann die abgelegten Sachen, in ein Bündel gepackt, unter den Arm nahm.

„Ich bin neugierig, mich zu ſehen“, ſagte ſie lachend, indem ſie Arm in Arm mit Harry dem Wege nach der großen Straße am Fluſſe folgte.

Sie waren bald an derſelben angelangt und im Begriff, zwiſchen den letzten Büſchen herauszutreten, als zwei Leute an ihnen vorüber auf der Straße hinſchritten.

„Mein Gott, das iſt Herr Randolph!“ ſagte Lucy erſchrocken zurücktretend und barg ſich mit Harry hinter dem Laubwerk.

„Wen mag er da bei ſich haben?“ fragte Harry, ſeine Blicke auf das Paar heftend, auf welches der ferne Lichterſchein von den am Ufer liegenden Schiffen fiel.

„Es iſt wahrhaftig Fräulein Blancha, ich kenne ſie

am Gange und wenn ſie noch tiefer verſchleiert wäre", entgegnete Lucy überraſcht.

„Und man könnte auch glauben, Du ſeieſt es, mit der er luſtwandelt. Du und Fräulein Blancha, Ihr habt ziemlich ähnliche Geſtalten", verſetzte Harry ſinnend.

„O nein, Harry, ſie iſt viel größer als ich", fiel Lucy ein.

„Dennoch könnte man behaupten, Du ſeieſt es geweſen", fuhr Harry immer noch in Gedanken verſunken fort, indem er den beiden Liebenden nachblickte, bis ſie an der Biegung des Fluſſes verſchwanden.

„Nun aber, theure Lucy, mußt Du in Deine Rolle eintreten, die Du bis an die Grenze von Texas zu ſpielen haſt — Du biſt nun mein Diener Charles. Bleib einige Schritte hinter mir zurück, die Straße wird hier ſchon ziemlich hell; nimm aber um des Himmels willen Deine Kappe nicht ab. Sobald wir auf das Schiff kommen, folgſt Du mir ſchnell in meine Kajüte."

Harry eilte nun, von der Mulattin gefolgt, dem Werfte zu, welches hell erleuchtet und noch ziemlich belebt war, und ſchritt, ohne ſich umzuſchauen, über daſſelbe hin nach dem Dampfer, auf dem er ſeine Fahrt nach Neuorleans bedungen hatte. Raſch ging er mit Lucy in den Salon und von dort in ſeine Kajüte, deren Thür er hinter ſich verſchloß.

„So, mein süßes Mädchen, nun noch das größte Opfer, Dein schönes Haar, und wir gehören einander an für ewig", sagte Harry, während Lucy ihre Kappe abwarf und ihr prächtiges langes Haar in schweren Locken herabfiel.

„Es ist kein Opfer, Harry, wird mir doch das Glück dafür, in Deiner Nähe leben zu dürfen! Gib mir eine Scheere und ich schneide sie selbst ab", antwortete Lucy mit freudig glänzendem Blick.

Harry aber nahm die Scheere aus seinem Koffer hervor und sagte:

„Laß mich es thun, geliebtes Mädchen, ich will mir das Haar zum Andenken aufbewahren." Dann setzte Lucy sich auf den Stuhl nieder und Harry schnitt ihr die Locken ab, sodaß ihr Haar ganz kurz sich um ihren kleinen Kopf kräuselte. Als er die Arbeit sauber beendet hatte, schlang er liebkosend seinen Arm um die Mulattin, küßte sie und sagte:

„So, mein hübscher Charles, nun betrachte Dich einmal im Spiegel und sieh, ob Du nicht ein prächtiger Junge bist."

Darauf packte er die Locken vorsichtig in ein Papier, legte sie in seinen Koffer und fuhr dann fort:

„Bei Tische mußt Du aber hinter meinen Stuhl treten und mich bedienen. Armes Mädchen, wie gern

würde ich hinter Deinem Stuhle ſtehen! Es muß aber nun einmal ſein, ſo leid es mir auch thut."

„O wie glücklich macht es mich, ſelbſt etwas für mein Glück zu thun. Sollſt ſehen, wie natürlich ich Deinen Diener ſpiele; bin ich es ja doch wirklich mit Leib und Seele", antwortete Lucy und ſchlang ihren Arm liebeglühend um Harry's Nacken.

Dieſer betrachtete nun den Anzug Lucy's von allen Seiten, band dann noch ein ſchwarzſeidenes Halstuch mit zierlicher Schleife um ihren zarten Hals und ſagte:

„Ein prächtiger Junge; es ſollte mich nicht wundern, wenn man mir große Summen für Dich böte", und ſetzte, die Mulattin küſſend, noch hinzu: „Doch alles Geld in der Welt würde nicht hinreichen, Dich von mir zu kaufen, meine Lucy!"

Da ertönte die Glocke, welche zum Abendeſſen rief, Harry verſchloß ſeinen Koffer, küßte das Mädchen nochmals mit den Worten: „Nun komm, beſte Lucy!" und trat in den Salon hinaus, wo ſchon einige vierzig Paſſagiere ſich um den Tiſch gereiht hatten und auf die Damen warteten, die jetzt aus ihrem Salon hervortraten und ſich oben an der Tafel niederließen. Dann nahmen alle Platz und Lucy trat hinter Harry's Stuhl. Sie bediente ihn ſchnell und unverzagt, und nachdem das

Essen beendet war und die Passagiere den Saal verlassen hatten, trat der Kapitän zu ihm und sagte:

„Sie haben da einen herrlichen Jungen. Haben Sie ihn hier gekauft?"

„O nein", entgegnete Harry. „Ich brachte ihn mit von Texas, ich habe ihn aber während meines Aufenthalts hier im Lande bei einem Freunde wohnen lassen, da ich hier seine Dienste nicht brauchte und weil er mich im Lande nichts kostete. Es ist ein guter Junge."

Nachdem nun die Beamten des Schiffes gleichfalls gespeist hatten, setzte sich die schwarze Dienerschaft an den Tisch und mit ihnen auch Lucy, um ihr Mahl einzunehmen. Harry hatte eine Cigarre angezündet und sich hinaus auf das obere Verdeck begeben, wo er sich niederließ und in Gedanken versunken seinen Blick über das Werft schweifen ließ, da trat Lucy zu ihm und sagte leise:

„Habe ich meinen Dienst nicht gut versehen? Zur Belohnung will ich mich aber nun zu meines Herrn Füßen hinsetzen, das wird ja nicht auffallen."

„Ganz und gar nicht, süßes Mädchen", antwortete Harry ebenso leise. „Jetzt darfst Du immer bei mir bleiben!" worauf die Mulattin sich neben ihm auf den Fußboden niederließ.

Es ging auf elf Uhr, die Passagiere hatten sich zur Ruhe begeben und auch auf dem Werfte wurde es

leer, nur hier und dort waren noch einzelne Arbeiter mit Wegschaffen von Gütern beschäftigt, da schritt plötzlich Albert Randolph unweit des Dampfschiffs vorüber und folgte dem Wege am Flusse hin.

„Randolph wieder!“ sagte Harry überrascht. „Wohin will der noch so spät?“

„Das thut er oft. Er geht häufig noch um elf Uhr in der Nacht spazieren, namentlich aber bei Mondenschein, der heute freilich fehlt“, entgegnete Lucy, gleichfalls Albert nachschauend.

„So“, sagte Harry gedankenvoll, sprang nach einigen Minuten rasch auf und eilte, von Lucy gefolgt, in seine Kajüte. Dort nahm er schnell sein Schreibzeug aus dem Koffer und schrieb mit verstellter Hand:

„Der Advocat Albert Randolph hat die Mulattin Lucy des Herrn Newberry um elf Uhr in dieser Nacht in den Fluß geworfen.“

Dann schloß er den Brief, versiegelte ihn mit einer Oblate und adressirte ihn an den Staatsprocurator. Er bat Lucy in der Kajüte zu bleiben, nahm Hut und Stock und eilte nun fliegenden Schritts nach der Post, wo er den Brief in den Kasten warf.

Um elf Uhr kehrte Madame Newberry aus der Gesellschaft zurück und wurde von ihrem Gemahl selbst an der Hausthür empfangen.

„Warum haſt Du mir Lucy nicht geſandt? Ich habe allein nach Hauſe gehen müſſen", ſagte ſie ungehalten beim Eintreten.

„Lucy? Iſt Lucy nicht bei Dir?" antwortete Herr Newberry erſtaunt. „Sie iſt nicht hier; wir glaubten, ſie wäre fortgegangen, um Dich abzuholen."

„Lucy nicht hier? Du erſchreckſt mich! Lucy nicht hier? Das iſt ja unmöglich, wo wäre ſie denn? Es muß ihr ein Unglück zugeſtoßen ſein", ſagte die Frau mit zunehmender Angſt, trat in das Zimmer und warf Hut und Shawl von ſich.

„Iſt Herr Randolph zu Hauſe?" fuhr ſie dann haſtig fort.

„Nein, er iſt noch nicht gekommen", erwiderte Newberry.

„Mein Gott, was kann mit dem Mädchen geſchehen ſein?" nahm die Frau wieder das Wort.

„Sollte ſie fortgelaufen ſein?" verſetzte der Mann.

„Biſt Du wahnſinnig? Lucy fortlaufen! Eher verlaſſen alle Sklaven in den Vereinigten Staaten ihre Herren, ehe Lucy von mir ginge. Nein, nein, es iſt ihr ein Unglück begegnet. Wenn nur Herr Randolph hier wäre", fuhr Madame Newberry in höchſter Aufregung fort, doch nach einer Weile ſagte ſie, ſich plötzlich beruhigend:

„Ach, ſie iſt mit Herrn Randolph gegangen, jetzt

wird mir die Sache klar; unſere liebe Blancha hat wahrſcheinlich auf einer Promenade eine Dienerin bei ſich haben wollen. Ja, ja, ſo iſt es", rief ſie lachend aus. „Wie man doch ſo dumm ſein kann, ſich ſo zu ängſtigen!"

„Du haſt Recht, ſo iſt es auch, und Randolph hat die Entſchuldigung für das Mädchen bei uns übernommen", verſetzte Newberry.

„Es iſt aber elf Uhr, ſie müſſen doch nun bald zurückkommen. Ich will ſie hier erwarten, damit ich Lucy beim Umkleiden bei mir habe", nahm die Frau wieder das Wort und ſetzte ſich vollſtändig beruhigt bei dem Kamin in einen Armſeſſel, während ihr Gemahl ſich an dem Tiſche niederließ und die Abendzeitung zur Hand nahm.

„Ich begreife aber doch nicht, wo ſie bleiben", hob Madame Newberry nach einiger Zeit wieder an. „Der alte Dandon muß zum Abendeſſen ausgebeten ſein, ſonſt könnte Blancha nicht ſo lange vom Hauſe bleiben."

Sie ſtand auf und ſchritt im Zimmer auf und nieder und ſagte wiederholt: „Unbegreiflich, räthſelhaft!" Plötzlich aber blieb ſie mit den Worten ſtehen:

„Da ſchlägt es halb zwölf! Es iſt irgend etwas geſchehen, ſonſt wäre Lucy hier, und doch, wo kann ſie ſein als mit Randolph?"

Da ertönten Tritte vor dem Hauſe und Madame

Newberry ſprang mit dem Ausruf: „Gott Lob, da ſind ſie!“ in den Corridor hinaus. Die Hausthür öffnete ſich und Albert trat allein herein.

„Iſt Lucy nicht bei Ihnen, Herr Randolph?“ fragte die Frau mit bebender Stimme.

„Lucy? Ich habe Lucy nicht geſehen. Iſt ſie nicht hier?“ entgegnete Albert verwundert und ſchritt mit Madame Newberry in das Zimmer.

„Nein, nein, ſie iſt nicht hier“, rief dieſe jetzt außer ſich, und alle drei ſtanden beſtürzt und rathlos da.

„Sie muß fortgelaufen ſein“, nahm Newberry zuerſt wieder das Wort, ſeine Frau aber und Albert widerſprachen ihm auf das allerbeſtimmteſte und behaupteten, daß ſie durch irgend etwas gewaltſam müſſe abgehalten ſein, nach Hauſe zu kommen. In dieſer Nacht aber war es nicht möglich, Schritte zu ihrer Auffindung zu thun, und ſo begab man ſich mit Angſt und Sorgen zur Ruhe. Am frühen Morgen jedoch verließ Herr Newberry ſowohl wie auch Albert das Haus, um in verſchiedenen Richtungen Erkundigungen über die Mulattin einzuziehen. Das Verſchwinden derſelben wurde bald in der Stadt bekannt und allenthalben erregte die Nachricht davon großes Erſtaunen; da Jedermann das gute Verhältniß zu ihrer Herrſchaft kannte und wußte, wie ſie mehr als Kind denn als Sklavin in der Familie behandelt worden war.

Madame Newberry wartete zu Hauſe mit zunehmender Beſorgniß von Minute zu Minute auf Nachricht über das Schickſal des Mädchens, denn daß daſſelbe aus eigenem Antrieb entflohen ſei, das kam ihr nicht einen Augenblick in den Sinn. Es war zehn Uhr, als die Schelle gezogen wurde, und mit geſpannter Erwartung eilte die Frau ſelbſt an die Hausthür und öffnete dieſelbe. Der Staatsprocurator Heald trat herein und fragte, ob Herr Newberry zu Hauſe ſei, und als deſſen Gattin die Frage verneinte, bat er um die Erlaubniß einer kurzen Unterredung mit ihr ſelbſt.

„Iſt Ihr Mulattenmädchen Lucy hier, Madame Newberry?“ fragte er, mit dieſer in das Zimmer tretend.

„Ach nein, Herr Heald, wir ſind in der größten Beſorgniß um ſie. Sie kam geſtern Abend nicht nach Hauſe“, antwortete die Frau.

„Um welche Zeit iſt ſie denn weggegangen, und wiſſen Sie, wohin ſie ſich begab?“

„Sie begleitete mich zu Shields am Markt, wo ich den Abend verbrachte, und von dieſem Weg iſt ſie nicht wieder zurückgekehrt.“

„Wiſſen Sie, ob Herr Randolph geſtern Abend zu Hauſe war oder um welche Zeit er zurückkam?“

„Er war während des ganzen Abends aus und

kehrte um halb zwölf Uhr zurück; ich ſelbſt empfing ihn an der Thür, weil ich glaubte, daß es Lucy ſei."

„Iſt Ihnen nicht bekannt, ob Herr Randolph ein Verhältniß mit dem Mädchen gehabt hat?"

„O nein, Herr Heald, ſicher nicht. Lucy iſt ein äußerſt braves, unſchuldiges Mädchen und für Herrn Randolph kann ich bürgen, daß er niemals mit einem Gedanken ihr nachgeſtrebt hat; er iſt ein Muſter von einem jungen Mann, wie man ſelten findet", antwortete die Frau lebhaft.

„Er iſt alſo um halb zwölf Uhr nach Hauſe gekommen", ſagte Heald nachdenkend, als abermals die Schelle an der Hausthür erklang. Gleich darauf trat der Kaſſirer der Bank herein und ſchaute betroffen den Staatsprocurator an.

„Ich will gar nicht ſtören, Madame Newberry", ſagte er ſich verneigend, „wir hören aber ſo eben, daß Ihre Mulattin Lucy verſchwunden ſei, und ich wollte mich erkundigen, ob ſie das Geld an Sie abgeliefert oder ob ſie es vielleicht mitgenommen hat."

„Welches Geld?" fragte die Frau überraſcht.

„Die zweitauſend Dollars, welche Sie uns ſchriftlich gebeten haben dem Mädchen auszuzahlen."

„Ich?" rief Madame Newberry erſchrocken. „Ich habe kein Geld durch ſie einkaſſiren laſſen."

„Wäre es möglich? Sollte ein Betrug an uns ver-

übt worden ſein?" verſetzte der Kaſſirer gleichfalls erſchrocken. „Hier iſt Ihr Schreiben, Madame."

Hierbei zog er den Brief, welchen Harry im Namen der Frau an die Bank geſchrieben hatte, aus der Taſche hervor und reichte ihr denſelben hin.

„Das habe ich nicht geſchrieben, es iſt eine Fälſchung, Herr!" antwortete die Frau und gab ihm das Schreiben zurück.

Der Staatsprocurator hatte ſchweigend der Unterhaltung zugehört und bat den Kaſſirer jetzt, ihm den Brief zu zeigen.

Er las denſelben durch, ſchaute noch einige Augenblicke gedankenvoll auf das Papier und ſagte dann zu dem Kaſſirer: „Sie vertrauen mir wohl auf eine Viertelſtunde den Brief an? Ich möchte einige Worte mit Madame Newberry reden und werde Ihnen dann das Schreiben ſelbſt in die Bank bringen; es kann möglicherweiſe für Ihr Intereſſe ſein."

„Sehr gern, Herr Heald. Ich werde Sie in der Bank erwarten", erwiderte der Kaſſirer, empfahl ſich und verließ das Haus.

„Können Sie mich wohl einen Blick auf den Schreibtiſch des Herrn Randolph thun laſſen? Sie würden mich ſehr dadurch verbinden", wandte ſich jetzt der Procurator an die Frau.

„Sehr gern. Sein Zimmer iſt offen“, antwortete dieſe verwundert, worauf Heald mit ihr aus der Stube ging und ſich durch ſie nach Albert's Zimmer führen ließ.

Dort trat er raſch an den Schreibtiſch, öffnete den Brief, welchen ihm der Kaſſirer gelaſſen hatte, und verglich nun die Schrift mit der Handſchrift Albert's, welche ſich auf unzähligen auf dem Tiſche liegenden Papieren ſeinen Blicken darbot. Seine Aufmerkſamkeit, mit welcher er dieſelbe betrachtete, ſteigerte ſich mit jedem Augenblick, er nahm immer wieder ein neues Blatt zum Vergleich vor ſich, bis er plötzlich, wie zu einem Reſultat gekommen, den Brief in ſeiner Taſche verbarg und, ſich an Madame Newberry wendend, ſagte:

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar, bitte Sie aber im Namen des Geſetzes, Herrn Randolph nichts von meinem Beſuch wiſſen zu laſſen für den Fall, daß er bald nach Hauſe kommen ſollte.“

Dann ſchritt er eilig aus dem Zimmer, verabſchiedete ſich bei der Frau und verließ das Haus.

Er begab ſich geraden Wegs nach der Bank, wo er von dem Präſidenten derſelben empfangen und in deſſen Privatzimmer geführt wurde.

„Unſer Kaſſirer hat Sie bereits von dem geſtern an uns verübten Betrug in Kenntniß geſetzt, Herr Heald“,

hob der Präſident an, indem er ſich mit jenem in Armſeſſeln niederließ.

„Das iſt der Grund meines Beſuchs bei Ihnen, Herr Präſident“, antwortete der Staatsprocurator und zog den Brief aus der Taſche. „Höchſt ſonderbare Zuſammentreffen werfen großen Verdacht auf eine Perſon, die eigentlich über allem Verdacht hoch erhaben ſteht. Wer aber kann dem Menſchen in das Herz ſehen?“

„Und darf ich wiſſen, wer dieſe Perſon iſt?“ fragte der Präſident ſehr geſpannt.

„Was ich Ihnen mittheile, Herr Präſident, bleibt auf das ſtrengſte unter uns“, verſetzte Heald, rückte dann ſeinen Stuhl näher zu jenem hin und fuhr fort:

„Heute früh erhielt ich einen Brief ohne Unterſchrift, in welchem mir angezeigt wurde, daß der junge Advocat und Dichter Albert Randolph geſtern Nacht um elf Uhr die Mulattin Lucy in den Fluß geworfen habe.“

„Randolph? Das iſt unmöglich!“ ſagte der Präſident mit augenſcheinlicher Entrüſtung.

„Ebenſo unmöglich erſchien es mir“, nahm der Staatsprocurator wieder das Wort. „Ich wollte mich aber doch überzeugen, ob die Mulattin wirklich vermißt würde, und begab mich dieſerhalb zu Madame Newberry, wo ich nun durch Ihren Kaſſirer von dem Betrug in Kenntniß geſetzt wurde, den man an Ihnen geſtern mit

Hülfe dieſer Mulattin verübt hat. Die Anzeige von dem Mord gewann durch die Betheiligung des Mädchens an dem Betrug an Glaubwürdigkeit, und bei Anſicht des Briefes an die Bank kam mir der Gedanke, die Handſchrift mit der des angeblichen Mörders Randolph zu vergleichen. Ich bat Madame Newberry, mich auf deſſen Zimmer zu führen, verglich dort deſſen Handſchrift mit dem Briefe und fand zu meiner großen Beſtürzung eine unverkennbare Aehnlichkeit zwiſchen beiden, ja ich konnte mich nicht gegen die Ueberzeugung wehren, daß Randolph dieſen Brief geſchrieben habe."

„Es iſt ja aber gar nicht möglich, Herr Heald!" fiel ihm der Präſident in das Wort. „Dieſer Randolph, das Muſter eines anſtändigen, ſoliden, edlen jungen Mannes!"

„So fühle auch ich, und doch, was das Auge ſieht, glaubt das Herz. Es iſt meine Pflicht, die Sache zu verfolgen und mich der Perſon Randolph's zu verſichern."

„Es wäre ja aber ſchrecklich für ihn, wenn er unſchuldig wäre. Bedenken Sie ſeine hohe, gefeierte Stellung vor der Welt."

„Es wäre ein Unglück, welches das Schickſal über ihn brächte, und dennoch bleibt mir nichts übrig, als ihn gefangen nehmen zu laſſen und ſeine Papiere durchzuſehen, ob ſich weitere Verdachtsgründe in denſelben

finden. Es thut mir leid, meine Pflicht aber läßt mir keinen andern Weg frei, denn er kann sich jeden Augenblick entfernen. Ich bitte, mir nun auch die Anweisung, die in dem Briefe gelegen hat, einzuhändigen."

„Sehr gern", antwortete der Präsident, zog die Schelle und ließ sich durch den eintretenden Beamten die Anweisung bringen.

„Sie ist mit dem Namen des Herrn Dandon unterzeichnet und zwar in dessen Handschrift so treu, daß er selbst glauben muß, er habe es geschrieben", bemerkte der Präsident, indem er Heald die Anweisung reichte.

Derselbe betrachtete das Papier und sagte dann:

„Diese Schrift ist wieder eine ganz andere, sie hat mit der Randolph's gar keine Aehnlichkeit. Ich will nun gehen, um die nöthigen Schritte zur Verhaftung des jungen Mannes zu thun, und werde ihn ohne alles Aufsehen zuerst nach meiner Wohnung kommen lassen; dort will ich mit ihm reden und sehen, welchen Eindruck die Anklage auf ihn macht."

Hiermit erhob sich der Staatsprocurator, reichte dem Bankpräsidenten die Hand und sagte im Weggehen:

„Ich bitte nochmals um strengste Verschwiegenheit."

Madame Newberry war, als der Staatsprocurator ihr Haus verließ, schnell an das Fenster getreten und

hatte dann, ſoweit ihn ihr Blick verfolgen konnte, ihm ſtaunend nachgeſehen.

Was in aller Welt hatte der Mann wohl mit ſeinen Fragen über Herrn Randolph gewollt und aus welchem Grunde hatte er den gefälſchten Brief mit deſſen Handſchrift verglichen? Sah es doch wahrlich aus, als ob er Verdacht gegen dieſen edlen, unvergleichlich braven Jüngling habe!

Eine unnennbare Unruhe hatte ſich bei Gedanken dieſer Art der Frau bemächtigt, und bald drängte es ſie, Blancha von dem Geſchehenen zu unterrichten, bald aber Randolph aufſuchen zu laſſen und ihn von Heald's Betragen in Kenntniß zu ſetzen. Dieſer hatte ihr ja aber im Namen des Geſetzes Schweigen aufgelegt, und ſo durfte ſie, ohne ſich an demſelben zu vergehen, nichts von ſeinem Beſuche laut werden laſſen.

Wer konnte denn aber auch wiſſen, was er gewollt hatte und in welcher Weiſe ſein Verfahren mit Randolph's Perſon in Beziehung ſtand! Ein Unrecht konnte man in dieſem unmöglich ſuchen.

Die Glocke in dem Hotel, in welchem Albert zu Mittag ſpeiſte, rief zu Tiſche, als dieſer mit dem Advocaten Portman in deſſen Office ſaß und mit ihm einen wichtigen Rechtsfall beendet hatte, deſſen Entſcheidung nahe bevorſtand. „Ihre Anſichten ſtimmen mit den

meinigen vollkommen überein und der Proceß muß verloren gehen; ich kann und werde die Vertheidigung für keinen Preis übernehmen", ſagte Portman, indem er die Papiere, welche ſie durchgeſehen hatten, zuſammenlegte und ſie Randolph hinreichte.

Dann lehnte er ſich in dem großen Armſeſſel zurück, ſchlug ein Bein über, und fuhr mit vertraulichem, freundlichem Tone fort:

„Mit Ablauf des Jahres, lieber Randolph, habe ich nun feſt beſchloſſen, meine Praxis aufzugeben und Ihnen dieſelbe zu überlaſſen; ich bin ſtolz darauf, einen ſolchen ehrenwerthen, talentvollen Nachfolger zu bekommen. Halten Sie ſtets, wie ich es that, an dem Grundſatz feſt, ſich immer nur des Rechts anzunehmen, nie aber ſich herabzuwürdigen, aus dem Unrecht Recht zu machen; einen Schurken können Sie niemals zum ehrlichen Manne erheben, wohl aber ſich ſelbſt mit ihm auf gleiche Stufe ſtellen. Der Gewinn, den Sie aus dem Unrechte ziehen, wird ſich Ihnen ſtets in Verluſt umwandeln, und unterliegen Sie auch in der Vertheidigung des Rechts, ſo bleiben Sie in dem Gefühl jedes rechtlichen Mannes doch immer Sieger. Wir wollen bald die Ankündigung veröffentlichen, daß Sie mit dem neuen Jahre meine Praxis übernehmen werden."

„Ihr liebevolles, väterliches Wohlwollen, Herr Port-

man, macht mich mehr wie glücklich und ich werde durch Fleiß und unbedingtes Festhalten an Ihren ehrenhaften Grundsätzen mich bestreben, Ihrer Güte, Ihres Vertrauens würdig zu sein", sagte Albert tief ergriffen, erfaßte die Hand des alten Biedermannes und küßte sie. Da öffnete sich die Thür der Office und der Sheriff trat herein.

„Nun, was bringen Sie uns, Herr Sheriff?" fragte Portman zu ihm aufsehend.

„Ich habe mich eines Auftrags zu entledigen, den ich gern einem Andern überlassen haben würde", antwortete dieser mit befangener Stimme.

„So ernst, Herr Sheriff? Sie wollen mich doch nicht verhaften?" sagte Portman lächelnd.

„Nein, Herr Portman. Nicht Ihnen, dem Herrn Albert Randolph gilt mein Besuch; im Namen des Gesetzes muß ich Besitz von seiner Person nehmen", entgegnete der Beamte und heftete seinen Blick auf Albert, der ihn lächelnd und fragend anschaute, als erwarte er nun die Erklärung des Scherzes. Im nächsten Augenblick aber wurden seine Züge ernst und mit fester, unmuthiger Stimme sagte er:

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Sheriff, und verbitte mir solche Thorheiten."

„Es ist voller Ernst, Herr Randolph. Hier ist der

Verhaftsbefehl gegen Sie", antwortete der Gerichtsdiener und zeigte ihm denſelben vor.

„Was iſt das?" rief Portman aufſpringend, ergriff das Papier und warf einen flüchtigen Blick auf daſſelbe, dann fuhr er mit Entrüſtung fort: „Auf welchen Grund hin will man meinen Geſchäftsführer verhaften?"

„Das kann ich nicht ſagen, Herr Portman", erwiderte der Sheriff. „Ich ſoll den Herrn Randolph zu dem Staatsprocurator führen."

„Eine Rückſichtsloſigkeit ſondergleichen!" ſagte Portman mit zornigem Tone. „Ich dächte, dieſem Herrn Heald, der mir ſeine Stelle zu verdanken hat, wäre der Weg wohl nicht zu weit geweſen, ſelbſt hierher zu kommen und dieſen einfältigen Spaß zu erklären."

Dann wandte er ſich zu Randolph und ſagte beruhigend:

„Kommen Sie, mein lieber junger Freund, ich werde Sie ſelbſt zu dieſem großthuenden Herrn begleiten und eine genugthuende Aufklärung erbitten."

„Nein, nein, beſter Herr Portman. Warum ſollen Sie ſich ärgern? Laſſen Sie mich allein gehen, ich denke ſchon mit ihm fertig zu werden", fiel Albert mit unterdrücktem Zorn ein, nahm ſeinen Hut und ſagte zu dem Gerichtsdiener: „Ich bin bereit, Herr Sheriff, Ihnen

zu folgen!“ Doch Portman ſchlang Randolph's Arm mit den Worten in den ſeinigen:

„Wer Sie angreift, greift mich an, und wo Sie bleiben, bleibe auch ich. Kommen Sie, der Mann ſoll wiſſen, wer wir ſind!“

Hiermit ſchritt der alte Herr mit Albert ſtürmiſch in die Straße hinaus und der Sheriff folgte ihnen ſchweigend.

Mit wachſender Aufregung und Spannung eilten ſie dahin und erwiderten kaum die vielen Grüße, die ihnen von allen Seiten geboten wurden.

„Was um des Himmels willen mag es nur ſein, was ſie vorhaben! Irgend eine juriſtiſche Spitzbüberei, Sie zu verhaften!“ ſagte Portman im Vorwärtsſchreiten mit vor Zorn bebender Stimme.

„Gott weiß, ich habe gar keine Ahnung davon; es ſoll aber dem Urheber ein theurer Scherz werden“, verſetzte Albert, ſeine Entrüſtung bekämpfend.

„Haben Sie denn mit Jemand Streit gehabt oder eine Drohung gegen irgend Jemand ausgeſtoßen?“

„Durchaus nicht, ich lebe mit Jedermann in Frieden und gutem Vernehmen. Meines Wiſſens habe ich gar keinen Feind“, entgegnete Albert, und hin und her denkend und fragend erreichten ſie die Wohnung des Staatsprocurators.

Der Sheriff trat mit ihnen in das Haus ein und öffnete die Zimmerthür Heald's mit den Worten:

„Hier bringe ich den Gefangenen Albert Randolph."

„Und hier ist John Portman, um Rechenschaft über ein so rücksichtsloses Verfahren gegen meinen Geschäftsführer und also auch gegen mich von Ihnen zu fordern, Herr Heald", sagte Portman, indem er mit Albert in das Zimmer trat, wo der Staatsprocurator sie mit einer ernsten Verbeugung empfing.

„Setzen Sie sich, meine Herren!" nahm dieser das Wort und deutete auf zwei Stühle, welchen gegenüber er selbst Platz nahm. Dann fuhr er mit ruhigem Tone fort:

„Es ist mir lieb, Herr Portman, daß Sie selbst mitgekommen sind, damit Sie sich davon überzeugen, daß Sie unter denselben Verhältnissen vollständig ebenso gehandelt haben würden wie ich."

„Sie machen mich wirklich neugierig, Herr Heald", entgegnete Portman ungeduldig.

„Herr Randolph ist des Mordes bei mir angeklagt und desselben sowie einer bedeutenden Fälschung verdächtig", sagte Heald und heftete seinen Blick fest auf Albert.

Halb erschrocken fuhr Portman bei diesen Worten

herum und ſah Albert an, als wolle er deſſen Antwort auf ſeinem Geſichte leſen.

Dieſer aber warf dem Staatsprocurator einen wuthflammenden Blick zu und ſagte mit vor Zorn zitternder Stimme:

„Daß Sie, Herr Heald, einer ſolchen nichtswürdigen Verleumdung Ihr Ohr leihen und darüber eine Frage an mich ſtellen können, erkläre ich für eine Theilnahme an dieſer Schandthat ſelbſt. Es iſt unter meiner Würde, darauf zu antworten."

Albert ſagte dieſe Worte mit ſo unverkennbarer innerſter Entrüſtung und mit ſolchem Stolz, daß der Staatsprocurator für den Augenblick die Faſſung verlor und mit einem entſchuldigenden Tone antwortete:

„Wenn ich auch ſelbſt nicht an Ihre Schuld geglaubt habe, ſo darf ich in meiner Stellung doch meinem eigenen Gefühl nicht folgen, ſondern muß ſolche triftige Verdachtsgründe, wie gegen Sie vorliegen, berückſichtigen. Um aber ſo ſchonend als möglich gegen Sie zu verfahren, habe ich Sie zu mir hierher führen laſſen."

„Ich bitte, mir die Verdachtsgründe, auf welche hin man mich verhaften konnte, zu bezeichnen und mir meinen Ankläger zu nennen", verſetzte Albert mit feſtem, ſtolzem Tone.

„Sie ſind angeklagt, die Mulattin des Herrn New-

berry in verfloſſener Nacht in den Fluß geworfen zu haben. Das Mädchen iſt verſchwunden", ſagte Heald.

„Und wer hat die Anzeige hiervon bei Ihnen gemacht?"

„Ein Unbekannter durch einen Brief, welchen ich heute früh erhielt."

„Zweifelsohne war es der Mörder ſelbſt, der dieſen Brief ſchrieb, Herr Heald", fiel Portman raſch ein.

„So dachte auch ich", fuhr der Staatsprocurator fort, „bis ich hörte, daß dieſe Mulattin Lucy geſtern in der Bank auf eine gefälſchte Anweiſung zweitauſend Dollars einkaſſirt habe."

„Und darin können Sie einen Verdachtsgrund gegen Herrn Randolph finden?" nahm Portman mit verbiſſenem Zorn wieder das Wort.

„Nein", antwortete Heald ruhig. „Die Anweiſung wurde aber der Bank in einem gefälſchten Schreiben übergeben und in dieſem Schreiben fand ich den Grund zu dem Verdacht", entgegnete Heald, nahm Harry's Brief von dem Tiſch und reichte ihn Portman mit den Worten hin: „Was halten Sie von dieſer Handſchrift?"

Bei dem erſten Blick, den der alte Herr auf das Schreiben that, fuhr er wie vom Blitz getroffen zuſammen, ſtierte noch eine Weile auf das in ſeiner Hand zitternde Papier und hob nun ſeine Augen fragend zu

Albert auf. Dieſer aber ſah ihn verwundert an und ſagte mit unbefangenem, doch erſtauntem Tone:

„Und in welcher Weiſe wirft dieſer Brief einen Verdacht auf mich?“

„Haben Sie dieſes geſchrieben, Randolph?“ fragte Portman jetzt mit feierlichem Tone und reichte Albert das Papier hin.

Dieſer erſchrak ſichtbar und wurde bleich, auch in ſeiner Hand zitterte das Blatt und ſein Blick ſtierte die Schrift an, als ob er ein Geſpenſt vor ſich ſähe. Dann aber ſchaute er dem Alten offen in die Augen und ſagte:

„Nein, ſo wahr ich an Gottes Barmherzigkeit glaube! Es iſt eine Schandthat, die ein Nichtswürdiger an mir verübte, indem er meine Handſchrift fälſchte.“

„Ich hoffe, ich bin nun vor Ihnen beiden gerechtfertigt wegen meines Verfahrens“, hob der Staatsprocurator an, indem er den Brief aus Albert's Hand empfing.

„Vollkommen, Herr Heald. Es iſt Ihre Pflicht, das gerichtliche Verfahren gegen meinen jungen Freund fortzuſetzen. Wieviel Caution verlangen Sie für deſſen Freiheit während der Zeit der Verhandlungen?“ verſetzte Portman mit einer höflichen Verbeugung, worauf der Staatsprocurator einige Augenblicke ſinnend vor ſich hinſchaute und dann ſagte:

„Zehntauſend Dollars iſt keine zu hohe Forderung bei einer ſo ſchweren Anklage.“

„Ich übernehme es, dieſe Sicherheit für ihn zu leiſten, und werde ſogleich den Betrag nach Ihrer Verfügung niederlegen“, erwiderte Portman aufſtehend und reichte Albert die Hand mit den Worten:

„Nun laſſen Sie uns nach Hauſe gehen und den Aerger über dieſe Schurkerei zu vergeſſen ſuchen.“

„Ich habe die Zimmer des Herrn Randolph verſiegeln laſſen müſſen, weil ich deſſen Papiere durchzuſehen genöthigt bin, und vor morgen früh werde ich nicht zu dieſer Arbeit ſchreiten können“, fiel Heald ein und fügte noch höflich hinzu: „Ich wollte dieſes Geſchäft aus Rückſicht für Sie beide, meine Herren, keinem Andern übertragen.“

„So werde ich unſern Gefangenen mit mir nach meinem Hauſe nehmen“, ſagte Portman lächelnd, reichte Heald die Hand zum Abſchied, Albert that ein Gleiches und dann begaben ſie ſich nach Portman's Wohnung.

Fünftes Kapitel.

Herr und Madame Newberry hatten sich heute eben am Tische niedergelassen, um zu Mittag zu speisen, als ein Gerichtsdiener in das Haus kam und sich von ihnen den Schlüssel zu Albert's Zimmer ausbat. Bestürzt und geängstigt begleiteten beide den Mann hinauf nach Albert's Wohnung, wo derselbe, nachdem er alle Fenster geschlossen hatte, mit der Thür ein Gleiches that und dieselbe dann mit dem Gerichtssiegel versiegelte.

„Aber um Gotteswillen, warum geschieht dies denn?" fragte Madame Newberry zu Tode geängstigt den Diener.

„Das weiß ich nicht", antwortete dieser theilnahmlos. „Wie man aber sagt, soll die Verhaftung des Herrn Randolph mit dem Verschwinden Ihres Mulattenmädchens zusammenhängen."

„Verhaftung?" rief Madame Newberry entsetzt aus und schlug die Hände zusammen. Der Gerichtsdiener

aber ſteckte den Schlüſſel in ſeine Taſche und verließ das Haus.

Kaum war der Mann in der Straße, als Madame Newberry an Blancha Dandon ſchrieb und ſie bat, ſie unfehlbar an dieſem Abend zu beſuchen, da ſie ihr eine höchſt dringende Mittheilung zu machen habe. Sie ſandte das Schreiben durch ein Negerkind hinüber und trug dieſem auf, den Brief Fräulein Dandon ſelbſt zu übergeben.

Blancha ſaß am Fenſter und harrte ihres Vaters, denn es war beinahe deſſen Zeit, aus dem Leſeclub zurückzukehren, um zu Mittag zu ſpeiſen. Da ſah ſie das Negerkind über den Platz geſprungen kommen und in ihre Wohnung eintreten, und ſie eilte in den Corridor hinaus, um ihm den Brief abzunehmen, den Albert ihr wahrſcheinlich überſandte. Am Morgen um die gewohnte Stunde hatte ſie vergebens nach der Wohnung des Geliebten hinübergeſchaut, um ihn dieſelbe verlaſſen zu ſehen; er mußte heute aus irgend einem Grunde ſchon ſehr früh ausgegangen ſein.

„Bringſt Du mir einen Brief, kleine Cecil?“ ſagte Blancha freundlich zu dem Kinde und nahm ihm den Brief aus der Hand, bemerkte aber ſogleich ihren Irrthum, indem er nicht von Albert, ſondern von Madame Newberry überſchrieben war.

„Warum hat nicht Lucy mir den Brief gebracht?“ fragte Blancha, indem ſie denſelben öffnete.

„Lucy iſt fort“, antwortete die Kleine, während jene das Schreiben las.

„Was ſagſt Du? Lucy iſt weg? Wohin iſt ſie denn?“ fuhr Blancha raſch fort und blickte von dem Brief erſtaunt auf das Negerkind.

„Die Herrin weiß es nicht, ſie iſt aber fort“, erwiderte die kleine Sklavin.

„Das iſt ja ſonderbar“, bemerkte Blancha vor ſich hin, klopfte dann dem Kind auf das wollige Köpfchen und ſagte: „Grüße Deine Herrin von mir und ſage ihr, ich würde heute Abend zu ihr kommen.“

Die Kleine ſprang die Treppe hinab und Blancha begab ſich gedankenvoll in ihr Zimmer.

„Lucy fort?“ dachte ſie. „Sie kann doch unmöglich fortgelaufen ſein. Dies iſt ſicher der Grund, weshalb mich die Newberry zu ſprechen wünſcht.“

Sie hatte ſich eben in das Sopha niedergelaſſen, als die Schelle laut ertönte und gleich darauf die Tritte Dandon's im Corridor hörbar wurden.

Mit ungewohnter Haſt trat er zu Blancha in das Zimmer und ſagte, ſeinen Hut auf den Tiſch ſtellend, in großer Aufregung:

„Da haben wir es. Nun, ich ſagte es ja immer,

man ſoll einem Lump nicht weiter trauen, als man ihn ſehen kann!“

„Was iſt denn geſchehen, Vater? Du erſchreckſt mich“, ſagte Blancha, geängſtigt auf ihn zutretend.

„Was geſchehen iſt? Dieſer Lump hat eine Anweiſung über zweitauſend Dollars auf die Bank ausgeſchrieben und meinen guten Namen darunter gefälſcht, und zwar ſo ſchlecht, daß ich nicht begreife, wie die Herren das Geld daraufhin bezahlen konnten. Ich bin ſo eben bei dem Staatsprocurator geweſen und habe das Gekritzel ſelbſt angeſehen. Die Leute müſſen keine Augen gehabt haben. Er hat das Geld durch Newberry's Mulattin einkaſſiren laſſen und das Mädchen dann in der Nacht in den Fluß geworfen. Er iſt aber ſchon in den Händen der Gerechtigkeit und wird bald den Galgeu zieren. Das hat man davon, wenn man ſich mit Lumpen abgibt.“

„Aber um Gotteswillen, Vater, von wem ſprichſt Du denn?“ fragte Blancha mit geängſtigter Stimme.

„Von wem anders als von dieſem Lump, dieſem Randolph“, antwortete er im höchſten Zorn.

„O Gott!“ ſtieß Blancha aus, preßte beide Hände auf ihr Herz und wankte nach dem Sopha zurück, aber noch ehe ſie daſſelbe erreichte, ſank ſie leblos auf dem Teppich zuſammen.

„Blancha, Blancha, mein Kind!“ rief der Alte zu Tode erſchrocken und ſuchte ſie aufzurichten, ſie aber lag bleich wie ein Marmorbild da und alles Leben ſchien aus ihr gewichen zu ſein.

„Hülfe, Hülfe!“ ſchrie Dandon jetzt und riß ſo heftig an dem Schellenzug, daß derſelbe von der Wand fiel, dann ſtürzte er an die Thür und rief in den Corridor hinaus.

Die Dienerſchaft eilte herbei, Blancha wurde auf das Sopha gehoben, es wurde nach dem Doctor geſchickt und die Sklavinnen wuſchen der Ohnmächtigen Schläfe und Nacken mit belebenden Eſſenzen, umſonſt, der Tod hielt ſie feſt in ſeinen Armen. Starr und leblos fand ſie noch der herbeieilende Arzt, und auch ſeiner Kunſt widerſtand noch lange die tiefe Ohnmacht, die ſie umfangen hielt; endlich aber bewegte ein leichtes Zittern ihre bleichen Lippen, ihr Buſen begann ſich mühſam zu heben und das Leben kehrte in ſie zurück. Matt und wirr hing ihr Blick an ihrer nächſten Umgebung, ſie ſchien ſich zu beſinnen und nach dem Gräßlichen zu ſuchen, vor deſſen Gewalt ſie aus dem Leben geflohen war und deſſen furchtbar erſchütternder Eindruck noch wie ein Alp auf ihrer Seele lag. Da trat ihr Vater glückathmend leiſe an ihre Seite, ergriff ihre Hand und ſagte, ſich zu ihr niederbeugend, mit leiſer Stimme:

„Gott Lob, meine Blancha, daß Du Dich erholst, Du bist so sehr über diesen Nichtswürdigen erschrocken.“

Wie wenn der Blitz die Nacht erhellt, so durchzuckte Blancha die volle Erinnerung an das Furchtbare, welches sie niedergeschmettert hatte, das Wort Verhaftung durchdröhnte ihre Seele, und alle Kraft zusammenraffend, wollte sie sich erheben. Der Arzt aber verhinderte sie daran, bat sie, sich der vollsten Ruhe hinzugeben, erlaubte nur ihrer Dienerin Susanna bei ihr zu bleiben und verließ mit Dandon das Zimmer.

Kaum hatten dieselben sich entfernt, als Blancha nach ihrem Schreibtisch wankte und dort mit bebender Hand an Madame Newberry schrieb:

„Sagen Sie mir mit wenigen Worten, was Sie von Albert wissen; sagen Sie mir aber die Wahrheit. Heute Abend komme ich zu Ihnen.“

Schnell faltete sie das Papier zusammen, versiegelte es und sandte es durch Susanna an Madame Newberry.

So lange hatte Blancha's Willenskraft ihr die äußere Ruhe erhalten, doch als die Thür sich hinter der Dienerin schloß, da brach der Sturm ihres entsetzlichen Unglücks die Fesseln, die Hände ringend stürzte sie vor dem Sopha nieder, und sich ihrer Verzweiflung hingebend, entquollen Ströme von Thränen ihren Augen.

„Mein Glück, meine Seligkeit, mein Albert, mein

braver, guter Albert!“ jammerte ſie und verbarg bald ihr Antlitz in ihren Händen, bald hob ſie dieſelben zitternd empor und ſah mit herzzerreißendem, wehevollem Blick nach oben. Jeder klare Gedanke hatte ſie verlaſſen, wild verworrene Schreckbilder jagten ſich vor ihrem Geiſte und aus allen ſchauten ihr die ernſten Augen Albert's entgegen. Sie hatte abermals ihr Antlitz mit ihren Händen bedeckt und war mit demſelben auf das Sopha niedergeſunken, als ihre Dienerin in das Zimmer trat, ſie, ſich aufraffend, ihr entgegeneilte und den Brief von Madame Newberry aus ihrer Hand nahm.

Kaum war ſie im Stande, denſelben mit ihren zitternden Händen zu öffnen; ſie wankte in das Sopha zurück, wo ſie die Zeilen las:

„Albert iſt verhaftet, doch alle Gerichte der Welt werden ihn keines Unrechts zeihen können. Seien Sie ruhig und gefaßt, theure Blancha, ein Zweifeln an ſeiner Unſchuld wäre ein Verbrechen. Ich erwarte Sie heute Abend.“

Mit einem krampfhaften tiefen Athemzug ließ Blancha ihre Hände mit dem Briefe in ihren Schooß ſinken und ſchaute durch die Thränen, die ihre Augen füllten, unbeweglich vor ſich auf den Fußboden nieder. So ſaß ſie lange Zeit; ihr ſonſt ſo ſtarker, willensfeſter Geiſt war durch den unerwarteten Schlag niedergeſchmettert und

betäubt und vergebens ſuchte ſie nach einem Gedanken zum Handeln, um ſich an ihm aufzurichten. Was ſollte, was konnte ſie thun, um Albert zu Hülfe zu kommen und vielleicht noch größeres Unglück von ihm abzuwehren? Da fiel ihr der Arzt ein, der wahrſcheinlich bei ihrem Vater zum Mittagseſſen bleiben würde und der ihr ſo dringend Ruhe anempfohlen hatte; ſie durfte nicht mehr krank ſein, wollte ſie nicht abends ihren Vater am Ausgehen hindern und ſich ſelbſt um ihren Beſuch bei Madame Newberry bringen.

Ihre ganze Willenskraft zuſammennehmend, ging ſie in ihr Schlafgemach, kühlte ihre verweinten Augen, Suſanna mußte ihre Toilette ordnen, und entſchloſſen, ihre äußere Erſcheinung zu beherrſchen, verließ ſie ihr Zimmer und begab ſich nach dem Speiſeſaale.

„Um des Himmels willen, Fräulein!“ rief ihr der Arzt entgegen, der mit Dandon vor ihr eingetreten war, und dieſer eilte mit den Worten auf ſie zu:

„Aber, beſte Blancha, Du ſollteſt ja auf Deinem Zimmer bleiben und Dich ruhen.“ Blancha aber ſagte mit möglichſt feſter Stimme:

„Ich habe mich vollſtändig erholt, lieber Vater; es war ja nur der Schreck, der mich betäubte“, und ſchritt nun zu ihrem Stuhl am Tiſche, da ſie fühlte, wie ihre Füße ihr wieder den Dienſt verſagen wollten.

„Gott Lob denn, daß wir mit der Angſt davongekommen ſind!“ nahm Dandon beruhigt abermals das Wort und führte den Arzt zu der Tafel, indem er ſagte:

„Wenn auch die Veranlaſſung eine ſehr böſe war, ſo haben wir doch nun die Freude, unſern lieben Doctor einmal bewirthen zu können. Sie machen ſich ſo ſelten, beſter Freund.“

„Mein Beruf vergönnt es mir nicht, verehrter Herr Dandon, meiner Neigung zu folgen und meine Freunde zu beſuchen, auch ohne daß ſie meiner Hülfe bedürfen. Meine einzige Erholung iſt mir in unſerm Club beſchieden; Jedermann weiß, daß ich während der Abendſtunden dort zu finden bin. Kommen Sie heute ein wenig?“

„Wenn meine Blancha mich auf einige Stunden beurlauben will, ſo werde ich mich einfinden“, entgegnete Dandon ſcherzend und drückte dabei ſeiner Tochter die Hand.

„Aber, lieber Vater, Du weißt es ja, daß Du mir keine größere Freude machen kannſt, als wenn Du in Deine Geſellſchaft gehſt“, erwiderte Blancha mit erzwungenem Lächeln und that ſich Gewalt an, gerade zu ſitzen, denn es war ihr, als müſſe ſie jeden Augenblick umſinken.

„Sie ſollten aber ein Glas Wein trinken, Fräulein!

Die Ohnmacht hat Sie doch etwas angegriffen; Sie ſind ſehr blaß", ſagte der Doctor zu ihr, und Dandon füllte ihr Glas ſchnell mit Madeira, indem er bemerkte:

„Ja, ja, das wird Dir ſicher gut thun, es iſt der beſte Wein in der Stadt."

Blancha trank davon, anſtatt aber ſich dadurch geſtärkt zu fühlen, trieb der Wein ihr das Blut nach Kopf und Herzen, es war ihr, als verlöre ſie den Athem, und eine entſetzliche Angſt kam über ſie. Dennoch blieb ſie aufrecht ſitzen und beſchäftigte ihre Hände mit Meſſer und Gabel, denn ſie durfte nicht krank erſcheinen, und wenn ſie todt umgefallen wäre. Sie ſaß wie auf der Folterbank, bald heiß, bald kalt lief es ihr durch die Glieder, ſie ſtützte ſich mit beiden Armen auf den Tiſch, hielt mit aller Gewalt ihr Ohr auf die Unterhaltung der beiden Männer gerichtet, um ihnen nicht abweſend zu erſcheinen, und zwang ſich, jeden ihrer Blicke mit einem Lächeln zu beantworten. Dabei durchzerrte der Gedanke an Albert ihre Seele mit Weh und Verzweiflung, und ihr Herz zog ſich krampfhaft im Schmerz zuſammen.

Endlich war es ihr vergönnt, ſich zu erheben. Ein Diener brachte andern Wein und friſche Gläſer, ein zweiter ſtellte einen Teller mit Cigarren und eine brennende Wachskerze auf den Tiſch, und Dandon gab Blancha den bei ſolchen Gelegenheiten gewohnten Seitenblick. Sie ſtand

auf, wünſchte den Herren lächelnd fröhliche Laune und ſchritt wie auf ſchwankendem Boden zum Saale hinaus. Als aber die Thür ſich hinter ihr geſchloſſen hatte, verließen ſie plötzlich ihre Kräfte, ſodaß ſie kaum noch die Treppe, welche in den zweiten Stock führte, erreichen konnte; ſie ſetzte ſich auf derſelben nieder und lehnte, die Augen ſchließend, ihre Stirn gegen das Geländer, denn ihre Umgebung drehte ſich mit ihr im Kreiſe. Der Zufall führte gleich darauf Suſanna durch den Corridor; erſchrocken ſprang dieſelbe ihrer Herrin zu Hülfe, richtete ſie auf und geleitete ſie nach ihren Zimmern. Machtlos und gänzlich erſchöpft ſank Blancha dort in das Sopha, ihre Hände lagen gefaltet auf ihrer Bruſt und ihre Augen hatten ſich wieder geſchloſſen. Sie war todtenbleich und nur der zitternde Ton des von Zeit zu Zeit aus tiefer Bruſt aufgeſtoßenen Athems verrieth, daß ſie noch zu den Lebenden gehöre.

Suſanna hatte ſich vor ihr auf den Fußboden niedergeworfen und ſah ängſtlich zu ihr auf, als zähle ſie ihre Athemzüge, und als Blancha ihre Hand von ihrer Bruſt herabſinken ließ, ergriff ſie die Negerin und preßte ſie zärtlich gegen ihre Wange.

Lange Zeit hatte Blancha ſo geruht, als ſie die Augen aufſchlug und zu der Sklavin ſagte:

„Du biſt ein gutes, treues Mädchen, Suſanna,

und haſt mich lieb, vielleicht iſt jetzt die Zeit gekommen, wo Du mir Deine Treue, Deine Liebe durch die That beweiſen kannſt."

„Mit Hingabe meines Lebens, wenn es nöthig iſt, will ich ſie Ihnen beweiſen, meine einzig geliebte Herrin!" antwortete die Negerin raſch und drückte ihre Lippen wieder und wieder auf Blancha's Hand.

„Lege das Buch dort von meinem Secretär hier auf den Tiſch, Suſanna, dann aber gehe hinaus in den Corridor, und ſobald die Herren den Saal verlaſſen, komm ſchnell zu mir, der Doctor wird ſich, ehe er geht, noch von meinem Befinden überzeugen wollen."

Die Sklavin that, wie ihr befohlen, und verließ das Zimmer, während Blancha wieder die Augen ſchloß und in ihre vorige Abgeſpanntheit verſank. Nicht daß dieſe erzwungene Ruhe ihren Seelenſchmerz gelindert oder daß Schlummer ſich ihrer erbarmt hätte, mit der Dunkelheit aber, in welche ſie ihren Blick hüllte, wurden die Bilder ihres Unglücks undeutlicher, ihre Gedanken wurden verworrener und der Quell ihrer Thränen verſchloß ſich.

Nach Verlauf einer Stunde glitt Suſanna plötzlich in das Zimmer und zeigte ihrer Herrin an, daß die beiden Herren jetzt den Speiſeſaal verließen. Blancha ſetzte ſich raſch auf, ergriff das Buch und ſchien, die

Stirn auf ihre Hand geſtützt, in daſſelbe vertieft zu ſein, als der Arzt mit ihrem Vater eintrat.

„Sieh da, unſere Patientin im Leſen vertieft! Ich kann ſie von der Krankenliſte ſtreichen", ſagte der Doctor, indem er ſich Blancha näherte, reichte ihr dann die Hand und verabſchiedete ſich aufs freundlichſte bei ihr. Dandon geleitete ihn aus dem Zimmer und entließ ihn an der Thür mit den Worten:

„Auf Wiederſehen heute Abend, lieber Doctor!"

Dann kehrte er in den Salon zurück und ſagte, ſeinen Halskragen in die Höhe ziehend:

„Gott Lob, Blancha, daß der Schreck keine weitern Folgen gehabt hat! Du warſt entſetzlich lange ohnmächtig. Um einen ſolchen Lump ſich ſo abängſtigen zu müſſen! Er ſoll aber ſeiner verdienten Strafe nicht entgehen! Heute Abend werde ich ſicher noch Näheres über ihn hören und will es Dir dann morgen erzählen. Jetzt habe ich noch einen Brief zu ſchreiben und gehe dann in den Club. Darum gute Nacht, liebe Blancha! Lege Dich früh zur Ruhe, Du biſt doch noch angegriffen, man ſieht es Dir an."

Blancha's Herz ſetzte ſeine Schläge aus und es war ihr, als würde ihr die Bruſt zuſammengeſchnürt, der Gedanke an ihren Beſuch bei der Newberry aber machte ihr ein Lächeln möglich, und die Hand ihrem Vater hinhaltend, ſagte ſie:

„Gute Nacht, lieber Vater!“

„Deine Hand iſt wirklich ganz kalt. Du ſollteſt eine Taſſe warmen Thee mit etwas Portwein trinken, es würde Dir gut thun“, verſetzte Dandon, ihre Hand zwiſchen den ſeinigen haltend.

„Ja, ich will es thun“, erwiderte Blancha, dem Umſinken nahe, als Dandon ſie noch auf die Schulter klopfte und dann mit nochmaligem „Gute Nacht!“ das Zimmer verließ.

„Ein Glas Waſſer!“ rief Blancha mit machtloſer Stimme, ſank in das Sopha zurück und ſchloß die Augen, doch in der nächſten Sekunde flog Suſanna ſchon mit dem Trunk herbei und hielt ihn ihrer Herrin an die bleichen Lippen.

Die Ohnmacht ging vorüber und unter einem Strome von Thränen kam Blancha wieder zu ſich.

„O Gott, wo ſoll ich die Kraft hernehmen, mich aufrecht zu erhalten!“ ſagte ſie halblaut, preßte ihre gefalteten Hände auf ihr Herz und fiel mit ihrem Haupte wieder auf das Polſter, während die Sklavin das Glas auf den Tiſch geſtellt hatte und nun ihrer Herrin liebkoſend die Locken ſtrich.

„Wenn das Unglück am größten, iſt Gott am nächſten, Herrin!“ ſagte die Negerin, ſich ſchmerzerfüllt über Blancha neigend, und hielt ihre großen braunen Augen auf deren bleiche Züge geheftet.

Es war sehr düster im Zimmer geworden, als Blancha sich plötzlich erhob und nach dem Fenster schaute.

„Geh, Susanna, und erkundige Dich, ob mein Vater schon ausgegangen ist", sagte sie zu der Dienerin.

„Soll ich nicht vorher die Lampe anzünden?" entgegnete diese.

„Nein, das Halbdunkel thut mir wohl. Geh, Susanna!" antwortete Blancha, worauf die Negerin sich entfernte.

Bald darauf kehrte dieselbe zurück und brachte die Nachricht, daß Herr Dandon schon Licht habe und noch am Schreibtische sitze.

Blancha war an das Fenster getreten und sah nach Newberry's Haus hinüber; deren Wohnzimmer war schon hell, dunkel aber Albert's Fenster. Blancha ließ ihre gefalteten Hände vor sich niedersinken und heiße Thränen netzten ihre Wangen. Mit welcher Seligkeit, mit welchen Hoffnungsträumen hatte sie so unzählige Male nach jenen Fenstern geschaut, und wie oft hatte Albert's Blick ihr die Erfüllung aller ihrer Wünsche verheißen! Wo war jetzt Hoffnung, wo war Glück!

Mit der Stirn an die kühlen Fensterscheiben gelehnt, stand Blancha unbeweglich da; es wurde dunkel, in der Straße wurden die Laternen angezündet und vor

den hellen Fenstern in Newberry's Haus wurden die Laden geschlossen, da ertönte die Thürschelle in Dandon's Wohnung und Blancha sah ihren Vater hinaus in die Straße schreiten.

„Meinen Shawl, Susanna!" rief sie der Sklavin zu. Im Augenblick war ihr Befehl ausgeführt, sie nahm das große Tuch, warf es über den Kopf, hüllte sich hinein und eilte von der Negerin gefolgt aus dem Zimmer.

Sie sollte von Albert hören! Mit schnellen Schritten erreichte sie die Straße und betrat den Weg über den Platz, aber nicht mit dem gewohnten lauten Herzschlag, der beseligenden Sehnsucht, dem Glück der Hoffnung, die sie so oft hinüberbegleitet hatten; mit Angst und Schrecken schaute sie nach den dunklen Fenstern Albert's hinauf und mit Thränen in den Augen erreichte sie die Hausthür. Madame Newberry selbst öffnete dieselbe und nahm Blancha schweigend in ihren Arm. Auch nachdem sie in das Zimmer eingetreten waren, fehlten beiden noch die Worte, und erst als Blancha den Shawl von ihrem Kopfe sinken ließ und die Frau deren Thränen sah, ergriff sie die Hand des weinenden Mädchens und sagte:

„Fassung, beste Blancha, es wird ja sicher Alles gut werden. Die Unschuld, die Tugend muß siegen;

kommen Sie, ſetzen Sie ſich und laſſen Sie uns überlegen, was wir thun ſollen."

Hiebei ſchlang die Frau mit innigſter Theilnahme ihren Arm um Blancha und führte ſie nach dem Seſſel vor dem Kamin. Dort fuhr ſie fort:

„Mein Mann iſt ausgegangen, um noch genauere Erkundigungen einzuziehen, und wird uns, wenn er zurückkommt, auch ſeinen Rath geben. Mein Gott, es iſt ja ganz unmöglich, daß Herr Randolph nicht Gerechtigkeit und vollſte Genugthuung finden ſollte, er hat ſo viele Freunde!"

Hierauf theilte ſie Blancha alles Vorgefallene mit und ſchloß ihren Bericht mit den Worten:

„Unbegreiflich nur bleibt es mir, in welcher Weiſe Lucy, das unglückliche Mädchen, dazu vermocht worden iſt, das Geld einzuziehen, ſie muß wirklich geglaubt haben, es ſei für mich beſtimmt geweſen. Das arme Kind hat es mit ſeinem Leben zahlen müſſen!"

Hin und her beredeten ſie das geheimnißvolle ſchreckliche Ereigniß, tauſend Vermuthungen und Betrachtungen wurden von ihnen aufgeſtellt, immer wieder brach Blancha in Thränen aus und immer ſuchte die treue Freundin ſie zu beruhigen, zu tröſten.

„Newberry muß ja nun bald kommen, es iſt Zeit zum Abendeſſen", ſagte die Frau. „Hoffentlich bringt er

uns gute Nachricht mit.“ Dabei horchte ſie einige Augenblicke nach der Straße und ſetzte dann aufſtehend hinzu: „Da kommt Jemand, das wird er wohl ſein.“

Raſche Tritte auf dem Trottoir nahten ſich dem Hauſe, die Schelle ertönte, dann hörte man das Negerkind den Eingang öffnen, die Zimmerthür ſprang auf und Albert trat herein.

Mit einem Schrei flog Blancha aus dem Seſſel empor und ſtürzte mit dem Rufe: „Mein Albert, mein Glück!“ ihm in die Arme. Schluchzend, weinend und wieder mit ſeligem Lächeln zu ihm aufblickend, hielt ſie ihre Arme um ſeinen Nacken geſchlungen, als wolle ſie ihn nimmer wieder von ſich laſſen, und Albert, für den Augenblick ſein Schickſal vergeſſend, preßte ſie immer feſter, immer heißer an ſeine Bruſt.

„Frei, frei — Du mein Leben, Du mein Albert! Gott im Himmel ſei gedankt!“ brach Blancha endlich mit einem Jubelton aus tiefſtem Herzen das Schweigen und ſah ihm unter Freudenthränen in die dunklen Augen.

„Ja, Geliebte, ich bin frei durch Portman's Liebe und Güte; er leiſtete zehntauſend Dollars Sicherheit für mich. Freigeſprochen werde ich aber erſt, wenn die unerhörte Schandthat vor Gericht verhandelt iſt. Hoffentlich wird man den Thäter entdecken.“

„Das gebe der Allmächtige!“ ſagte Blancha mit einem Blick nach oben.

„O Du gutes, Du angebetetes Mädchen! Wie furchtbar hat mich der Gedanke gefoltert, daß Dir die Nachricht überbracht würde, Dein Albert ſei der Fälſchung, des Mordes angeklagt; das Herz wollte mir brechen!“ fuhr Albert fort und drückte Blancha wieder an ſeine Bruſt.

„Und ich bin beinahe geſtorben, Albert; ich glaubte, ich könnte es nicht überleben“, antwortete dieſe und ſtrich liebkoſend des Jünglings ſchwarze Locken zurück.

„Gott Lob! daß wir Sie wieder bei uns haben, Herr Randolph. Nun wird ſich ſchon Alles zum Guten wenden“, nahm Madame Newberry das Wort und rückte die beiden Stühle für die Liebenden vor dem Kamin zuſammen.

Arm in Arm ließen dieſe ſich vor dem Flackerfeuer nieder, und Albert gab nun einen ausführlichen Bericht über Alles, was ihm begegnet war. Er hatte ſeine vollkommene Ruhe und Faſſung wiedererlangt, die ihm während der Bedrängniſſe des Tages namentlich der Gedanke an Blancha geraubt hatte. Und auch dieſe vergaß in der Nähe ihres Geliebten den entſetzlichen Zuſtand, in welchen ſie die Nachricht über deſſen Schickſal verſetzt hatte.

„Aber, mein Albert, dieſer edle, dieſer brave Portman! Werden wir jemals im Stande ſein, ihm unſere Schuld abzutragen?“ hob Blancha im Ueberwallen ihres Dankgefühls an.

„Doch, meine Blancha. Solcher Edelmuth verlangt nur dankbare Anerkennung und unſere Liebe. Unſere treue Anhänglichkeit ſoll es Portman lebenslang zeigen, daß wir der guten That werth waren.“

„Und Ende des Jahres will er Dir wirklich ſeine Praxis übergeben?“ fragte Blancha mit hoffnungſtrahlendem Blick.

„Mit dem erſten Januar, theures Mädchen“, antwortete Albert. „Wenn nur dieſe nichtswürdige Anklage nicht die Vorurtheile Deines Vaters noch ſteigert und unſerer Vereinigung noch größere Hinderniſſe entgegenſtellt!“

Blancha ſah vor ſich nieder und ſchwieg, nach einigen Augenblicken aber hob ſie ihre ſeelenvollen Augen wieder zu Albert auf und ſagte mit ruhiger Stimme:

„Meiner Liebe, meiner Treue für Dich kann die ganze Welt kein Hinderniß in den Weg ſtellen. Gehöre ich Dir nicht mit Leib und Seele?“

„O Du guter Engel, das weiß ich ja, und dennoch bange ich um Deinen Beſitz“, entgegnete Albert mit einem ſchmerzlichen Ausdruck.

„Niemand ſoll ihn Dir vorenthalten, mein Albert. Ich werde Dein, ſobald Du es wünſcheſt, und wenn ich Dir auch nichts bringen könnte als mich ſelbſt. Doch mein Vater iſt gut und hat mich unendlich lieb; wenn Du freigeſprochen biſt, ſo wird er es bereuen, Dir Unrecht gethan zu haben. Sei ohne Sorgen; wenn Du Dir Deinen Herd gegründet haſt, ſoll Dir Deine Blancha nicht dabei fehlen, und müßten wir von Brod allein leben!“

So beredeten die beiden Liebenden wieder das Glück ihrer Zukunft, alle Sorgen und Gefahren ſchwanden aus ihrem Herzen und ſie wunderten ſich ſchließlich darüber, wie ſie über eine ſo lächerliche, verrückte Anklage ſich ſolcher Angſt hatten hingeben können. Die Verſicherung Albert's, daß er morgen, nachdem der Staatsprocurator ſeine Papiere durchgeſehen haben würde, wieder in ſeine Wohnung einziehen wolle, nahm die letzte trübe Wolke aus Blancha's Seele, und vollſtändig beruhigt entließ ſie vor zehn Uhr den Geliebten auf Wiederſehen am folgenden Tage.

Frühzeitig am nächſten Morgen ſchrieb Herr Portman an den Staatsprocurator und bat ihn um die Erlaubniß, mit Albert zugegen ſein zu dürfen, wenn er deſſen Papiere durchſehen werde. Die Antwort lautete günſtig und Heald beſtimmte eine der ſpätern Morgenſtunden dazu.

Portman und Albert hatten ſchon eine Zeit lang bei Newberrys geſeſſen und auf den Staatsprocurator gewartet, als dieſer ſich, von einem Gerichtsdiener gefolgt, gleichfalls einfand und beide höflich begrüßte. Sein Blick aber, indem er ſich vor Albert verneigte, war ernſter als der beim Abſchied am Tage vorher, ſowie auch ſeine Rede an dieſem Morgen gemeſſener und wortkarger war. Es ſchien, als hätten neue Zweifel an Albert's Unſchuld bei ihm Wurzel geſchlagen, als wären ihm neue Verdachtsgründe oder gar Beweiſe gegen denſelben überbracht worden.

Nach kurzer Begrüßung ſagte er mit kalter Höflichkeit: „So laſſen Sie uns an das Werk gehen, meine Herren!“ und ſchritt mit dem Gerichtsdiener voran nach Albert's Zimmer. Die Thür wurde geöffnet. Alle traten ein und Albert reichte dem Staatsprocurator, ſich ruhig und ſtolz verbeugend, ſeine Schlüſſel mit den Worten:

„Hier ſind meine ſämmtlichen Schlüſſel, Herr!“

Dann ging er nach den Fenſtern, öffnete ſie, holte aus ſeiner Schlafſtube eine Kanne mit Waſſer und begoß ſeine Blumen. Kaum aber hatte er damit begonnen, als auch Blancha in einem ihrer Fenſter erſchien, ihm verſtohlen ihre Grüße zuſandte und die ſeinigen dagegen empfing.

Der Staatsprocurator hatte ſich vor dem Schreibtiſch niedergelaſſen und begann die darauf aufgehäuften Papiere durchzuſehen, während Portman ſeinen Stuhl an die Seite des Tiſches gezogen hatte und der Arbeit ſchweigend ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte.

Nachdem letzterer geraume Zeit jenem zugeſchaut hatte, lehnte er ſich mit dem Arm auf dem Tiſche nach ihm hin, ſah ihn lächelnd an und ſagte:

„Herr Heald, wie können Sie nur für einen Augenblick dem Gedanken Raum geben, daß Sie irgend etwas in dieſen Papieren finden werden, was unſern jungen Freund möglicherweiſe verrathen könnte, wenn er wirklich der Verbrechen, deren man ihn anklagt, ſchuldig wäre. Ich meine, die Stellung, die er als Rechtsgelehrter einnimmt, müßte Sie es vorausſetzen laſſen, daß er Ihnen hier keine Beweiſe gegen ſich zurecht gelegt haben werde.“

„Wenn ich auch dieſelbe Ueberzeugung habe wie Sie, Herr Portman“, antwortete der Staatsprocurator, ruhig in den Papieren weiter blätternd, „ſo darf ich ſie doch nicht gelten laſſen, da ich jede mögliche Gelegenheit ergreifen muß, mir Aufklärung über das Verbrechen zu verſchaffen, und eine Möglichkeit liegt auch hier vor, denn die böſe That macht ſelbſt den gewandteſten Verbrecher oft blind und nachläſſig.“

Während er dies ſagte, hatte er einen großen Stoß von Papieren, welche hinten auf dem Tiſche gelegen hatten, an ſich gezogen und begann ſie Blatt für Blatt zu überblicken und umzuſchlagen.

„Ganz recht“, fuhr Portman fort, indem er ſich in ſeinem Stuhl zurücklegte und ungeduldig mit den Fingern auf dem Tiſche ſpielte. „Für jeden andern Verbrecher laſſe ich Ihre Anſicht gelten, nur nicht für einen Juriſten, wie Herr Randolph einer iſt.“

Der Staatsprocurator gab keine Antwort darauf, ſondern ſchlug etwas eiliger die Blätter um, als er plötzlich wie erſchrocken zuſammenfuhr, das Papier, welches er gerade aufgedeckt hatte, mit beiden Händen ergriff und ſeinen Blick ſtier darauf heftete.

In demſelben Augenblick ſprang Portman auf und ſah auf das Blatt, welches auf beiden Seiten dicht beſchrieben war und zwar nur mit dem Namen Apollo Dandon. Augenſcheinlich war die Schrift eine Uebung im Schreiben dieſes Namens geweſen.

Beide Männer hatten während einiger Augenblicke das Papier angeſtiert, als der Staatsprocurator daſſelbe in die Brüchen zuſammenlegen wollte, in die es früher ſchon gefaltet geweſen ſein mußte.

„Ich bitte Sie, Herr Heald“, ſagte Portman ſichtbar beſtürzt und legte ſeine Hand auf deſſen Arm,

„laſſen Sie das Papier Herrn Randolph ſehen, es verliert dadurch nichts an ſeiner Beweiskraft.“

Dabei wandte ſich der alte Herr nach Albert um, der, als er ſeinen Namen nennen hörte, vom Fenſter aus nach ihm herblickte. Heald zögerte und wollte das Blatt dennoch zuſammenlegen, als Albert neben ihn getreten war und Portman haſtig zu ihm ſagte: „Weſſen Schrift iſt dieſes?“ wobei er zugleich das Papier aus der Hand des Staatsprocurators nahm und es auf dem Tiſche ausbreitete.

Albert blickte verwundert darauf, wurde aber im nächſten Augenblick bleich und ſagte mit entſetzter Stimme:

„Ich habe dies Papier niemals früher geſehen. Es muß heimlich und abſichtlich hierher gelegt ſein, um als Beweis gegen mich zu dienen.“

„Herr Randolph, Herr Randolph! Die Verdachtsgründe haben ſich ſeit geſtern ſehr gehäuft, und wenn ich die Bürgſchaft des Herrn Portman nicht ſchon angenommen hätte, ſo würde ich ſie jetzt verweigern“, hob Heald nun mit ſtrengem Tone an, verbarg das Papier in ſeiner Taſche und fuhr zu dem alten Herrn gewandt fort:

„Ich muß Sie bitten, mich allein zu laſſen, bis ich meine Arbeit hier vollendet habe.“

„Kommen Sie, Randolph“, verſetzte Portman hierauf, indem er Albert fragend anſchaute und mit ihm

aus dem Zimmer ſchritt. Draußen aber blieb er ſtehen und ſagte, ihm feſt in die Augen ſehend:

„Sie wiſſen nichts von dieſem Papiere?“

„Nichts, bei meiner Seligkeit!“ antwortete Albert, den Blick ebenſo feſt erwidernd.

„Gut. Ich habe auch noch keine Sekunde an Ihrer Unſchuld gezweifelt und fange an, das Gewebe der unerhörten That gegen Sie zu durchſchauen. Nur Ruhe, junger Freund, und wenn die Hölle ſelbſt gegen Sie losgelaſſen wird, ſo ſoll auf Ihrem ehrenwerthen Namen kein Fleck haften bleiben!“

Bei dieſen Worten ergriff der würdige alte Herr Albert's Hand, ſchüttelte ſie kräftig und ſchritt mit ihm die Treppe hinab nach Newberry's Zimmer, wo ſie mit dieſem und deſſen Frau verweilten, bis der Staatsprocurator nach Verlauf von einigen Stunden ſich gleichfalls einfand, Albert erklärte, daß er wieder Beſitz von ſeinem Zimmer nehmen könne, und ſich mit kalter Höflichkeit empfahl.

Sechstes Kapitel.

Hatte die Nachricht von der Fälschung und von dem Mord schon viel Aufsehen in der Stadt gemacht, so setzte die Kunde von Albert's Anklage die ganze Einwohnerschaft in die allergrößte Aufregung. In allen Familienkreisen, an allen öffentlichen Orten wurde beinahe von nichts Anderem mehr geredet, und der Name Albert Randolph ging von Mund zu Mund. Obgleich vor dieser entsetzlichen Beschuldigung wohl niemals ein unfreundliches, ein nachtheiliges Wort über ihn laut geworden war, und obgleich auch jetzt noch die allgemeine Stimme sich zu seinen Gunsten erhob, so hörte man doch hier und dort Zweifel über ihn aussprechen, und die Bemühungen, Verdachtsgründe gegen ihn aufzufinden, überstiegen täglich mehr die Anstrengungen, seine Unschuld zu verfechten. Bei allen aber wuchs das Interesse für die Sache selbst mit jeder Stunde und jede neue Zeitung brachte neue Nachrichten, Vermuthungen, Anfragen, Auskünfte und Ansichten darüber.

Mit der größten Spannung und Ungeduld ſah man der öffentlichen Verhandlung des Proceſſes gegen Albert entgegen und mit raſtloſer Leidenſchaftlichkeit arbeiteten die beiden Parteien, die ſich unter der Einwohnerſchaft der Stadt für und gegen Randolph gebildet hatten, für ihre Zwecke. Namentlich wurden von denſelben bei der Ernennung der Geſchworenen alle Mittel zu Gunſten oder zum Nachtheil des Angeklagten in Bewegung geſetzt und alle Einflüſſe, alle Gewalten aufgeboten, deſſen Freunde oder deſſen Widerſacher in die Jury zu bringen.

Der Hauptführer der Partei, die gegen Albert arbeitete, war Apollo Dandon. Er ſprach ſich offen und laut gegen ihn aus und erklärte, daß er ihn an den Galgen bringen werde, und wenn es ihn die Hälfte ſeines Vermögens koſten ſollte. Um dem gefährlichſten Widerſacher ſeines Vorhabens, Portman, bei den Gerichtsverhandlungen die Spitze zu bieten, ließ er den berühmteſten Advocaten von Neuorleans, Namens Rammon, nach Natchez kommen und ſchloß einen Vertrag mit ihm ab, wonach er ihm zehntauſend Dollars auszahlen wollte, wenn der Angeklagte gehangen würde.

Die Freunde Albert's aber ſahen in deſſen Unſchuld und in dem unbeſiegbaren alten Portman ſo feſte Stützen und ſetzten in ſie ſo unerſchütterliches Vertrauen, daß

ein Gedanke an einen ungünstigen Ausgang des Processes gar nicht in ihnen Wurzel fassen konnte.

Namentlich schwand aus Blancha's Seele alle Bangigkeit, alle Besorgniß, denn sie sah Albert an jedem Abend, und seine Ruhe, seine Zuversicht ließen keinen Zweifel mehr in ihr aufkommen. Mit Sehnsucht wartete auch sie auf das Beginnen der Verhandlungen, welche ja mit dem Siege Albert's über seine Feinde enden mußten.

So verstrich noch eine Woche, alle Vorbereitungen zu dem Gerichte waren beendet, die Zeugenverhöre gehalten, und endlich erschien der Tag, der über Albert's Schicksal entscheiden sollte. Schon lange, ehe die laute Stimme des Sheriffs aus dem Gerichtsgebäude die Eröffnung der Verhandlungen verkündete, war der Platz um dasselbe Kopf an Kopf angefüllt, und das Drängen nach der Thür des Hauses war so groß, daß man nur mit Lebensgefahr dieselbe erreichen konnte. Eine große Anzahl von Damen aus den ersten Klassen der Gesellschaft traten zuerst ein. Die Achtung, die man ihrem Geschlechte zollte, verschaffte ihnen ungehinderten Zutritt. Dann aber stürzte Alles der Thür zu, und nur mit Gewalt konnte man sich den Eingang erkämpfen.

Der große Gerichtssaal war zum Erdrücken mit Zuhörern gefüllt und vor den Eingängen standen die

Menſchen in dem Corridor ſo dicht zuſammengepreßt, daß ſie aller Bewegung beraubt waren. Vor dem Hauſe aber auf dem Platze wogten die Volksmaſſen hin und her, und bald hier, bald dort erſchallten wilde Hurrahs für Albert Randolph. In dem Hauſe und in dem Gerichtsſaale ſelbſt dagegen herrſchte eine Todtenſtille und mit verhaltenem Athem lauſchte man der Eröffnung der Verhandlungen durch den Staatsprocurator, welcher mit ernſter, feierlicher Stimme die Anklage gegen Albert vortrug. Er berief ſich zuerſt auf den Verdachtsgrund, daß die Handſchrift in dem Briefe an die Bank, mit dem Namen der Madame Newberry unterzeichnet, unverkennbar die des Angeklagten ſei, und legte das Schreiben ſowohl wie auch mehrere von Randolph beſchriebene Papiere den Geſchworenen zu eigener Beurtheilung vor. Während das Blatt nun unter den Männern von Hand zu Hand ging, konnte man es auf ihren Zügen leſen, daß ſie alle der Meinung des Staatsprocurators beiſtimmten. Auch der Richter, dem die Papiere gereicht wurden, machte ein ernſtes, bedenkliches Geſicht und warf einen zweifelnden Blick auf Albert, welcher im ſchwarzen Frack mit vollkommener Ruhe auf der Anklagebank ſaß. Darauf brach der Staatsprocurator abermals das Schweigen und verkündete, daß auch der Name Apollo Dandon, welcher unter der Anweiſung auf die Bank ſtehe, von Ran-

dolph geſchrieben ſein müſſe, indem er unter deſſen Papieren einen Bogen gefunden habe, auf dem derſelbe augenſcheinlich ſich im Schreiben dieſes Namens geübt habe.

Dabei legte er die Anweiſung und den beſagten Bogen gleichfalls den Geſchworenen zur Begutachtung vor.

Nachdem dieſelben ſowie auch der Richter die Papiere genau betrachtet und abermals durch ihre Mienen ihre Zuſtimmung zu Heald's Anſicht gegeben hatten, bemerkte dieſer noch, daß der vorliegende Bogen mit der Uebungsſchrift genau ſolches Papier ſei, wie der Angeklagte überhaupt zu ſeinen Schriften benutzt habe.

Während dieſer Verhandlung richtete ſich Dandon, der in kaffeebraunem Rock und gelbſeidener Weſte auf der vorderſten Bank unter den Zuhörenden ſaß, wiederholt in die Höhe und machte mit den Händen lebhafte Bewegungen nach den Geſchworenen hin, als könne er ſich kaum noch zurückhalten, gleichfalls ſeine Anſicht auszuſprechen; dann ſtrich er wieder ſeine Weſte glatt, ſpielte mit den goldenen Petſchaften an ſeiner Uhrkette oder zupfte an ſeinem Hemdkragen, um ſeiner Ungeduld durch irgend eine Beſchäftigung Luft zu machen.

Der Staatsprocurator führte nun an, daß die Mulattin Lucy ein durchaus braves, wohlerzogenes Mädchen ohne alle Bekanntſchaften oder Verhältniſſe geweſen ſei, welches der Angeklagte allein hätte dazu bewegen kön-

nen, das Geld einzukaſſiren, indem ſie in der Aufforderung dazu durch einen Fremden ſogleich einen Betrug gegen ihre Herrin erkannt und dieſer Mittheilung davon gemacht haben würde.

Dann ſagte er, daß die Mulattin Lucy zuletzt geſehen worden, als ſie abends ihre Herrin nach Shield's Hauſe begleitet habe, daß Randolph kurze Zeit vor ihr ausgegangen und daß er um halb zwölf Uhr in ſeine Wohnung zurückgekehrt ſei, während die Mulattin um elf Uhr in den Fluß geſtürzt worden ſein ſolle, und zwar nach der Anzeige eines Unbekannten durch Albert Randolph. Auf die Frage, wo dieſer den ganzen Abend bis zu ſeiner Rückkehr nach Hauſe verbracht habe, ſei ſeine Antwort, daß er ſpazieren gegangen wäre, doch habe er keinerlei Nachweis über dieſe lange Promenade geben wollen. Durch mehrere Zeugen wäre es nun feſtgeſtellt, daß Randolph vor elf Uhr über das Werft und den Weg am Fluſſe hinaufgegangen ſei, ein Weg, der in ſo dunkler Nacht durchaus keine Annehmlichkeiten zum Spazierengehen böte.

Nachdem der Staatsprocurator alle Gründe genannt und erörtert, weshalb Albert Randolph der Fälſcher der Anweiſung und des Briefes an die Bank, ſowie der Mörder der Mulattin Lucy ſein müſſe, überließ er es den Geſchworenen, ihr Schuldig über den Angeklagten auszu-

ſprechen, und bezeichnete die geſetzliche Strafe für ſolche Verbrechen mit Tod durch den Strang.

Ein im Ausbruch erſtickter Schrei wurde bei dieſen Worten oben auf der Gallerie, wo die Damen ſaßen, gehört, und eine Bewegung, die ſich nach zwei verſchleierten Frauengeſtalten im Hintergrunde richtete, wurde unter ihnen bemerkt, doch im nächſten Augenblick wandten ſich aller Blicke wieder nach der Gerichtsverhandlung, denn der ehrwürdige gefeierte Portman nahm das Wort, um den Staatsanwalt in ſeinen Behauptungen zu widerlegen und die angeführten Verdachtsgründe zu beſtreiten. Er ſagte, daß das Verſchwinden der Mulattin gerade für die Unſchuld Albert's zeuge, indem ſie und Niemand anders es geweſen ſei, die dem Fälſcher geholfen und die den Bogen mit Dandon's Facſimiles zwiſchen die Papiere des Herrn Randolph gelegt habe. Der Fälſcher ſelbſt, ſagte er, hätte den Mord an dem Mädchen angezeigt und Herrn Randolph als deren Mörder genannt, nirgends aber habe der Herr Staatsprocurator nachgewieſen, daß überhaupt ein Mord geſchehen ſei, denn das Verſchwinden des ſchuldigen Mädchens beweiſe wohl deſſen Flucht, keineswegs aber deſſen Tod. Die Mulattin, fuhr er fort, iſt, nachdem ſie das Geld einkaſſirt hat, mit dem Fälſcher, für den ſie es that, entflohen und der allgemein geachtete, hochgefeierte Herr Randolph

kann mit ihrem Verſchwinden in keiner Weiſe in Beziehung gebracht werden. Daß er an jenem Abend einen langen Spaziergang gemacht hat, worauf der Herr Staatsprocurator ſo großes Gewicht legt, hat nichts Auffallendes, da erwieſen iſt, daß ſolche nächtliche Promenaden zu ſeinen Gewohnheiten und Neigungen gehörten. Portman ſprach mit ruhigem, gleichgültigem Tone, als ob es ſich nur um ein geringes Polizeivergehen handle, und ſchloß ſeine einfache kurze Rede mit der Erklärung, daß die Anklage gegen Randolph vollſtändig aller Begründung entbehre.

Der Staatsprocurator trat jedoch abermals vor die Schranken und kam wieder auf den langen nächtlichen Spaziergang des Angeklagten zurück.

„Zweifelsohne iſt dieſe über vier Stunden lange Promenade, über welche der Angeklagte keine nähere Auskunft zu geben vermag, den Herren Geſchworenen ebenſo wie mir ſehr verdächtig erſchienen“, hob er mit lauter verdammender Stimme an, „wieviel mehr aber wird ſie als Beweis der Schuld daſtehen, wenn ich ſage und darthue, daß Randolph zwiſchen acht und zehn Uhr mit der verſchwundenen Mulattin Lucy Arm in Arm an dem Fluſſe hinwandelnd geſehen worden iſt! Drei glaubwürdige Zeugen ſind zugegen, welche dieſe Thatſache zu beſchwören bereit ſind!“

Bei dieſen Worten winkte Heald ſeitwärts nach dem Eingange hin und drei Männer traten von dorther vor die Schranken.

Eine Todtenſtille folgte, dann aber lief ein unwilliges Murmeln durch den Saal und alle Blicke richteten ſich auf Albert, den die Worte ſichtbar heftig erſchüttert hatten, wie die Todtenbläſſe zeigte, die ſein Antlitz überzog.

Auch Portman war zuſammengefahren und bleich geworden, er war aufgeſtanden und hielt ſeinen ſtarren Blick einige Sekunden auf Albert geheftet, dann aber faßte er ſich und ſagte mit einem Ausdruck, als ob er den in ihm aufgeſtiegenen Zweifel beſiegt habe:

„Herr Randolph wird uns am beſten ſelbſt hierüber Auskunft geben können. Iſt dieſe Ausſage wahr?“

„Nein!“ antwortete Albert ſich erhebend mit feſter Stimme. „Wenn dieſe drei Zeugen ihre Ausſage beſchwören, ſo leiſten ſie falſchen Eid!“

„Ich bitte die drei Zeugen zu vernehmen“, fiel der Staatsprocurator raſch ein, worauf dieſelben beeidigt wurden und dann ausſagten, daß ſie Herrn Randolph nach neun Uhr am Fluſſe begegnet ſeien, wo er mit der Mulattin Lucy am Arm in traulichem Geſpräch ſpazieren gegangen wäre.

„Können Sie es nun noch leugnen?“ fragte der

Staatsprocurator mit verächtlichem Tone, indem er ſich nach Albert hinwandte.

„Nochmals, es iſt eine Unwahrheit!“ entgegnete dieſer auffahrend. „Ich habe die Mulattin an jenem Abend mit keinem Blicke geſehen!“

„So iſt es wohl nur ein Irrthum in der Perſon und das Frauenzimmer, mit welchem Sie ſpazieren gingen, iſt ein anderes als die Mulattin geweſen“, nahm Portman raſch das Wort.

„So iſt es, ich werde aber den Namen niemals über meine Lippen gehen laſſen“, antwortete Albert entſchloſſen.

„Und doch ſind Sie es ſich ſelbſt und auch mir ſchuldig, den Namen zu nennen, um ſich von dieſem ſchweren Verdacht zu reinigen, Herr Randolph!“ ſagte Portman ernſt und mit einem Ausdruck von Vorwurf.

„Nimmermehr!“ entgegnete Albert mit feſter Beſtimmtheit und ſah bittend nach Portman hin.

„So werden Sie mir ſelbſt die Möglichkeit nehmen, Sie gegen die Anklagen zu vertheidigen“, ſagte Portman beſtürzt. „Bedenken Sie, daß es ſich um Leben und Tod handelt!“

„Wohlan, der Name wird mir auch über das Grab hinaus heilig bleiben“, rief Albert heftig ergriffen und warf einen aufleuchtenden Blick durch den Saal.

„So werde ich ihn nennen!“ ſchrie es in dieſem Augenblick von der Gallerie hinab. Die Damen ſprangen in großer Verwirrung von ihren Sitzen auf, drängten ſich durch einander hin, es ſtürmte die Treppe herab, und mit dem Rufe: „Platz! Platz!“ ſtürzte Blancha Dandon durch den Saal heran bis vor die Schranken.

„Ich war es“, rief ſie in wilder Entſchloſſenheit, „die mit dieſem edlen hochherzigen Jüngling Arm in Arm an jenem Abend den Fluß entlang ging, ich war es, die jene drei Männer an der Seite Albert Randolph's geſehen haben, und ich werde es ſein, die mit ihm, meinem Geliebten, meinem Verlobten, leben und ſterben wird.“

Dieſe Worte hatte ſie den Geſchworenen zugerufen, warf ſich Albert dann an die Bruſt und ſchlang ihre Arme um ihn, als wolle ſie ihn jetzt ſelbſt gegen jede Gewalt vertheidigen.

Der alte Dandon aber, entſetzt, als ob die Welt über ſeinem Haupte zuſammenbreche, hatte Blancha erreicht, ſie erfaßt und wollte ſie in ſeiner blinden Wuth von Albert hinwegreißen, er ſah aber nicht, daß ſie jetzt kalt und regungslos in deſſen Armen lag und jedes Lebenszeichen aus ihr gewichen war.

„Schurke, Mörder meines einzigen Kindes!“ ſchrie er plötzlich in Raſerei und Verzweiflung und nahm Blancha aus Albert's Armen in die ſeinigen.

In demſelben Augenblick drängte ſich Madame Newberry heran, es folgten ihr viele Damen nach, Blancha wurde hinausgetragen und Dandon fuhr ſie in einem herbeigeholten Fiaker ohnmächtig nach Hauſe.

Der Auftritt hatte ſo lähmend auf die ganze Verſammlung gewirkt, daß eine geraume Zeit darüber verging, ehe man wieder zum vollen Bewußtſein gelangte, weshalb man ſich hier befand; der Eindruck aber, den er auf die Gemüther machte, war ſehr verſchiedener Art. Im Allgemeinen hatte die ergreifende Scene nicht zu Gunſten Albert's gewirkt. Blancha Dandon war eine der geachtetſten und beliebteſten Perſönlichkeiten in der Stadt, und mit einem Gefühl des Bedauerns, des Widerwillens hatte man ſie in den Armen eines ſo ſchwerer Verbrechen Angeklagten vor den Schranken des Gerichts geſehen. Das heimliche Verhältniß des mittelloſen Rechtscandidaten mit dem reichen ſchönen Mädchen erſchien ſehr Vielen wie ein Unrecht, wie ein Betrug, ein Raub an dem alten Dandon, der, wenn auch durchaus nicht beliebt, doch als ein reicher Mann in großem Anſehen ſtand. Es war mit einem Wort eine ſehr unangenehme Störung geweſen und gegen Albert richtete ſich der Vorwurf darüber.

Letzterer war wie vernichtet auf der Sünderbank zuſammengeſunken und hörte und ſah nicht mehr, was um ihn

her vorging. Erſt als der Staatsprocurator wieder ſeine Stimme laut erſchallen ließ und die frühere unheimliche Ruhe in dem Saale herrſchte, trat ſein Schickſal wieder an ihn heran und zwar jetzt noch drohender als vorher, denn er las in allen Geſichten, daß die Stimmung ſich ſehr gegen ihn gewandt hatte.

„Um welche Zeit, Albert Randolph, haben Sie ſich an jenem Abend von Fräulein Dandon getrennt?“ fragte der Staatsprocurator ihn mit barſchem Tone.

„Ich geleitete ſie um zehn Uhr bis vor ihre Wohnung, wo wir von einander ſchieden“, antwortete Albert ſich wieder ſammelnd.

„Und wo waren Sie dann von zehn Uhr bis halb zwölf, wo Sie in Ihre Wohnung zurückkehrten?“ fragte Heald wieder.

„Ich ging von Dandon's Haus zuerſt in der Stadt umher, kam nach dem Werfte hinunter und wanderte dann an dem Fluſſe hinauf und wieder zurück, bis ich meine Wohnung erreichte. Dies iſt ganz genau die Art und Weiſe, wie ich die Zeit bis halb zwölf Uhr verbrachte.“

„Sind Sie auf dem Wege am Fluſſe mit Niemand zuſammengeweſen?“

„Nur mit meinen Gedanken, Herr Heald“, antwortete Albert ſich ermannend.

„Sie waren ja aber ſo eben von dem Fluſſe zurückgekehrt und hatten Ihre Promenade beendet, wie kamen Sie nun dazu, noch einmal und zwar allein zu ſo ſpäter Stunde und in ſolcher Dunkelheit die Stadt zu verlaſſen und ſich dorthin zu begeben? Sie müſſen doch einen Zweck dabei gehabt haben, denn Vergnügen oder Erholung konnte der Weg Ihnen ja nicht bieten.“

„Wer die Reize, die Schönheit, das Geheimniß der Nacht nicht fühlen kann, dem kann man auch keine Beſchreibung davon machen, darum muß ich Ihre Frage unbeantwortet laſſen, Herr Heald“, antwortete Albert ſtolz.

„Ein ſehr ſchwacher Deckmantel für Ihre Schuld, die ich offen und unbezweifelt zu Tage legen werde“, fuhr der Staatsanwalt in drohendem Tone fort. „Zwiſchen zehn und elf Uhr gingen Sie, als Sie Fräulein Dandon verlaſſen hatte, über das Werft nach dem Fluſſe zurück, um elf Uhr wurde die Mulattin in das Waſſer geſtürzt und um halb zwölf langten Sie nach dieſer zweiten Promenade wieder zu Hauſe an!“

Während der Staatsprocurator dies mit ſcharfer Betonung ſagte, wurde es unruhig in dem Saale, und Albert, der ſo oft die Wirkungen der Rede auf das Publikum beobachtet und ſtudirt hatte, erkannte in dem ſummenden, murmelnden Geräuſch ſehr wohl, daß es der Ausdruck eines Gefühls gegen ihn war. Er blickte

nach Portman hin, welcher mit geſenktem Haupte daſaß und in Gedanken verſunken vor ſich niederſah.

Der Staatsprocurator hatte zwei Männern, die unweit der Thür ſtanden, ein Zeichen gegeben, und als dieſelben darauf vor die Schranken traten, ſagte er zu dem Richter:

„Euer Ehrwürden wollen dieſe beiden glaubwürdigen Zeugen noch vernehmen laſſen, die ſich heute früh aus eigenem Antrieb bei mir meldeten und ſich erboten, Aufſchluß über den begangenen Mord zu geben.“

Alles verſtummte und ſah mit Ueberraſchung und Spannung nach den Männern hin, Albert aber erſchrak vor ihnen, denn es ſtand auf ihren Zügen nichts Gutes geſchrieben. Auch Portman fuhr zuſammen, obgleich er keinen derſelben perſönlich kannte.

Beide waren anſtändig und nach der Mode gekleidet, und bei Angabe ihrer Namen nannten ſie ſich Geſchäftsleute, in welchem Titel jede mögliche Art von Erwerb einbegriffen iſt. Sie wurden beeidigt und jeder von ihnen ſagte dann aus, daß an jenem Abend gegen halb elf Uhr der Angeklagte auf dem hell erleuchteten Werfte an ihnen vorüber und am Fluſſe hinauf gegangen ſei. Sie hätten ſich auf demſelben Wege befunden und wären langſam hinter Randolph hergeſchritten. Nicht weit von der Stadt, dort, wo das Holz ſich

bis an den Weg zöge, hätten ſie ihn mit einem farbigen Mädchen in eifrigem Geſpräch angetroffen und bei dem Lichtſchein, welcher von den Schiffslaternen dorthin gedrungen wäre, habe es ihnen geſchienen, als ob das Mädchen die ſchöne Lucy von Newberrys ſei. Sie wären an ihnen vorbei auf dem Wege fortgeſchritten und Randolph mit dem Mädchen ſei ihnen langſam nachgefolgt, ſodaß die Entfernung von ihnen ſich bald auf einige Hundert Schritte vergrößert habe. Plötzlich hätten ſie hinter ſich am Fluſſe einen unterdrückten Schrei und gleich darauf einen ſchweren Fall in das Waſſer vernommen, ſie ſeien raſch zurückgelaufen und hätten einen Mann, dem Anſchein nach Randolph, über die Straße in den Wald hineinſpringen ſehen; von dem Mädchen aber wäre ihnen nichts wieder zu Geſicht gekommen.

In den Worten, welche dieſe Männer ſagten, erkannte Albert ſein Todesurtheil, ſie nahmen ihm den letzten Hoffnungsgedanken aus der Seele und mit Schaudern und Entſetzen verfolgte er den Eindruck, den ihre Ausſage auf die Geſchworenen machte.

Nachdem Heald noch mehrere Fragen an die beiden Männer gerichtet hatte, wandte er ſich an Albert und ſagte:

„Was haben Sie auf dieſe Ausſage zu antworten?“

„Daß ich das unſchuldige Opfer von hölliſchen

Verbrechern ſein werde, daß ich bereit bin, vor Gott zu treten, und daß ich bei ſeiner Barmherzigkeit die Ausſage dieſer beiden Männer Wort für Wort als die unerhörteſte Lüge zurückweiſe", verſetzte Albert mit feſter, entſchloſſener Stimme.

Der Staatsprocurator erklärte bald darauf, daß er nichts weiter in der Sache zu ſagen habe, da es keiner weitern Beweiſe bedürfe, um ein Schuldig auszuſprechen, und trat von den Schranken zurück, um den Advocaten gegen und für den Angeklagten das Wort zu laſſen.

In dieſem Augenblick kehrte Dandon mit vor Wuth glühendem Geſicht in den Saal zurück. Sein racheſprühender Blick ſuchte Rammon, den Advocaten von Neuorleans, und als er ihn im Begriff ſah, vor die Schranken zu treten, ging er eiligen Schritts zu ihm hin und raunte ihm, giftig nach Albert hinſchauend, einige Worte ins Ohr. Dann ſchob er ſeine geballten Fäuſte in ſeine Taſchen und ſetzte ſich wieder auf ſeinen frühern Platz, während Rammon vor die Schranken trat. Dieſer war ein langer, hagerer Mann mit röthlichem, dünnem Haar, kleinen, unruhigen grauen Augen und einer ſpitzen Naſe, die ſich, ſobald er in Aufregung gerieth, in Falten in die Höhe zog, wie wenn ein Raubthier die Zähne fletſcht. Jetzt ſtand er ruhig da und heftete ſeinen finſtern Blick auf Albert. Kein Laut, keine Bewegung unterbrach die

Stille, jedes Auge war auf des Advocaten Lippen gerichtet, als warte man darauf, ſein erſtes Wort zu erhaſchen.

Da zog es über Rammon's mit Sommerflecken bedecktes Geſicht wie Spott und Verachtung, ſeine Naſe zog ſich in Falten zuſammen, ſeine großen einzeln ſtehenden weißen Zähne wurden ſichtbar, ſeine Lider öffneten ſich weit, ſodaß das ganze Weiß ſeiner Augen entblößt ward, und ſeinen rollenden Blick auf Albert richtend, ſagte er mit ſchneidendem, höhniſchem Tone:

„Welch eine Unwahrheit, welche Verdorbenheit unter einer edlen, genialen Erſcheinung! Gefeiert und geehrt wegen der ſeltenen, ihm von Gott verliehenen Geiſteskräfte, ſitzt er hier entlarvt als Fälſcher, als Mörder, der große Dichter Albert, der gelehrte Advocat Randolph, als zehnfacher Sünder, da er das Gute, das Edle kannte und verkündete und das Schlechte, das Verworworfene in vollſter Erkenntniß, in klarſtem Bewußtſein that. Ja, ſieh mich an mit Deinem Heuchlerblick, Ungeheuer! Die Vergeltung für Deine Schandthaten ſteht vor Dir und keine Gewalt der Erde ſoll Dich der Gerechtigkeit entziehen! Dennoch wird die Strafe mit Deinem furchtbaren Verbrechen nicht in Einklang treten, denn das Geſetz verfolgt hier nur den Fälſcher, den Mörder, den ruchloſen Zerſtörer des See-

lenfriedens, der Unſchuld, des Familienglücks kann es nicht erreichen, für ſolche ungeheure That erwartet Dich jenſeits die Strafe. Wäre ein Funke von Menſchlichkeit in Deiner Raubthierſeele geweſen, ſo hätte ihn die unverdiente, durch hölliſche Künſte errungene Zuneigung eines ſo edlen, ſo hochherzigen Weſens wie Fräulein Dandon zur Flamme auflodern laſſen, in der jeder böſe Keim erſticken mußte; ſo aber wandteſt Du Deine verruchte Hand aus der Hand eines Engels zum Mord gegen ein armes Mulattenkind, in deſſen Tod Du Sicherheit für Deinen Betrug, Deinen Diebſtahl an der Bank zu finden hoffteſt! Des Himmels Rache aber hat Dich erreicht, Deine ſchöne, Deine edle Maske iſt gefallen, und als nackter Böſewicht, als herzloſer Verbrecher ſitzeſt Du vor dem weltlichen Gericht, um durch dieſes der ewigen Vergeltung übergeben zu werden!“

Bei dieſen letzten Worten ſprang Rammon auf Albert zu und hielt ſeine geballte Fauſt über ihn, ſeine Augen blitzten ihm Vernichtung drohend entgegen und ſeine Stimme ſchien ihn zerſchmettern zu wollen. Albert aber ſaß ſtolz und aufrecht da, hielt ſeine dunklen großen Augen mit tiefſter Verachtung auf Rammon geheftet und wies ihn gebietend mit erhobener Hand von ſich.

„Halt, nicht weiter, Sie elender, Sie erkaufter

Schurke!“ ſchrie plötzlich der alte Portman aufſpringend dem Advocaten mit donnernder Stimme zu und wandte ſich dann mit erzwungener Gelaſſenheit an den Richter, indem er ſagte:

„Euer Ehrwürden wollen dieſen Schandredner zur Ordnung verweiſen, da ich es nicht länger dulden werde, daß er einen Angeklagten mit Schmähungen und Beleidigungen überhäuft, die mit den Gerichtsverhandlungen in keiner Verbindung ſtehen und gegen alles Recht und Geſetz dazu dienen ſollen, bei den Geſchworenen und den Zuhörern Vorurtheile gegen den Beſchuldigten zu erzeugen und ſie parteiiſch zu ſtimmen.“

Ehe aber der Richter noch das Wort nehmen konnte, wandte der entrüſtete Alte ſich abermals zu dem Advocaten Rammon, ſtreckte, auf ihn zeigend, die Hand nach ihm aus und ſagte mit zorniger Stimme:

„Sie aber, Herr, Sie erbärmlicher Helfershelfer der Elenden, die an dieſem edlen, fleckenreinen jungen Manne einen Mord begehen wollen, Sie ſind mir, dem alten Portman, perſönlich für die Beleidigungen, die Sie ihm zu ſagen ſich erlaubten, verantwortlich, und wenn Sie dies Haus verlaſſen, werde ich Sie darüber zur Rechenſchaft ziehen!“

Ein donnerndes Hurrah für Portman von den Zuhörern her erſchütterte den Saal und wurde draußen auf

dem Platze aus tausend Kehlen wie von einem Echo wiedergegeben, und umsonst rief für einige Minuten der Richter zur Ruhe, denn die Widersacher Albert's ließen gleichfalls ihre Stimmen fluchend und schwörend erschallen und von beiden Seiten zeigte man mit erhobenen Fäusten und Stöcken eine drohende Stellung. Der Ruf des Sheriffs aber übertönte den Lärm, der Sturm verwogte und die Ruhe wurde wiederhergestellt. Der Richter ermahnte Rammon nun in ernsten Worten, sich aller Beleidigungen gegen den Angeklagten zu enthalten und streng bei der Sache zu bleiben.

Auch diese zweite Störung wirkte gegen Albert. Die Rede des berühmten fremden Advocaten, auf die man mit Spannung und Interesse gewartet hatte, war unterbrochen und der Redner durch den alten Portman eingeschüchtert worden, man sah eine gewisse Eifersucht des alten Mannes gegen den Fremden darin und der Unmuth darüber kehrte sich gegen die Veranlassung dazu gegen den Angeklagten.

Rammon, durch den Angriff Portman's in verbissene Wuth versetzt, sprühte jetzt in seiner Rede Gift und Galle gegen Albert, aber dadurch, daß er es nun vermied, persönlich zu werden, feierte er einen um so größern Sieg über die öffentliche Meinung, und Mancher, der früher eben wegen der unpassenden Ausfälle gegen

Albert dieſem ſeine Theilnahme zugewandt haben würde, kehrte ſich nun ſchroff gegen ihn. Rammon ſprach geiſtreich, klar und überzeugend, und als er ſeine Rede ſchloß und von den Schranken zurücktrat, wurde er mit ſtürmiſchen Hurrahs entlaſſen.

Der alte Portman, der gefeierte Liebling des Volkes, trat nun als Vertheidiger Albert's vor, um die letzte Anſtrengung für deſſen Rettung zu machen. Er erkannte aber nur zu wohl die unüberſteiglichen Hinderniſſe, die das Schickſal heute ſeinem gewohnten ſiegreichen Auftreten entgegenſtellte. Der Zorn verſagte ihm die zum Herzen dringende blumenreiche Sprache, und das Gefühl, ſeinem ſchuldfreien, edlen jungen Freunde nicht helfen zu können, verwirrte ſeinen ſonſt ſo freien, klaren Gedankenflug. Seine Rede hatte keine Wirkung und die fortdauernde Stille nach ſeinen letzten Worten erfüllte ihn mit Schrecken und Entſetzen. Die Thränen ſtanden ihm in den Augen, als er nach ſeinem Sitz zurückſchritt und ſich niederließ, und es war ihm nicht möglich, nach Albert hinzuſehen.

Dieſer aber ſah ſein Verhängniß Schritt für Schritt ſich nahen, und die Todtenſtille, die um ihn herrſchte, durchrieſelte ihn eiſig kalt. Er fühlte, er wußte es, es war um ihn geſchehen, und der Gedanke an Blancha, an ſeinen Vater, ſeine Mutter und Schweſter nahm

ihm die letzte Kraft, dem Schickſal die Stirn zu bieten. Wieder und wieder hob er ſeinen Blick von dem Fußboden zu ſeinem väterlichen Freunde Portman auf. Vergebens ſuchte er deſſen Augen zu begegnen, der alte würdige Mann ſaß wie vernichtet da und ſchaute regungslos vor ſich nieder.

Währenddeſſen hielt der Richter ſeine Anſprache an die Jury, wiederholte mit kurzen Worten die Hauptergebniſſe der Verhandlung, ermahnte die Geſchworenen an ihren Eid und an ihr Gewiſſen und entließ ſie endlich mit der Weiſung, nach beſter Ueberzeugung ihr Schuldig oder Nichtſchuldig auszuſprechen. Sie erhoben ſich und wurden von dem Sheriff aus dem Gerichtsſaal nach einem Gemach im obern Stock des Hauſes geleitet.

Stumm und ſtarr ſaß noch während mehrerer Minuten, nachdem die Geſchworenen abgetreten waren, die ganze Verſammlung da und alle Blicke hingen an der Thür, aus welcher dem Angeklagten die Entſcheidung ſeines Schickſals gebracht werden ſollte. Dann begann die Menge das Haus zu verlaſſen, ſodaß der Saal bald, wenn auch nicht leer, doch weniger gedrängt gefüllt war. Man ging und kam wieder und wieder, Stunden verfloſſen, der Tag neigte ſich und die Sonne war im Sinken, doch immer noch hatten die Geſchworenen ſich über den Wahrſpruch nicht geeinigt.

„Fort, fort, Suſanna!“ ſagte Blancha zu ihrer Dienerin und ſtrich ſich mit wirrem, ſtarrem Blick die gelöſten Locken aus dem bleichen Antlitz. „Eile, ſo raſch Dich Deine Füße tragen wollen, und bringe mir Nachricht, ob ſein Urtheil geſprochen iſt. Fort, die Ungewißheit, die Angſt bringt mich um!“

Dabei fuhr ſie wie erſchreckt aus ihrem Sopha auf, wankte eilig nach dem Fenſter und ſandte einen ſpähenden, ängſtlichen Blick über den Platz; dann aber barg ſie ihr Geſicht in den Händen und ließ mit den halblauten bebenden Worten: „O Gott, o Gott!“ ihre Stirn gegen die Wand ſinken.

„Faſſung, Faſſung, Herrin, es wird ſich noch Alles zum Guten wenden!“ flehte die Sklavin und ſuchte Blancha von dem Fenſter hinwegzuführen.

„Biſt Du noch hier, Suſanna? rief dieſe, wie aus einem Traum aufſehend. „Willſt auch Du mir untreu werden?“

„Nein, nein, Herrin, nimmermehr!“ antwortete die Negerin erſchrocken. „Aber Madame Newberry muß ja gleich kommen, ſie hat verſprochen, ſofort zurückzukehren.“

„Geh, Suſanna; ſieh Deine Herrin, ſie bittet Dich. O fliege hin und zurück, ſonſt gehe ich ſelbſt, koſte es, was es wolle“, ſagte Blancha mit zitternden Lippen und drängte die Negerin nach der Thür.

„Wie darf, wie kann ich Sie jetzt verlaſſen, Herrin!“ antwortete dieſe mit einem flehenden Blick.

„Ja, ja, Du darfſt es, es wird, es ſoll mir nichts zuſtoßen; nur eile, ſo ſehr Du kannſt“, fuhr Blancha bittend fort, und Suſanna eilte aus dem Zimmer. Blancha ſchloß die Thür hinter ihr und wandte ſich abermals dem Fenſter zu, in der Mitte des Gemachs aber blieb ſie ſtehen, faltete die Hände, hob den Blick nach oben und ſank mit den Worten: „O Gott, ſtehe Du ihm bei, rette ihn, rette uns beide!“ auf ihre Kniee nieder. Sie zitterte wie im Fieberfroſt und hob wieder und wieder ihre Hände flehend empor, dann aber ſenkte ſie ihr Antlitz, ließ ihre Arme herabfallen und ſchien unter der Gewalt ihres Wehs zuſammenbrechen zu wollen. Doch im nächſten Augenblick raffte ſie ſich wieder auf, ſtrich ihr Haar zurück und ſtürzte abermals dem Fenſter zu.

Ihr erſter Blick traf auf die erſehnte Freundin, auf Madame Newberry, und Suſanna, welche ſo eben, mit einander aus der Straße gegenüber kommend, den Platz betraten.

„Allmächtiger, ſei mir gnädig, halte mich aufrecht, laſſe mich ihn retten!“ ſagte Blancha mit krampfhafter Stimme und rang die Hände auf der Bruſt. „Sie bringen keine Hoffnung, keine Rettung, ſie bringen Tod! O

Gott, ſtehe mir bei!“ ſtöhnte ſie wieder und klammerte ſich an das Fenſter, um nicht niederzuſinken.

Madame Newberry ſchritt mit der Dienerin in das Haus und wenige Augenblicke ſpäter die Treppe herauf, als Blancha aus ihrem Zimmer in den Corridor trat und mit der Entſchloſſenheit der Verzweiflung zu der erſtern ſagte:

„Sie bringen keine gute Nachricht, beſte Newberry. Sie bringen das Schlimmſte, Sie bringen Tod!“

Dabei zitterte und erſtarb ihre Stimme, als ob ihr letzter Athemzug ſie verlaſſen habe, jene aber nahm ſie in ihren Armen auf, geleitete ſie ſchweigend langſam in das Zimmer zurück und hielt ihren Arm noch um ihren Nacken geſchlungen, als ſie auf das Sopha niederſank. Minuten vergingen ohne Wort, ohne Bewegung, Blancha, wie von der Hand des Todes erfaßt, ſtarrte trockenen Auges vor ſich hin, als ſuche ſie das Ungeheure ihres Elends zu ermeſſen, und Madame Newberry, als wehre ſie den Augenblick zurück, wo ſie das furchtbare Wort über die geliebte Freundin ausſprechen müſſe, ſtand regungslos neben Blancha und verbarg ihre Thränen, ihr Schluchzen.

Da richtete Blancha ſich langſam auf; bleich, kalt, aber feſt ſah ſie der Freundin in die thränenſchweren Augen und ſagte in gefaßtem Tone:

„Die Zeit zum Weinen, zum Klagen iſt vorüber,

beſte Newberry, wir müſſen handeln!“ Dabei ergriff ſie deren Hand mit ungewohnter Kraft, hielt ihre Augen feſt auf ſie gerichtet und fuhr nach einigen Augenblicken mit klangloſer, hohler Stimme fort:

„Alſo verurtheilt?“

„Verurtheilt!“ antwortete die Freundin kaum hörbar, denn ihr Schluchzen erſtickte halb das Wort.

Blancha zuckte zuſammen und hielt ſich an der Schulter der Freundin aufrecht, dann aber, wie nach Kräften ringend, holte ſie tief Athem und ſagte:

„Ich werde ihn retten oder mit ihm ſterben!“

„Retten müſſen wir ihn, Blancha; der Allmächtige wird uns beiſtehen!“ fiel Madame Newberry ein, ſchlang ihren Arm um des unglücklichen Mädchens Nacken und dieſe barg ihr Antlitz an dem Buſen der treuen theilnehmenden Freundin. Dieſe aber fuhr beruhigend fort:

„Der biedere Portman verläßt Herrn Randolph ſicher nicht, er wird Alles für ſeine Rettung aufbieten und außerdem hat dieſer ſelbſt ſo viele Freunde.“

Blancha jedoch ſchüttelte wehmüthig das Haupt und ſagte: „Wir haben ſo feſt auf dieſe Freunde gebaut und wozu haben ſie ihm geholfen! Nein, nein, gute Newberry, jetzt dürfen wir uns nur noch auf uns ſelbſt verlaſſen, und keine Gewalt der Erde ſoll unſere Hülfe von Albert abwehren. Ich habe Gold, um ſeinen Kerker

damit zu öffnen, und reicht dieſe Macht nicht aus, ſo habe ich Einfluß und will die Stadt in Aufruhr ſetzen und ſollten für Albert's Leben Ströme Blutes durch die Straßen fließen."

„Mein Mann hat eine ausgebreitete Bekanntſchaft unter den beſten, rechtlichſten Leuten; er ſoll uns Rath geben", nahm Madame Newberry das Wort.

„Nein, gute Newberry. Die Tugend ſiegt nur langſam über das Laſter und unſer Sieg muß ſchnell kommen wie der Blitzſtrahl, ſonſt kommt er für ewig zu ſpät", fiel ihr Blancha ins Wort. „Es lebt ein Mann hier, Namens Mac-Coor, der Alles unternimmt, wenn er dafür bezahlt wird."

„Mac-Coor? Um des Himmels willen, Mac-Coor, der Schrecken der Stadt?" rief die Freundin entſetzt aus. „Er ſoll ja ein feiler Mörder ſein!"

„So wird er ſich auch dingen laſſen, um das Leben eines Unſchuldigen, eines Edlen, den man morden will, zu erhalten", entgegnete Blancha entſchloſſen. „Ich muß ihn ſehen, muß ihn ſprechen und Sie müſſen mir dazu verhelfen!"

„Aber, beſte Blancha, bedenken Sie Ihre eigene Sicherheit!" bat Madame Newberry.

„Meine Sicherheit, mein Leben für das Leben Albert's! Ich will dieſen Mac-Coor ſehen, und wenn ich

ihn ſelbſt unter dem Laſter ſuchen ſoll", fuhr Blancha mit noch größerer Beſtimmtheit fort. „Wird Herr Newberry mir dazu verhelfen wollen?"

„Wenn Sie darauf beſtehen, ja; was würde er Ihnen zu Liebe wohl nicht thun!" entgegnete die Frau in ängſtlichem Tone.

„So bangen Sie nicht, wir müſſen Alles wagen. Bitten Sie Ihren Mann, daß er dieſen Mac-Coor morgen Abend in Ihr Haus beſtellt, dort will ich ihn treffen."

Als Blancha dies ſagte, ertönte die Schelle an der Hausthür. „Wer kommt da, Suſanna?" fuhr ſie raſch fort und deutete nach der Thür, worauf die Negerin hinaus in den Corridor ſprang, im nächſten Augenblick aber in den Salon zurückkehrte und ihrer Herrin leiſe zurief:

„Ihr Herr Vater, Fräulein!"

Blancha ſchrak zuſammen und erbebte. „Gott, vergib es mir, ich kann ihn nicht ſehen!" ſagte ſie, die Hand abwehrend ausſtreckend, und wandte ſich dann mit den Worten an ihre Freundin:

„Bitte, gute Newberry, gehen Sie in den Corridor, und wenn mein Vater nach mir fragt, ſo ſagen Sie ihm, ich ſei nicht krank, er möchte mir aber verzeihen, daß ich ihn nicht ſehen, nicht ſprechen würde, es wäre mir unmöglich."

Die Frau trat in den Gang hinaus, als Dandon eben die Treppe erſtiegen hatte; ohne ſie aber eines Blickes zu würdigen, ſchritt er an ihr vorüber und begab ſich nach ſeinem Zimmer.

„Er iſt ſchweigend an mir vorbeigegangen", berichtete Madame Newberry, wieder zu Blancha eintretend.

„Gott Lob! daß er mich meidet", ſagte dieſe mit einem ſchweren Athemzug. „Wie könnte ich Worte der Liebe für ihn finden, da er meines Lebens Glück, meine Seligkeit morden will! Der Vater oder der Geliebte — Dein bin ich, Albert, bis in den Tod!"

Bei dieſen Worten hob Blancha die Hände wie bekräftigend empor und verbarg dann in ihnen in einem neuen Ausbruch der Verzweiflung ihr Antlitz, Madame Newberry aber legte liebevoll ihren Arm um ſie und flößte ihr Hoffnung und Vertrauen in ihren Beiſtand ein.

Blancha verließ weder heute noch am folgenden Tage ihre Gemächer, und außer Suſanna durfte nur ihre Freundin Newberry zu ihr eintreten.

Dem alten Dandon war dieſe Zurückhaltung Blancha's erwünſcht, denn ſo gewaltig ſeine Wuth bei der Entdeckung ihres Verhältniſſes mit dem verhaßten Randolph auch geweſen war, blieb ſeine Liebe für ſein einziges Kind doch Siegerin in dem Kampfe gegen ſeine

grenzenloſe Entrüſtung und es bangte ihm davor, Blancha zu begegnen, theils aus Beſorgniß, daß eine abermalige ſtürmiſche Gemüthsbewegung ihr Leben gefährden könne, theils aber, weil er die Unerſchütterlichkeit ihres Willens kannte und ſich fürchtete, einen Auftritt mit ihr herbeizuführen, der ſie für immer geiſtig und körperlich von ihm entfernen würde. Der Tod des Störers ſeines Hausfriedens machte ja deſſen Verhältniß mit ſeiner Tochter ein Ende, und er hoffte, daß dann die Zeit auch deren Andenken an denſelben nach und nach verwiſchen und wieder Frieden und Ruhe in ſein Haus zurückbringen würde. Er hatte dem Advocaten Rammon die bedungenen zehntauſend Dollars ausgezahlt, und dieſer, der nach beendigter Verhandlung auf dem Platze vor dem Gerichtsgebäude von dem alten Portman angehalten und vor tauſend Zuſchauern für einen Schurken erklärt worden war, hatte mit dem erſten abgehenden Dampfſchiff die Stadt verlaſſen, weil ſich unter dem Volke drohende Bewegungen gegen ihn zeigten.

Siebentes Kapitel.

Albert war von den Geſchworenen für ſchuldig erkannt und das Todesurtheil über ihn ausgeſprochen worden.

Der Sheriff hatte Albert, nachdem das Urtheil über denſelben gefällt war, in einem geſchloſſenen Wagen nach dem Gefängniß gefahren, auf welchem Wege das Fuhrwerk ſich der vielen Menſchen halber, welche die Straßen füllten, nur langſam und mit wiederholten Unterbrechungen hatte vorwärts bewegen können. Deſſenungeachtet war kein Laut, kein Hurrah, keine Verwünſchung unter dem Volke hörbar geworden, denn die Verurtheilung des gefeierten, geehrten Randolph war noch Jedermann ſo unglaublich, daß ſelbſt ſeine Feinde wie betäubt verſtummten. Die äußere Ruhe aber, die auf der Einwohnerſchaft lag, war eine Ruhe, eine Stille, wie ſie einem Sturm vorauszugehen pflegt. Alle Gemüther waren in großer Aufregung und an allen Orten, in allen

Kreiſen der Geſellſchaft war von nichts Anderem als von Albert Randolph die Rede. Die zwei Parteien, die ſich von Anfang des Proceſſes für und gegen ihn gebildet hatten, traten ſchon an dieſem Abend beſtimmter auf, die eine von dem Staatsprocurator, die andere von Portman geführt, und beide hielten an dieſem Abend geheime Berathungen, die bis ſpät in die Nacht hinein dauerten.

Auch am folgenden Tage herrſchte dieſelbe unheimliche Ruhe; die Freunde ſowohl wie die Feinde Albert's trugen möglichſte Gleichgültigkeit gegen ihn zur Schau, und doch ſah man allen die Geſchäftigkeit, das hohe Intereſſe an, womit ſie im Stillen ihre Zwecke verfolgten. Unzählige Gerüchte und Vermuthungen gingen durch die Stadt, in welcher Weiſe die Freunde des Verurtheilten demſelben zu Hülfe kommen und ihn retten wollten, und Befürchtungen wurden vielſeitig rege, daß es um ſeinetwillen zu ernſten, vielleicht blutigen Auftritten kommen würde.

Zehn Tage war die Lebensfriſt, welche das Geſetz Albert noch nach ſeiner Verurtheilung geſtattete und während welcher es ihm auch in ſeiner Zelle die Befriedigung jedes Wunſches erlaubte, wenn dieſelbe die Vollſtreckung des über ihn geſprochenen Urtheils nicht gefährdete. Zu dieſer Vergünſtigung gehörte namentlich die

Erlaubniß, Beſuche zu empfangen. Es durfte Jedermann, den Albert ſehen wollte, zu ihm eintreten und ſich im Beiſein des Gefangenwärters bei ihm aufhalten; ebenſo mußten ihm alle Sendungen an Speiſe und Trank, womit ſeine Freunde ihn ſchon am Tage nach ſeiner Verurtheilung überhäuften, verabreicht werden. Auch durfte er Briefe, freilich nur unverſiegelte, empfangen und abſenden.

Der erſte Freund, der ſich am Morgen nach ſeiner Verhaftung bei ihm anmelden ließ, war der alte Portman. Albert öffnete ihm ſelbſt die Thür ſeiner Zelle und reichte ihm ſchweigend die Hand, Portman aber ſchlang ſeinen Arm um ihn und preßte ihn an ſeine Bruſt. Dem alten Manne fehlten gleichfalls für den Augenblick die Worte, ſeinen Jammer, ſeinen Schmerz auszuſprechen, Thränen füllten ſeine Augen und ſeine Athemzüge erbebten unter der Laſt des Wehs, das ſein Herz erfüllte. Der Druck ſeiner Hand aber war feſt und entſchloſſen, als wolle er Albert damit ſagen, daß er ihn ſeinem Verhängniß noch nicht überlaſſen werde.

Sie hatten ſich zuſammen auf das Bett geſetzt und der Wärter war an das Fenſter getreten und ſchaute zwiſchen den ſtarken Eiſenſtäben hinab in den Hof, der das Haus umgab.

„Muth, junger Mann, noch lebt ein gerechter Gott über uns und noch leben Ihre Freunde!“ flüſterte der

Alte dem Gefangenen kaum hörbar zu und ſah ihm mit aufleuchtendem Blick in die Augen; Albert aber ſchüttelte wehmüthig das Haupt, und dem biedern Manne die Hand drückend, ſagte er:

„Dank, Dank, lieber Herr Portman! Meine Hoffnung iſt auf eine beſſere Welt geſetzt.“

„Nicht doch, Randolph. Die Zahl Ihrer Freunde wächſt von Stunde zu Stunde, der Gedanke, daß Sie unſchuldig ſind und daß das Recht mit Füßen getreten wurde, um Sie perſönlichen Intereſſen zu opfern, greift um ſich. Dem Unrecht wird man Gewalt entgegenſetzen; wir werden Sie retten!“ flüſterte Portman abermals ſeinem unglücklichen Freunde zu, doch die Hoffnung hatte Albert verlaſſen, er drückte dem Alten die Hand, ſchüttelte wieder das Haupt und richtete ſeinen Blick nach oben. Dann ſagte er mit matter, tonloſer Stimme:

„Das Schickſal hat es mir nicht vergönnen wollen, Ihnen, meinem väterlichen, beſten Freunde, meinen Dank für Ihre Liebe und Freundſchaft durch die That zu beweiſen. Ich muß als Ihr großer Schuldner aus dieſer Welt gehen, und dennoch habe ich noch eine dringende Bitte an Sie.“

Dabei ſah Albert durch die Thränen, die ſeine Augen füllten, zu Portman auf, dieſer aber erfaßte ſeine Rechte mit beiden Händen und flüſterte ihm tief er-

griffen zu: „Ermannen Sie ſich, Randolph, und verlaſſen Sie ſich auf mich und meine Freunde; wir alle ſetzen unſer Leben für das Ihrige ein. Sagen Sie mir jetzt, was wünſchen Sie, daß ich für Sie thun ſoll?“

„An meinen guten, braven Vater ſchreiben und ihn überzeugen, daß ich ſeiner nie mit einer Handlung, mit einem Gedanken unwürdig war! Ich ſelbſt habe ihm vorgeſtern Abend geſchrieben, meine Worte aber waren auf meine Unſchuld geſtützt; ich ſagte ihm, daß ich über meine Feinde ſiegen und rein und fleckenlos vor der Welt daſtehen würde. O Gott, nun bin ich ein verurtheilter Verbrecher!“

Bei dieſen Worten ſank Albert in ſich zuſammen und barg das Antlitz in ſeinen Händen.

„Die Zeit, Randolph, wird Ihre Unſchuld darthun und die Verbrecher entlarven“, nahm Portman wieder tröſtend das Wort und redete ihm immer wieder Hoffnung und Muth ein, indem er ihm die angeſehenſten, einflußreichſten Männer der Stadt als ſeine Freunde bezeichnete, die in dem feſten Glauben an ſeine Unſchuld Alles daran ſetzen würden, ihn zu retten.

„Nun will ich an Ihren Vater ſchreiben und ihm ſagen, daß der alte Portman Sie hochachtet und verehrt und Ihr Leben mit dem ſeinigen ſchützen wird“, ſagte der Alte dann ſich erhebend, drückte Albert mit einem

ermuthigenden Blick nochmals die Hand und verließ eilig die Zelle.

Die Sonne versank und die Dunkelheit der Nacht hatte sich über die Stadt gelegt, als Blancha ihren Shawl über den Kopf hing und von Susanna gefolgt ihre Wohnung verließ. Mit entschlossenen eiligen Schritten ging sie über den Platz nach Newberry's Haus und zog dort die Thürschelle.

„Ist Mac-Coor da?" fragte sie heftig bewegt mit bebender Stimme, als Madame Newberry ihr die Thür öffnete.

„Noch nicht, beste Blancha; er wird aber kommen", entgegnete diese und geleitete sie in das Zimmer.

„Wird er auch sicher kommen? Ich muß und will ihn sprechen", nahm Blancha abermals das Wort.

„Ganz sicher. Er hat es meinem Manne versprochen", antwortete die Frau.

„Wenn er kommt, beste Newberry, so lassen Sie mich mit ihm allein, damit man Ihnen kein Zeugniß über meine Unterhaltung mit ihm abfordern kann."

„Gern thue ich, was Sie wünschen, gute Blancha; es schaudert mir aber, Sie mit diesem Menschen allein zu wissen. Seien Sie vorsichtig mit ihm, er könnte Ihr

Vertrauen mißbrauchen und Sie und Herrn Randolph verrathen."

„Nein, nein, gute Newberry. Auch der böſeſte Menſch thut gern etwas Gutes, wenn es ihm ebenſo viel einbringt als das Böſe; es iſt eine Wohlthat, eine Beruhigung für ſein Gewiſſen. Der Allmächtige hat mich mit dem Glück geſegnet, leicht Eingang in den Herzen der Menſchen zu finden; ich will dieſes harte, verſtockte Sünderherz erweichen, es ſoll ſich mitleidig meinen Bitten öffnen und ſein Blut freudig für das Leben meines Albert einſetzen. Sie werden es ſehen, beſte Newberry, dieſer feile Mörder, dieſer Mac-Coor iſt noch tauſendmal beſſer als dieſe herzloſen Menſchen, die Albert verdammten!"

Da erklang die Schelle. Blancha preßte erſchrocken beide Hände auf ihr Herz und die Frau ſah ängſtlich nach der Thür; es war aber nur ein Augenblick des Zögerns, dann ſchritt Blancha raſch in den Corridor hinaus und öffnete die Hausthür.

Wie vor dem Manne, der hereintrat, fliehend, eilte ſie in die Stube zurück und blieb, ſich nach ihm umſehend, erſt vor dem Kamin ſtehen.

Ein nicht ſehr großer, muskulös gebauter junger Mann mit glänzend ſchwarzem Lockenhaar und tief dunkeln Augen trat im ſchwarzen Frack in den Eingang des

Zimmers und verneigte ſich ehrerbietig mit den Worten: „Die Damen wollen entſchuldigen, wenn ich ſtöre, Herr Newberry aber ließ mich um dieſe Zeit hierher entbieten und Pünktlichkeit iſt meine Gewohnheit.“

„Ich, Blancha Dandon, bin es, Herr Mac-Coor, die Sie bitten ließ, hierher zu kommen, und ich danke Ihnen dafür, daß Sie meinen Wunſch erfüllten“, ſagte Blancha mit freundlichem Tone und ging dem jungen Manne einige Schritte entgegen. „Treten Sie näher und nehmen Sie Platz!“ fuhr ſie dann fort, indem ſie auf den Armſtuhl neben dem Kamin zeigte und ſich demſelben gegenüber in einen Seſſel niederließ. Zugleich winkte ſie mit den Augen ihrer Freundin zu, welche noch zögernd an der Thür ſtand, und als dieſelbe darauf das Zimmer verließ, hob ſie zu Mac-Coor gewandt wieder an:

„Setzen Sie ſich, Herr Mac-Coor, ich habe eine Bitte an Sie zu richten.“

Mac-Coor aber blieb in ſeiner Stellung neben dem Armſtuhl, auf deſſen Lehne er ſeinen linken Arm ſtützte, ſtehen und ſagte:

„Es iſt nicht ſchwer, dieſe Bitte zu errathen, Fräulein. Ich war im Gerichtshaus, als Sie für Herrn Randolph vor die Schranken traten.“

Blancha erfaßte es eiskalt und vergebens rang ſie nach Worten, Mac-Coor aber kam ihr zu Hülfe, indem er fortfuhr:

„Es ist der schmählichste Mord, den man an Herrn Randolph begehen will. Er ist ein Ehrenmann und das Opfer des elendesten Brodneids. Die beiden Zeugen, welche aussagten, ihn mit der Mulattin am Flusse gesehen zu haben, waren falsch und durch einen hiesigen Advocaten erkauft, denselben, der mich zu gleicher Aussage dingen wollte. Ich wies seinen Antrag zurück, obgleich er ein hohes Gebot that."

„Gerechter Gott! dann steht es ja in Ihrer Macht, das über Herrn Randolph gefällte Urtheil umzustoßen und seine Unschuld an den Tag zu bringen", fiel ihm Blancha heftig in das Wort und streckte ihm ihre beiden Hände bittend entgegen.

„Das scheint so, Fräulein, und doch könnte es zu nichts führen. Der Advocat würde es ableugnen, da keine dritte Person sein Anerbieten mit anhörte, und außerdem hat er Mittel in Händen, um meine Glaubwürdigkeit mit Erfolg in Abrede zu stellen. Ich darf nicht gegen ihn auftreten."

„So sagen Sie mir, liegt es in Ihrer Macht, Herrn Randolph durch List oder durch Gewalt zu befreien, zu retten? Sie wurden mir genannt als ein Mann, der vor keinem Unternehmen zurückschrecke. Ich besitze die Mittel, Sie zu belohnen", sagte Blancha entschlossen.

„Gewalt würde sofort seinen sichern Untergang nach sich ziehen. Man spricht von einem solchen Vorhaben seiner Freunde; bei dem ersten Versuch aber, ihn gewaltsam zu befreien, wird man ihn im Gefängniß tödten und einen Aufstand dadurch im Aufkeimen ersticken. Es sind hierzu bereits die nöthigen Vorkehrungen getroffen und Aufträge gegeben worden. List und Geld allein sind die Mittel, womit man es wagen darf, ihm zu Hülfe zu kommen", entgegnete Mac-Coor und sah, die Rechte langsam in den Busen schiebend, sinnend vor sich nieder.

„Das Geld dazu ist in meiner Hand und um Ihre Hülfe flehe ich Sie an", sagte Blancha sich erhebend und trat, ihre Hände vor ihrer Brust faltend, dicht vor den gefürchteten Mann. „Sie thun ein gutes, ein edles Werk, ein Werk der Barmherzigkeit, für das der Allmächtige Ihnen seinen Segen nicht versagen wird. Helfen Sie, Herr Mac-Coor, auch mir werden Sie dadurch das Leben erhalten!"

„So wäre es möglich", sagte dieser nach einer Weile noch immer in Gedanken versunken und fuhr dann, seine dunkeln Augen auf Blancha heftend, fort: Ich bin bereit, Fräulein, das Unternehmen zu wagen, und hoffe, es wird gelingen, Sie selbst aber müssen mir dabei behülflich sein."

„Mit Gefahr meines Lebens werde ich Alles wagen.

Was soll ich thun?" antwortete Blancha mit aufstrahlendem Blick.

„Ich habe oftmals eine Negerin Ihnen folgen sehen, ist sie treu und können Sie sich auf sie verlassen?"

„Unbedingt. Sie ist hier im Hause", entgegnete Blancha rasch.

„Bitte, lassen Sie dieselbe hereinkommen, ich möchte sie nur einen Augenblick sehen", sagte Mac-Coor mit einer Verneigung, worauf Blancha die Schelle zog und der eintretenden Dienerin auftrug, Susanna in das Zimmer zu senden. Wenige Augenblicke nachher erschien die Negerin, Mac-Coor trat neben sie, maß sie mit den Augen und hieß sie dann sich wieder entfernen. Darauf wandte er sich abermals zu Blancha und sagte:

„Sie ist beinahe so groß wie ich und wird ganz meinem Zweck entsprechen. Es ist Ihnen bekannt, Fräulein, daß es Ihnen frei steht, Herrn Randolph in seiner Haft zu besuchen. Machen Sie von diesem Rechte morgen und übermorgen Gebrauch und zwar gegen Abend und nehmen Sie die Negerin mit in seine Zelle. Lassen Sie sie dabei einen Sonnenhut mit langem Schirm aufsetzen, damit möglichst wenig von ihrem Gesicht zu sehen ist, und versorgen Sie dieselbe mit einem recht großen Tuche. Man gestattet Ihnen vorzugsweise gern den Eintritt zu dem Gefangenen. Dessen Wärter

wird schon von selbst, sicher aber auf Ihren Wunsch das Zimmer verlassen und durchaus nicht unwillig sein, zur Belohnung dafür einige Goldstücke von Ihnen beim Abschied zu empfangen. Auch den andern Wärtern, welche die Thüren für Sie öffnen, lassen Sie eine solche Belohnung zukommen. Auf dem Rückweg bitte ich dann mir hier im Hause, wo ich Sie erwarten werde, eine Unterredung zu gestatten. Ich hege die beste Hoffnung für das Gelingen des Unternehmens und erlaube mir nun auch die Frage, Fräulein, wie viel die Freiheit und Sicherheit des Herrn Randolph Ihnen werth sein wird."

Bei diesen letzten Worten machte Mac-Coor eine höfliche Verbeugung und setzte noch hinzu: „Ich wage meine eigene Freiheit und Sicherheit."

„Einen Preis kann ich nicht dafür bestimmen, Herr Mac-Coor. Nennen Sie ihn selbst, hoffentlich werde ich im Stande sein, ihn zu zahlen", entgegnete Blancha mit einem bittenden Blick.

„Für die Bemühungen, Herrn Randolph dem Tode zu weihen, erhielt der Advocat Rammon zehntausend Dollars; ich denke, die Rettung vom Tode wird ebenso viel werth sein", versetze Mac-Coor leichthin.

„Ich verbürge mich mit meinem Worte, mit meiner Ehre, Herr Mac-Coor, Ihnen diesen Betrag auszuzahlen, sobald Herr Randolph in Sicherheit ist", ant-

wortete Blancha, in wachsender Hoffnung tief aufathmend, und setzte sehr bewegt noch hinzu: „Auf meine Dankbarkeit aber dürfen Sie rechnen, solange ich lebe!“

„Und ich werde mir Ihren Dank verdienen, Fräulein. Ich will Herrn Randolph retten oder mit ihm untergehen. Es ist nicht oft, daß meine Hülfe zu einer guten That gesucht wird“, sagte Mac-Coor und gab Blancha nun noch mancherlei Winke, wie sie sich bei ihren Besuchen in dem Gefängniß verhalten solle. „Nun muß ich aber gehen und meine Freunde aufsuchen für den Fall, daß ich ihrer bedürfen sollte“, versetzte er schließlich, verneigte sich ehrerbietig und entfernte sich mit dem Versprechen, am folgenden Abend sich wieder hier einzufinden.

Erst nach Mitternacht suchte Blancha das in vergangener Nacht nicht von ihr berührte Lager, geistig und körperlich erschöpft sank sie darauf nieder, doch die Bilder, die ihr die aufgekeimte Hoffnung vorspiegelte, wurden immer freundlicher und bald führte sie der mitleidige Schlaf im Traume an das Herz des Geliebten.

Lange Zeit hatte am folgenden Morgen Susanna an dem Lager ihrer Herrin gestanden und die glückliche Ruhe auf deren bleichem Antlitz hatte ihre Augen mit Thränen gefüllt; es war ja nur ein Traum, der diese Ruhe hervorbrachte, und mit Bangen harrte die treue

Dienerin des Augenblicks, wo ihre Herrin erwachen und die gräßliche Wirklichkeit wieder vor sich sehen würde.

Jetzt trat Susanna zurück, denn Blancha bewegte sich und schlug die Augen auf. Kaum aber war sie vollständig erwacht, als sie ihr Antlitz in dem Kissen verbarg und bitterlich zu weinen begann.

„Weinen Sie nicht, Fräulein; hoffen Sie, daß noch Alles gut werden wird. Der Allmächtige steht Ihnen sicher bei", sagte die Sklavin, ihre eigenen Thränen bezwingend, und neigte sich zu ihrer Herrin nieder, diese aber trocknete ihre Augen und erhob sich schnell von ihrem Lager. Die machtlose Ergebung in ihr namenloses Unglück, welche sie beim ersten Erwachen übermannte, wich vor der Hoffnung, die Mac-Coor in ihr belebt hatte, und der Gedanke, daß sie an diesem Abend selbst den Geliebten wiedersehen, selbst schon etwas für seine Rettung thun solle, richtete sie auf und fachte ihre Willens-, ihre Lebenskraft von neuem an. Bedenklichkeiten, Rücksichten gab es auf dem Wege zu diesem Ziele nicht mehr für sie, und selbst die Möglichkeit, daß ihr Vater ihr hindernd entgegentreten könne, schreckte sie nicht, da sie entschlossen war, äußersten Falls von seiner Gewalt sich loszusagen.

Nach beendigtem Frühstück, als Susanna das Zimmer verlassen hatte, verschloß Blancha die Thür und

öffnete dann in ihrem Secretär ein geheimes Fach, deſſen Vorhandenſein nur ihr ſelbſt bekannt war. Sie nahm viele Werthpapiere aus demſelben hervor, unter denen ſich auch die zwanzigtauſend Dollars befanden, welche Albert ihrem Vater gerettet und dieſer ihr zum Geſchenk gemacht hatte. Außerdem enthielten die Papiere kleinere Kapitalien, welche Blancha von ihren ſeligen Mutter geerbt hatte, und dann auch die von ihrer Zinſen zurückgelegten eigenen Erſparniſſe. Obige zwanzigtauſend Dollars, welche in ſtädtiſchen Obligationen beſtanden, verbarg Blancha in ihrem Kleide, legte die andern Papiere wieder in das geheime Fach und verſchloß den Secretär.

Sie hatte dabei fortwährend das Haus des Herrn Newberry bewacht, weil die Zeit ſich nahte, wo derſelbe ſich gewöhnlich nach ſeinem Geſchäftslokal begab, denn ſie wünſchte ihn vorher noch zu ſprechen. Schnell ſetzte ſie nun ihren Hut auf, warf einen leichten Seidenſhawl um und eilte hinüber zu Newberry, dem ſie in dem Augenblick, als dieſer das Haus verlaſſen wollte, begegnete.

„Ich habe eine Bitte an Sie, Herr Newberry“, ſagte ſie, indem er ſie in das Zimmer geleitete. „Sie ſollen mir die zwanzigtauſend Dollars ſtädtiſche Obligationen, welche Sie die Güte hatten, mir damals anzuſchaffen, als mein Vater mir das Kapital ſchenkte, in

Banknoten umsetzen. Ich werde, wie Sie wissen, hoffentlich das baare Geld bald nöthig haben."

„Gott gebe, daß Sie desselben bedürfen", entgegnete Newberry. „Es sind aber doch nur zehntausend Dollars, die dieser Mac-Coor für die Befreiung des Herrn Randolph verlangt?"

„Ganz recht. Doch wenn der Himmel mir dabei gnädig ist, so werde ich das übrige Geld auch gebrauchen", fuhr Blancha tief bewegt fort. „Wechseln Sie mir die ganze Summe in Noten zu fünfhundert Dollars um, nur eine Note lassen Sie sich in kleinem Gelde geben."

Während Blancha dies sagte, zog sie die Papiere aus ihrem Kleid hervor, entfaltete sie und zählte sie Herrn Newberry zu.

„Mögen sie die ersehnten Zinsen tragen, dann wird nie ein Kapital besser angelegt sein; Gott gebe seinen Segen dazu!" sagte Newberry mit innigster Theilnahme und verbarg die Papiere in seinem Rock. Dann fuhr er fort: „Wo soll ich Ihnen das Geld aushändigen?"

„Ich werde es gegen Abend hier selbst abholen", entgegnete Blancha, worauf Newberry sich auf den Weg machte, um den Auftrag auszuführen, jene aber zu dessen Frau in das Erdgeschoß ging, wo dieselbe mit häuslichen Obliegenheiten beschäftigt war.

Nach kurzer Beſprechung mit Madame Newberry, wobei letztere die Hoffnung Blancha's mit allen ihr zu Gebote ſtehenden tröſtlichen Worten zu beleben ſuchte, verließ dieſe das Haus und begab ſich nach Portman's Wohnung.

Die ſchwarze Dienerin, welche ihr die Thür öffnete, geleitete ſie in das Empfangszimmer und entfernte ſich dann, um ſie bei ihrem Herrn zu melden.

Blancha war heftig ergriffen; der Augenblick vor den Schranken in dem Gerichtsgebäude, wo ſie Portman zuletzt geſehen hatte, ſtand mit ſeiner ganzen ſtürmiſchen Aufregung wieder lebendig vor ihrer Seele, ſie bebte und wankte und ließ ſich in einen Armſeſſel niederſinken. Es war ihr ſo beklommen, ſo eng um das Herz, mit angehaltenem Athem lauſchte ſie durch die ſie umgebende Stille nach dem Tritte des alten Herrn, und doch mußte ſie ihn ſehen, mußte ihm ihr Herz ausſchütten und mit ihm über die Rettung des Geliebten reden. Er kam immer noch nicht. Sollte er ſie nicht ſehen wollen? dachte Blancha und erhob ſich wieder aus dem Stuhl. Sie mußte ihn ſprechen! Da hörte ſie langſame Schritte durch den Corridor herankommen und gleich darauf trat Portman in den Salon.

„Mein Gott! Sie, verehrtes Fräulein!“ ſagte er faſt erſchrocken. „Die Negerin hat mir einen verkehrten

Namen genannt; wie kann ich mich entschuldigen, daß ich Sie habe warten lassen?"

„Keine Entschuldigung, Sie edler braver Mann; helfen Sie mir lieber Worte finden, um Ihnen meinen Dank, meinen heißesten Dank für Ihre Hochherzigkeit, Ihren Edelsinn auszusprechen, mit denen Sie sich meines unglücklichen Geliebten angenommen haben!" rief Blancha ihn unterbrechend, ergriff seine Hand und preßte, noch ehe er es verhindern konnte, ihre Lippen auf dieselbe, während ihre Thränen sie benetzten.

„Ruhig, ruhig, Sie edles Mädchen, noch ist nicht Alles verloren", sagte Portman tief ergriffen, indem er ihr seine Hand entzog, seinen Arm zärtlich um ihre Schultern legte und sie nach dem Armsessel führte.

„Herrn Randolph's Freunde mehren sich von Stunde zu Stunde", fuhr der alte Herr fort, indem er sich auf einem Stuhl neben Blancha niederließ. „Die Ueberzeugung von seiner Unschuld geht wie ein Lauffeuer von Haus zu Haus und seine Feinde werden es kaum wagen, uns entgegen zu treten, wenn wir mit Gewalt seine Freiheit fordern."

„Um Gotteswillen nicht!" rief Blancha erbleichend und erfaßte mit beiden Händen die Rechte Portman's. „Man wird ihn bei dem ersten derartigen Versuch in seinem

Kerker tödten. Die Weiſungen dazu ſind bereits gegeben. Um des Himmels willen keine Gewalt!"

Portman erſchrak ſichtbar und verſtummte, ſeinen Blick auf Blancha heftend, für einige Sekunden, dann ſagte er raſch:

„Das kann nicht ſein, Fräulein. Von wem erhielten Sie dieſe Kunde?"

Blancha fuhr zuſammen, ſie ſchaute erröthend vor ſich nieder und ſchwieg, Portman aber, der bemerkte, daß ſie die Quelle nicht zu nennen wünſchte, aus welcher ihr die Nachricht zugekommen war, fuhr beruhigter fort:

„Nein, nein, das iſt ja nicht möglich. Das Geſetz ſelbſt kann ja keinen Mord begehen und würde es doch thun, indem es dem Verurtheilten die Lebensfriſt abkürzte, die es ihm geſtatten muß. Bauen Sie auf mich, Fräulein. Sie ſollen ſehen, es geht Alles gut."

„Nein doch, verehrter Herr Portman, es wird nicht gut gehen, wenn man Gewalt gebrauchen will", fiel ihm Blancha außer ſich in das Wort. „Man wird Herrn Randolph tödten. Mac-Coor hat es mir geſagt!"

„Mac-Coor?" ſtieß Portman zurückfahrend aus. „Mac-Coor, der Bandit?"

„Ja, Herr Portman. An den Banditen habe ich mich gewandt, um das Leben des Geliebten gegen Mörder zu ſchützen!" rief Blancha entſchloſſen, und wie

Wetterleuchten blitzten Ihre Augen dem Alten entgegen.

„Dann haben Sie ihre eigene Sicherheit in die Hand des gefährlichsten Menschen gelegt. Mac-Coor wird Sie an die Feinde Randolph's verrathen", versetzte Portman ängstlich.

„Das wird er nicht, mein Gold wiegt so schwer wie das unserer Feinde und eine gute That ist leichter gethan als eine böse. Mac-Coor will Randolph retten oder mit ihm untergehen!" entgegnete Blancha begeistert und theilte Portman nun mit, was der Bandit ihr aufgetragen hatte, zu thun.

Portman schwieg und schaute sinnend vor sich hin, nach einer Weile aber sagte er:

„Es wäre nicht unmöglich, daß dieser Mensch es ehrlich meinte, und nicht unmöglich, daß er sein Versprechen ausführte; er ist einer der gewandtesten Gauner, denen ich im Leben begegnet bin."

„So stören Sie ihn in dem Versuche nicht; die Gewalt bleibt ja immer noch ein letztes Mittel", bat Blancha, indem sie die Hand des Alten ergriff.

„Freilich, freilich, es wäre so besser für den Fall, daß man solche Vorkehrungen gegen eine gewaltsame Befreiung Randolph's getroffen hätte. Dieser Mac-Coor weiß mehr als andere Leute", versetzte Portman, wie zu

einem Entſchluß kommend, und nach einigen Augenblicken fuhr er entſchloſſen fort:

„So ſteht unſere Hoffnung nun auf zwei Stützen. Gebe der Himmel, daß das gute Werk durch Ihre Vermittlung gekrönt werde!“

Dann rieth er Blancha noch, Niemand weiter in das Geheimniß zu ziehen, und verſicherte ihr, daß er für den Nothfall mehr wie hinreichend Freunde ſtellen werde, um die Befreiung Randolph's durchzuſetzen.

Mit neuer Hoffnung belebt, verließ Blancha unter Thränen des Dankes den treuen väterlichen Freund ihres Albert und kehrte nach Hauſe zurück, um dort in Sehnſucht und Bangen die Stunden bis zum Wiederſehen des Geliebten ihrer Seele zu verbringen. Endlich, endlich neigte ſich der Tag und die Sonne ſtand nahe über dem endloſen Urwalde an der Weſtſeite des Miſſiſſippi, als Blancha in Schwarz gekleidet und von Suſanna gefolgt über den Platz nach Newberry's Wohnung eilte. Herr Newberry harrte ihrer bereits mit dem Gelde, welches er für ſie eingewechſelt hatte, und überreichte es ihr mit dem nochmaligen Wunſche, daß es ſegensreiche Zinſen tragen möchte. Blancha empfing es dankend, verbarg es in ihrem Kleide und bat dann Herrn Newberry, einen verſchloſſenen Wagen für ſie kommen zu laſſen, der ſie nach dem Gefängniß bringen ſolle. Während der

freundliche Mann sogleich selbst davoneilte, um ihren Wunsch zu erfüllen, suchte Madame Newberry ihr Muth für die Ausführung ihrer Aufgabe einzuflößen und erklärte, daß sie selbst mit ihrem Gemahl Blancha bis nach dem Gefängnisse begleiten werde, um ihr dort behülflich zu sein, ohne Schwierigkeiten Einlaß zu bekommen. Herr Newberry, sagte sie, wäre persönlich mit dem ersten Beamten des Hauses bekannt.

Bald darauf kam Newberry mit dem Wagen vorgefahren, die beiden Damen nahmen mit ihm darin Platz, Susanna setzte sich zu dem schwarzen Kutscher auf den Bock und fort ging es in gestrecktem Trabe durch die Stadt dem Gefängnisse zu.

An dem Thore angelangt, welches durch die hohe Mauer in den großen Hof führte, der das Gefangenhaus rund umgab, verließ Herr Newberry den Wagen, zog die Schelle und bat den Wächter, der die kleine Pforte öffnete, er möge den Inspector Huskin in seinem Namen bitten, auf einige Augenblicke zu ihm zu kommen. Der Wächter schloß den Eingang wieder, und kurze Zeit darauf erschien der Inspector. Aus der Pforte tretend, erkannte er sogleich Newberry und sagte freundlich:

„Ah, Herr Newberry! Wie komme ich zu dieser Ehre?“

„Es ist nicht für mich, bester Herr Huskin, daß

ich Ihre Güte in Anſpruch nehme; es iſt für eine Dame, der Sie ſicher gern eine Gefälligkeit erzeigen werden", entgegnete Newberry, den Mann begrüßend, und drückte ihm mit Herzlichkeit die Hand.

„Für eine Dame?" wiederholte dieſer, indem er ſeinen Blick auf den verſchloſſenen Wagen richtete. „Womit kann ich denn derſelben dienen?"

„Der Name wird es Ihnen ſchon ſagen", fuhr Newberry fort. „Es iſt Fräulein Blancha Dandon, die ſich mit einer Bitte an Sie wendet."

„Fräulein Dandon?" verſetzte Huskin überraſcht. „Wohl weiß ich es, weshalb ſie hierher kommt. Wer wollte ihr nicht gern gefällig ſein!"

Hier ſchwieg der Inſpector einen Augenblick und ſagte dann:

„Es iſt zwar gegen Vorſchrift, nach Sonnenuntergang noch Beſuch zu dem Verurtheilten einzulaſſen, mit Fräulein Dandon aber wird man ſich wohl eine Ausnahme erlauben dürfen. Offen geſagt, bei hellem Tage, wo viele Menſchen hier ein und aus gehen, würde es nicht einmal ganz paſſend für die junge Dame ſein, einzutreten."

Bei dieſen Worten ſchritt der artige Mann an den Wagenſchlag, öffnete denſelben und ſagte, ſich ehrerbietig verneigend:

„Gern, hochgeehrtes Fräulein, erfülle ich Ihren Wunsch, obgleich meine Dienstpflicht es mir eigentlich nach Sonnenuntergang untersagt. Ich halte es als Christ für meine Pflicht, dies Werk der Liebe zu unterstützen."

Hiermit reichte er Blancha die Hand und war ihr behülflich, den Wagen zu verlassen, während Madame Newberry ihr folgte und sich im Aussteigen die Augen trocknete.

„Der Allmächtige wird Sie mit seiner Barmherzigkeit, seinem Segen dafür belohnen", sagte Blancha, ihre Thränen bekämpfend, zu dem Manne und legte ihre gefalteten Hände aufs Herz. Dann fuhr sie in bittendem Tone fort:

„Meine Dienerin Susanna darf mich wohl begleiten und mit mir bei Herrn Randolph eintreten?"

„Natürlich darf sie das, Fräulein. Wollte Gott, ich könnte Ihnen mehr gewähren als dieses!" sagte Huskin tief bewegt und begegnete dem dankstrahlenden Blick des unglücklichen Mädchens.

„Soll der Wagen Sie hier erwarten, Fräulein?" fragte Newberry.

„Ach nein, Susanna ist ja bei mir, ich gehe lieber zu Fuße nach Hause", entgegnete Blancha, drückte dann ihrer Freundin zum Abschied die Hand, grüßte deren

Gatten und wandte sich nun der Pforte zu, durch welche sie, von Susanne gefolgt, mit dem Inspector eintrat.

Es war düster geworden; öde und still lag der weite Hof um das Gebäude, an dessen Fenstern Blancha's Blick suchend hin und her schweifte und vor denen sie schaudernd die starken Eisenstäbe erkannte. Da schritt der wachthabende Posten mit der Büchse im Arm auf seinem Rundgang um das Gefängniß hinter dessen Seite hervor und Blancha verhüllte schnell ihr Gesicht mit dem Schleier.

Bebenden Schritts ging sie neben dem Inspector her. Bald hörte sie das Pochen ihres eigenen Herzens, bald setzte dasselbe seine Schläge aus, der Athem stockte in ihrer Brust und es war ihr, als müsse sie zusammensinken; im nächsten Augenblick aber durchströmte sie wieder neue Kraft bei dem Gedanken an das nahe Wiedersehen des Geliebten und sie hätte die Schritte des Mannes an ihrer Seite beflügeln mögen.

Der Eingang war erreicht, die starke Thür öffnete sich und Huskin ließ mit einer Verbeugung Blancha vor sich eintreten, dann wandte er sich ihr folgend zu dem Thürwächter und sagte, auf die hinter ihm gehende Susanna zeigend:

„Untersuchung ist bei dieser nicht nöthig, sie ist Fräulein Dandon's Dienerin."

Hierauf geleitete er Blancha nach dem erſten Stock, zog dort an der verſchloſſenen Gangthür die Schelle und gab dem ſie öffnenden Thürwächter eine gleiche Weiſung in Bezug auf die Negerin. Auch im zweiten Stock, wohin er Blancha führte, überhob er den Wärter der Verpflichtung, die Dienerin zu unterſuchen, ob ſie irgendwelche unerlaubte Gegenſtände bei ſich trage, und ſchritt nun in dem langen Corridor voran bis an eine ſchwer mit Eiſen beſchlagene Thür. Hier blieb er mit dem Wärter ſtehen, wandte ſich zu Blancha und ſagte:

„Dies iſt die Zelle des Herrn Randolph, Fräulein. Wünſchen Sie bei ihm angemeldet zu werden?“

„Nein, ich danke ſehr. Ich will mich ſelbſt anmelden“, entgegnete Blancha mit bebender Stimme, indem ſie zitternd den Thürgriff erfaßte. „Vorher aber ſage ich Ihnen, verehrter Herr, für die Barmherzigkeit, die Sie an mir üben, meinen tiefinnigſten, heißeſten Dank.“

„Iſt keines Dankes werth, Fräulein; ich that nicht mehr als Menſchenpflicht. Sollten Sie heute oder ſpäter noch meiner Dienſte bedürfen, ſo bitte ich mich durch den Wärter benachrichtigen zu laſſen.“

Hierbei verneigte ſich der Inſpector, ſagte dann dem Diener leiſe einige Worte und ging nun eilig in dem Corridor zurück, während Blancha mit zitternder Hand die Thür der Zelle öffnete.

Albert ſtand in der Fenſtervertiefung, mit der Schulter gegen den Fenſterrahmen gelehnt, ſeine gefalteten Hände hingen vor ihm herab, ſein Haupt war hintenüber an die Wand geſunken und ſein Blick folgte den Wolken, die eilig über ihm am Himmel da hinzogen. Da hörte er die Thür ſich öffnen und erwartete den Wärter hereinſchreiten zu hören, der Tritt aber war ein faſt lautloſer, Albert ſah ſich nach der Thür um, trotz des Düſters der hereinbrechenden Nacht erkannte er eine Frauengeſtalt, die die Arme ausbreitete — „Blancha, Blancha!“ rief er mit einem herzzerreißenden, halberſtickten Schrei und hielt die Geliebte in ſeinen Armen, an ſeinem Herzen.

Es war ein Augenblick höchſter Seligkeit und tiefſter Verzweiflung, und hätte ſelbſt ein qualvoller Tod ſie jetzt erfaßt, ſo wären ſie glücklich geſtorben. Kein Wort, kein Laut kam über ihre Lippen, ihre Thränen floſſen ungehindert, und nur das leiſe Schluchzen der treuen Suſanna, welche die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, unterbrach die Stille. Lange Zeit ſtanden ſie ſo einander feſt umſchlingend da, die unglücklichen Liebenden, ohne ihrem Schmerze Worte zu geben, und der letzte Tagesſchein war verblichen, als Blancha zuerſt das Schweigen brach und ſagte:

„Ich bringe Dir Hoffnung, Albert!“

Dieſer aber ſchwieg und ſchloß, das Haupt ſchüttelnd, Blancha's Mund mit ſeinen Lippen.

„Doch, doch, Albert. Ich hoffe ja ſelbſt; laß mich Dir ſagen, worauf", hob Blancha wieder an; da klopfte es leiſe an die Thür, und indem dieſelbe ſich ein wenig öffnete, drang ein heller Lichtſtrahl in das kleine Zimmer. Albert trat raſch hinaus, empfing von dem Wärter eine brennende Lampe und trug ſie herein auf den Tiſch.

Suſanne hatte abermals die Thür zugedrückt, während Blancha ihren Arm um den Geliebten ſchlang und ſich mit ihm auf der Bank neben dem Tiſche niederließ.

„Nun höre, mein Albert, worauf ſich meine Hoffnung gründet", hob Blancha wieder an, indem ſie ihre Thränen zu bemeiſtern ſuchte. „Ich habe mir den Beiſtand eines Mannes gewonnen, deſſen Name Dich vielleicht erſchrecken wird, den aber auch Dein beſter, treueſter Freund, der alte Portman, für befähigt hält, Deine Rettung zu vollbringen. Es iſt Mac-Coor."

„Mac-Coor?" wiederholte Albert langſam und ſinnend. „Mac-Coor iſt ein gefährlicher Menſch und doch habe ich auch Gutes von ihm gehört; er hat ſeine Freiheit, ſein Leben häufig ohne alles Eigenintereſſe für ſeine Freunde eingeſetzt. Was will er denn für mich thun? Wie will er mir zu Hülfe kommen?"

„Das weiß ich nicht, er hat mir aber gelobt, Dich zu retten oder mit Dir unterzugehen, und daß er es wirklich so meinte, habe ich in seinen Augen gelesen", antwortete Blancha mit erglänzendem Blick, drückte ihre Hände fest um Albert's Rechte und theilte ihm nun Alles mit, was Mac-Coor ihr aufgetragen hatte, ihm zu sagen und selbst zu thun. Dann berichtete sie auch ihre Unterredung mit Portman und schloß mit den Worten:

„Laß uns hoffen, Albert, Gott wird uns nicht verlassen! "

Wenn nun auch diese Hoffnung an schwachen Fäden hing, so belebte sie doch die Herzen der beiden Liebenden und ließ während ihres kurzen Zusammenseins die Verzweiflung nicht aufkommen. Zwar versiegten ihre Thränen nicht, kein Lächeln stahl sich auf ihre abgehärmten Züge, und kein frohes, freudiges Wort trat auf ihre Lippen, aber Worte des Trostes hatten beide für einander und Worte der Liebe, der Treue bis über das Grab hinaus.

Eilig und unbemerkt wie wenige Minuten war ihnen bereits eine Stunde verflossen, als Blancha zum Abschied noch einmal sich in die Arme des Geliebten schmiegte, noch einmal seine heißen Küsse empfing und ihre Thränen mit den seinigen vereinigte; dann wieder-

holte ſie nochmals, was ſie ihm im Auftrage Mac-Coor's geſagt hatte, hüllte ſich in ihren Shawl und ſchied von Albert ſchmerzdurchbebt, doch mit dem Verſprechen, am folgenden Abend wiederzukommen.

Als ſie in den Corridor hinaustrat, kam ihr der Wärter entgegen, um die Thür, welche aus dieſem Stock in den erſten hinabführte, für ſie zu öffnen.

„Ich danke Ihnen, Herr, für Ihre Güte", ſagte Blancha mit dem ſüßeſten Ton ihrer Stimme und drückte mehrere ſchwere Goldſtücke in die Hand des Mannes. „Bis morgen", fügte ſie ihn grüßend noch hinzu, indem ſie mit Suſanna die Treppe hinabſchritt, und wurde dann am Fuße derſelben von dem Wächter im erſten Stock empfangen. Auch dieſen ſowie gleichfalls den an dem Ausgange aus dem Hauſe belohnte ſie in derſelben freigebigen Weiſe, und als ſie dann den Hof durchſchritten und das Thor in der denſelben umgebenden Mauer erreicht hatte und der Pförtner ſie in die Straße hinausließ, beſchenkte ſie dankend auch dieſen reich und ſagte ihm, daß ſie am folgenden Abend wiederkommen und ſeine Güte abermals in Anſpruch nehmen werde.

Kurze Zeit, nachdem Blancha die Zelle Albert's verlaſſen hatte, trat deſſen Wärter in dieſelbe ein, um ihm ſeine letzten Dienſte für dieſen Tag zu widmen.

Albert lag, dem Zimmer den Rücken zukehrend,

zuſammengekauert auf ſeinem Bett, hatte ſeinen Kopf in den Kiſſen verborgen und bedeckte mit ſeinem Taſchentuch, welches er vor die Augen hielt, noch vollends das Geſicht, ſodaß von ſeinem Kopfe nichts zu ſehen war als ein Theil ſeines ſchwarzen Lockenhaares.

Der Wärter blieb einen Augenblick ſtehen und ſchaute mitleidig nach ihm hin, dann trug er Waſſer in das Waſchgefäß, holte eine Caraffine mit friſchem Waſſer zum Trinken und fragte Albert nun mit theilnehmendem, höflichem Tone, ob er noch einen Dienſt von ihm verlange. Albert aber gab ihm keine Antwort, änderte ſeine Lage nicht und winkte nur mit der Hand rückwärts nach dem Wärter hin, um ihm anzudeuten, daß er ihn verlaſſen ſolle.

Dieſer folgte ſchweigend dem Winke, indem er in Albert's Benehmen nur deſſen grenzenloſe Verzweiflung erblickte, trat in den Gang hinaus und verriegelte und verſchloß die ſtarke Thür.

Es war aber nicht die Verzweiflung, welche Albert in dieſer Weiſe auf das Bett niedergeworfen hatte, es war der Hoffnungsfunke, der ihm durch die Geliebte gebracht worden war, denn Mac-Coor hatte ihm dies Benehmen durch Blancha vorſchreiben laſſen. Kaum hatte der Wärter die Thür hinter ſich geſchloſſen, als Albert

von ſeinem Lager aufſprang, ſich in der Mitte des Zimmers auf die Kniee warf und mit erhobenen Händen zum Allmächtigen flehte, ihm mit ſeiner Barmherzigkeit beizuſtehen und ſeine Rettung gelingen zu laſſen.

Ende des dritten Bandes.

Digitized by Google

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang — 1866.

Zwölfter Band.

Saat und Ernte.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Saat und Ernte.

Roman

von

Armand,

Verfaſſer von „Bis in die Wildniß", „An der Indianergrenze", „Ralph Norwood" „Der Sprung vom Niagarafall" ꝛc. ꝛc.

Vierter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1866.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung vor.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erſtes Kapitel.

Am folgenden Abend war es noch etwas ſpäter geworden, als Blancha ſich mit ihrer Sklavin im Gefängniſſe einfand und von den verſchiedenen Thürwächtern mit größter Zuvorkommenheit begrüßt und begleitet wurde.

Diesmal trat Blancha dem Geliebten nicht mit Thränen entgegen, mit hellglänzendem Blick flog ſie an ſein Herz und verkündete ihm, in Seligkeit erbebend, mit flüſternder Stimme, daß morgen ſeine Rettung unternommen werden ſolle. Mac-Coor hatte ſie am Abend vorher bei ihrer Rückkehr zu Madame Newberry in ſeinen Rettungsplan eingeweiht, und mit aufjauchzender Begeiſterung theilte ſie Albert denſelben jetzt mit.

Dieſer hörte ihr mit wachſender Spannung zu, von Augenblick zu Augenblick ſteigerte ſich ſeine Hoffnung, und als ſie ihren Bericht beendet hatte, fielen ſie ſich mit den Worten: „Gott gebe ſeinen Segen dazu!“ in die Arme. Nun beſprachen ſie die Aus-

führung des Vorhabens hin und her, beredeten, was in den vielen möglicherweiſe eintretenden Zwiſchenfällen zu thun ſein würde, und dachten ſich ſo ſehr in das Gelingen des Unternehmens hinein, daß ihnen alle Bangigkeit aus dem Herzen ſchwand und ſie ſich ganz wieder dem Glücke ihrer Liebe hingaben.

Dennoch überwachte Blancha die Zeit und ſetzte nach Verlauf einer Stunde ſelbſt ihrem augenblicklichen Vergeſſen ein Ziel, indem ſie aufbrach und den Geliebten mit dem Troſte verließ, ihm am folgenden Abend als Rettungsengel zu erſcheinen.

Auf ihrem Wege aus dem Gefängniſſe ließ ſie abermals den Wärtern reiche Goldſpenden in die Hände gleiten und ſagte ihnen mit ihrer ſüßen Stimme Worte des Dankes.

Wieder warf ſich Albert, ſobald die Thür ſich hinter Blancha geſchloſſen hatte, auf ſein Bett und verbarg ſein Geſicht in Kiſſen und Tuch, und wieder erweckte er die Theilnahme des bald darauf eintretenden Wärters. Derſelbe blieb einige Augenblicke in der Mitte des Zimmers ſtehen, ſchaute auf den unglücklichen, dem Anſcheine nach verzweifelnden Verurtheilten nieder und ſchüttelte mitleidig den Kopf. Dann aber vollbrachte er die ihm obliegenden Dienſtleiſtungen für den Gefangenen, blickte nochmals traurig nach ihm hin und verließ, ohne ihn

weiter zu ſtören, das Zimmer, welches er wie gewöhnlich hinter ſich verſchloß.

Der erſehnte folgende Tag erſchien und mit raſtloſer Ungeduld verbrachte ihn Blancha in hundertfachem geiſtigem Durchleben der Ereigniſſe, welche an dieſem Abend ſtattfinden ſollten, immer aber blieb das Reſultat ihres Gedankenflugs, daß Albert gerettet war. Ihre Unruhe, ihre Aufregung ſteigerte ſich von Stunde zu Stunde, und als endlich die Sonne ſich neigte, da hatte ſie nirgends mehr Raſt, ſie ſchritt in ihrem Zimmer auf und nieder, als könne ſie dem Augenblick des Handelns entgegeneilen. Kaum aber verblich das Tageslicht und die Dämmerung legte ſich über die Stadt, ſo eilte ſie hochſchlagenden Herzens, von Suſanna gefolgt, zu ihrer treuen Freundin Newberry. Mac-Coor hatte ſich dort laut Abrede bereits eingefunden, und zwar war er durch die Hinterthür in das Haus gelangt.

„Es wird Alles gut gehen, Fräulein“, ſagte er, ſie mit einer Verbeugung begrüßend. „Verlaſſen Sie ſich unbedingt auf mich und handeln Sie ruhig und entſchloſſen, dann iſt kein Fehlſchlagen möglich. Nun an das Werk!“

Hierbei wandte er ſich zu Suſanna und dieſe reichte ihm ein zuſammengerolltes Kleid, daſſelbe, welches ſie an den beiden vorhergehenden Abenden getragen hatte.

Er warf nun ſchnell Rock, Weſte und Halsbinde ab und zog das lange Kleid der Negerin an, wobei ihm dieſe ſowie auch Blancha und Madame Newberry behülflich waren. Darauf nahm er einen auf dem Stuhle liegenden ſehr langen aufgerollten Strick und befeſtigte denſelben unter dem Kleide um ſeine Hüfte. „Das große Tuch wird meine unförmliche Geſtalt ſchon verbergen“, ſagte er lachend, nahm ein Büchschen aus ſeinem abgeworfenen Rock hervor, trat damit vor den Spiegel und rieb ſich mit der ſchwarzen Farbe, welche daſſelbe enthielt, das Geſicht, ſodaß es nach wenigen Augenblicken ebenſo ſchwarz war wie das der Sklavin ſelbſt. Dann rollte er ſein Beinkleid bis über die Kniee auf, ſodaß die weißen Strümpfe in den Frauenſchuhen, welche er trug, ſichtbar wurden. Sein lockiges ſchwarzes Haar ſtrich er nun zurück, ſetzte Suſanna's grauen Leinenhut auf, der vor ſeinem Geſichte weit vorſtand und deſſen Seiten in Falten bis auf ſeine Schultern herabhingen, ſodaß von ſeinem Antlitz wenig oder gar nichts zu ſehen war, und ließ ſich ſchließlich noch das große Wollentuch der Negerin umhängen. Indem er dann die ſchwarzen ledernen Handſchuhe anzog, drehte er ſich wohlgefällig vor dem Spiegel und ließ ſich durch die beiden Damen von allen Seiten beleuchten. „Suſanna, wie ſie leibt und lebt“, ſagte er lachend und machte dann einige Gänge auf und

ab durch das Zimmer, sodaß Blancha und Madame Newberry ihn verwundert ansahen, denn er ging ebenso wie Susanna und seine ganze Erscheinung war derselben vollkommen gleich.

Während dieser Zeit fuhr der bestellte Wagen vor das Haus. Mit einem halblauten „In Gottes Namen!" warf Blancha ihren Shawl um, drückte die Hand der Freundin zum Abschied gegen ihr Herz und wandte sich der Thür zu, indem sie zu Mac-Coor sagte:

„So lassen Sie es uns wagen."

„Nicht wagen, Fräulein, sondern vollbringen. Mit meinem Leben verbürge ich es Ihnen", antwortete Mac-Coor und trat zur Seite, um Blancha vorangehen zu lassen. Madame Newberry geleitete dieselbe zu dem Wagen, wünschte ihr dort mit einem Kusse noch des Himmels Segen und schloß dann den Schlag.

Mac-Coor hatte sich neben den Kutscher auf den Bock gesetzt und fort ging es eilig dem Gefängnisse zu.

Der Pförtner an dem Thore in der Mauer öffnete schon beim ersten Tone des heranrollenden Wagens die Pforte, beeilte sich, als derselbe anhielt, den Schlag zu öffnen, und verneigte sich tief vor Blancha, als diese ausstieg. Dann sprang er rasch voran bis an die Pforte, ließ Blancha und ihre vermeintliche Dienerin eintreten und geleitete sie dann bis an die Thür des

Hauſes. Das Geräuſch des Wagens hatte auch dort den aufmerkſamen Thürwächter bereits hervorgelockt, und Blancha trat ohne allen Aufenthalt mit Mac-Coor hinter ſich ein. So durchſchritten ſie auch die Thüren im erſten und zweiten Stock und wurden von Albert's Wärter nach deſſen Zelle geführt, wo dieſer mit einer Verneigung die Thür vor ihnen öffnete. Die Lampe brannte ſchon auf dem Tiſche und Albert trat mit dem Batiſttuch vor den Augen auf Blancha zu, als der Wärter mit einem wehmüthigen Blick nach ihnen die Thür hinter ihnen ſchloß.

„Gott der Allmächtige ſei gelobt!“ ſagte Blancha leiſe mit einem Athemzuge aus tiefſter Bruſt, ſank dem Geliebten in die Arme und barg die Thränen, welche die ſtürmiſche Aufregung ihr in die Augen drängte, an ſeiner Bruſt. Dann richtete ſie ſich auf, wandte ſich nach Mac-Coor um und ſagte:

„Wie ſollen wir Ihnen jemals unſere Schuld abtragen, wenn das Werk vollbracht ſein wird!“

Dabei trat ſie mit Albert nahe zu ihm hin, und beide reichten ihm aufs tiefſte ergriffen die Hand.

„Ich laſſe mich ja dafür bezahlen, Fräulein“, entgegnete Mac-Coor im Aufwallen ſeines beſſern Selbſt mit einem Ausdruck von Scham und ſetzte dann raſch noch hinzu: „Glauben Sie mir aber, ich würde für

Sie beide ganz daſſelbe gethan haben, wenn Sie nicht die Mittel beſeſſen hätten, mich zu erkaufen.“

„Soll Herr Randolph ſich aber nicht umziehen?“ fragte Blancha ungeduldig.

„Nein, nicht eher, als Sie gehen wollen, und Sie müſſen ungefähr dieſelbe Zeit einhalten wie geſtern“, entgegnete Mac-Coor und fuhr dann zu Albert gewandt fort:

„Sobald Sie ins Freie kommen, Herr Randolph, eilen Sie an dem Fluſſe hinauf bis nach deſſen erſter Biegung. Dort, wo die hohen Pappeln ſtehen, finden Sie ein Boot und einige meiner Freunde, welche Sie ſofort über den Fluß ſetzen werden. Einer derſelben wird Sie dann eine Meile am Waſſer hinauf zu einem Farmer, gleichfalls einem meiner Freunde, führen, wo Sie Alles finden, was zu einem langen, ſehr ſcharfen Ritte erforderlich iſt. Dort ruhen Sie ſich bis gegen Morgen, hoffentlich bin ich vor Tagesanbruch bei Ihnen. Sollte dies aber nicht der Fall ſein und es wird hell am Himmel, ſo brechen Sie auf, einer meiner Freunde wird Sie dann begleiten und Sie ſicher über den Sabineſluß nach Texas führen; dorthin reicht die Mörderhand unſerer Juſtiz nicht!“

„Wo ſoll ich Ihnen Ihren tauſendfach verdienten Lohn dann zahlen?“ fragte Blancha.

„Ich werde von Texas aus, wohin ich selbst Herrn Randolph begleiten will, an Sie schreiben, Fräulein; ehe derselbe die Grenze überschritten hat, habe ich noch keinen Anspruch auf Belohnung", antwortete Mac-Coor.

„Nein, Herr", fiel ihm Blancha in das Wort. „Sobald Herr Randolph dieses Haus verlassen hat, können Sie über das Geld verfügen; ich trage es bei mir."

„Nun denn, Fräulein, so würde ich Ihnen dankbar dafür sein, wenn ich es in dieser Nacht empfangen könnte, ehe ich die Stadt verlasse; es würde Ihnen aber Ihre Nachtruhe rauben."

„Was ist die Ruhe einer Nacht gegen den Dank, den ich Ihnen schulde! Kommen Sie vor unser Haus, ich selbst werde Ihnen das Geld geben", versetzte Blancha sehr bewegt.

„Ich hoffe zwischen Mitternacht und ein Uhr bei Ihnen zu sein. Das Lebewohl, welches ich diesen Mauern zu sagen habe, ist ernster als das des Herrn Randolph", nahm Mac-Coor wieder das Wort und gab Albert dann noch vielerlei Lehren, wie er sich auf seiner Reise zu verhalten habe. Da klopfte es plötzlich an die Thür, alle drei fuhren zusammen; Blancha aber behielt ihre Geistesgegenwart, schlang ihren Arm um Albert's Nacken, hob ihr Batisttuch vor die Augen und wandte sich wie in Verzweiflung von der Thür ab, während Mac-Coor

auf dem hölzernen Stuhle neben dem Eingange zuſammenſank und den Kopf neigte, als ſei er eingeſchlafen. Die Thür wurde aber nicht geöffnet, ſondern das Klopfen nach einigen Augenblicken wiederholt, worauf Albert mit dem Tuch vor den Augen und wie vom Schmerz gebückt an dieſelbe trat und ſie öffnete. Der Wärter ſtand draußen und ſagte höflich: „Sollten Sie meiner bedürfen, ſo bitte ich, daß Fräulein Dandon nur die Gewogenheit haben möchte, an die Treppe zu gehen und dort die Schelle zu ziehen. Ich muß mich auf einige Minuten in den erſten Stock verfügen.“

„Ach nein, wir bedürfen Ihrer Dienſte ja nicht früher, als wenn Fräulein Dandon mich verlaſſen will, und eine halbe Stunde darf ſie mir doch wohl noch ſchenken“, ſagte Albert mit betrübtem Tone.

„Solange Sie wollen, Herr Randolph“, entgegnete der Wärter; „es ſoll Sie Niemand ſtören.“

Dann eilte er davon und Albert machte die Thür zu.

„Nun raſch, jetzt iſt es Zeit“, ſagte Mac-Coor aufſpringend, warf Hut, Tuch und Kleid von ſich und löſte den Strick von ſeinen Hüften, den er ſchnell in dem Bette verſteckte.

Während Blancha mit großer Eile Albert das Kleid ihrer Negerin anzog, ſchlüpfte Mac-Coor in deſſen abgeworfenen Rock, ließ ſeine Beinkleider wieder herunter

und trat in Albert's Pantoffeln, indem er dieſem ſeine Frauenſchuhe hinſchob. Die Anzüge waren in wenigen Minuten gewechſelt, Mac-Coor hatte ſich ebenſo ſchnell das Geſicht wieder weiß geputzt, nahm dann das Büchschen zur Hand und färbte Albert das Geſicht rabenſchwarz. Der Leinenhut wurde dieſem aufgeſetzt, das Tuch umgehangen, und er war zur Flucht bereit. Mac-Coor hatte einige kleine eiſerne Sägen und eine Anzahl feiner Stahlblätter aus ſeiner Taſche hervorgenommen und ſie bei dem Stricke im Bette verborgen, dann bat er Blancha, ſich zum Aufbruch bereit zu machen und trat nun an die Thür, öffnete ſie ein wenig und lauſchte in den Corridor hinaus.

„Sobald der Mann kommt, müſſen Sie gehen", ſagte er und hielt ſein Ohr an die Thürſpalte, doch hatte er ſich kaum hingebeugt, als er zurückſprang und flüſternd rief:

„Fort, fort! Er kommt."

Dann verkleinerte er die Flamme in der Lampe, nahm ſein Batiſttuch in die Hand und warf ſich in derſelben Weiſe, wie Albert es zu thun pflegte, auf das Bett.

Blancha aber öffnete langſam die Thür und trat hinaus in den Corridor dem heranſchreitenden Wärter entgegen, während Albert in Suſanna's Kleidern ihr auf dem Fuße folgte.

„Ich danke Ihnen, Herr", ſagte Blancha an der Treppe zu dem Wärter und ließ das Gold freigebig in ſeine Hand fallen, worauf dieſer ſie bis zu ſeinem Collegen im erſten Stock begleitete, der ſie wiederum dem Thürſchließer des Hauſes überantwortete.

In dem Augenblick, als ſie mit Albert in den Hof hinaustrat und noch das Licht aus der offenen Thür auf ſie fiel, ſchritt der Wachtpoſten heran und blieb, ſie beide muſternd, ſtehen. Blancha erbebte, es lief ihr eiskalt durch die Glieder, dennoch verließ ſie ihr Muth nicht, ſie wandte ſich im Vorwärtsſchreiten zu Albert um und ſagte mit lauter Stimme:

„Laß uns eilen, Suſanna, es iſt ſchon ſpät", worauf Albert nahe hinter ſie ſchritt und die Entfernung von der neugierigen Schildwache ſchnell vergrößerte.

Der Thorwächter harrte ihrer bereits an dem Pförtchen, Blancha konnte, als ſie ihm das Gold in die Hand legte, kaum noch die Worte: „Ich danke Ihnen, Herr!" hervorſtammeln, denn noch ein Schritt weiter und der Geliebte ihrer Seele war gerettet. Und ſchnell war dieſer Schritt gethan, die Pforte ſchloß ſich und Blancha warf ſich Albert in die Arme.

„Halte mich aufrecht, Albert, ich ſinke zuſammen", ſagte ſie erſchrocken, die Machtloſigkeit fühlend, die ſie

plötzlich überkam, doch Albert hielt sie fest umschlungen und flüsterte ihr zu:

„Ich trage Dich von hier, Blancha!“

„Nein, nein, Albert, es geht schon vorüber. Gott Lob, es war nur die Aufregung“, versetzte sie und holte, sich emporrichtend, tief Athem. Dann that sie mühsam und wankend einige Schritte vorwärts, stützte sich fest auf den Arm des Geliebten und gewann nach wenigen Minuten ihre Kräfte wieder.

Sie beeilte ihre Schritte immer mehr, und immer weiter blieb die schwarze Masse des Gefängnisses hinter den Fliehenden in der Dunkelheit zurück, aber nicht nach der Stadt lenkten sie ihre eiligen Tritte, sie folgten einem Nebenweg, der um dieselbe führte und in die Straße am Flusse hinauf ausmündete. Ohne Rast eilten sie vorwärts, erreichten den Wald und gelangten auf dem Wege durch denselben bis nahe an die Straße, dorthin, wo Harry mit der Mulattin sich an jenem verhängnißvollen Abend hinter den Büschen verbarg, als Albert und Blancha lustwandelnd vor ihnen vorübergingen.

Hier hemmte Blancha plötzlich ihre Schritte und öffnete dem Geliebten ihre Arme, der sie auf dem Wege bis hierher wiederholt, aber vergeblich aufzuhalten gesucht hatte, um dem Gefühl seines Herzens Ausdruck zu geben.

Jetzt aber warf er sich vor ihr nieder, umklammerte

ihre Kniee und ſtammelte Dank zu ihr auf, doch Blancha zog ihn an ihr Herz empor und erſtickte ſeine Worte mit ihren Küſſen. In dem beſeligenden Gefühl, das gräßliche Verhängniß abgewehrt, das Schickſal überwunden zu haben, floſſen ihre Thränen zuſammen, und lange Zeit fehlten ihnen die Worte, ihr Glück ausſprechen zu können; dann aber dankten ſie dem Allmächtigen laut und aus tiefſter Seele für ſeine Gnade und flehten ihn um ſeinen fernern Beiſtand an. Nahe hinter dem Glücke aber, dem ſie ſich für den Augenblick hingaben, ſtand die Trennung für lange unbeſtimmte Zeit, und ſo ſehr ſie den Gedanken daran auch von ſich abwehrten, ſo drängte er ſich ihnen doch von Minute zu Minute mehr auf. Nur Worte der Liebe, der Treue kamen von ihren Lippen, und wieder und wieder verſicherte Blancha dem Geliebten, die Seinige werden zu wollen, ſobald es ihr die Rückſichten gegen ihren Vater geſtatten würden.

Da tönten die gleichmäßigen Ruderſchläge von einem unweit des Ufers auf dem Fluſſe hinabfahrenden Boote zu den Ohren der Liebenden und mahnten ſie daran, daß die Freunde Mac-Coor's auf die Ankunft Albert's warteten, um ihn über den Strom zu ſetzen.

„Ach, Albert, wir müſſen ſcheiden!“ hob Blancha an und ſchaute nach der dunkeln Flut hinüber, in der ſich die hellfunkelnden Sterne ſpiegelten. „Ehe wir aber

ſcheiden, habe ich noch eine Bitte an Dich, Geliebter, die Du mir gewähren mußt.“

Bei dieſen Worten zog Blancha zwei Paquete aus ihrem Kleide hervor und fuhr fort:

„In dieſem Papier befinden ſich tauſend Dollars in Banknoten von kleinen Beträgen, die Du während Deiner Reiſe benutzen willſt.“

„Aber, beſte Blancha, ſo viel Geld werde ich nicht gebrauchen, wenn ich auch ein Darlehn von einigen hundert Dollars von Dir annehmen muß“, fiel ihr Albert ſchnell in das Wort und weigerte ſich, ihr das Papier abzunehmen.

„Nein, nein, Albert, weiſe mich nicht damit zurück; Du mußt und ſollſt es nehmen. Wer weiß, wie nöthig Du es in der einen oder andern Weiſe brauchen könnteſt, um die Landesgrenze ſicher zu erreichen.“ Dabei zwang ſie es ihm in die Hand hinein und ließ ſeine Gegenrede durchaus nicht aufkommen. Nachdem Albert ſich endlich ihrem Willen gefügt und das Paquet auf ſeiner Bruſt verborgen hatte, nahm Blancha abermals das Wort und ſagte:

„Das Geld, welches Du meinem Vater gerettet haſt und welches er mir zum Geſchenk machte, iſt Dein Eigenthum, Albert, und Du mußt den Reſt, den ich noch davon beſitze, von mir annehmen. Es ſind noch

neuntauſend Dollars, die ich in dieſes Papier eingeſiegelt habe."

Hiermit ergriff Blancha die Hand Albert's und wollte ihm das Paquet hineinlegen, er aber zog ſie ſchnell zurück und ſagte mit mildem bittendem Ton:

„Unter keiner Bedingung, Blancha; muthe mir das nicht zu, es würde mich in meiner eigenen Achtung herabſetzen."

Dann aber ſchloß er ſie heiß und innig wieder an ſein Herz, als wolle er durch Liebkoſungen ſich ihre Verzeihung dafür erbitten, daß er ihr einen Wunſch nicht gewährt habe.

Wieder vergaßen ſie in ihrem beſeligenden Zuſammenſein die Gefahr, die ja immer noch drohend über Albert's Haupt ſchwebte, bis ſie abermals durch die Ruderſchläge vorüberfahrender Schiffer an den Abſchied gemahnt wurden.

„Laß uns nach Deinem Boote gehen, Albert, damit Du über den Strom kommſt, dort biſt Du ſchon der Gefahr ferner als auf dieſem Ufer", ſagte Blancha wie erſchrocken über ihr eigenes Zögern, ſchlang ihren Arm in den ſeinigen und eilte nun auf der Straße der nahen Biegung des Fluſſes zu, wo die hohen dunkeln Säulen der Pappeln den Landungsplatz der harrenden Freunde bezeichneten. Kaum traten ſie von der Straße ab der

Landſpitze zu, als eine Mannsgeſtalt ſich über das Ufer erhob und ihnen entgegentrat.

„Glück auf, Herr Randolph!“ ſagte der Mann in heiterem Tone. „Wir fingen an beſorgt zu werden, daß gegen alles Erwarten die Sache verkehrt gegangen ſein möchte. Wenn nur auch Mac-Coor glücklich durchkommt! Ich will vorangehen und Ihnen den Weg zeigen.“

Hiermit ſchritt der Mann auf dem Graſe hin bis an den Uferabhang, unter welchem das Schiff ſich ſchaukelte, und dort rief er einem ſeiner Kameraden zu, den Rock und den Hut für Herrn Randolph heraufzubringen. Dann wandte er ſich zu Blancha und ſagte:

„Dieſer Mann, Fräulein, wird Sie nach der Stadt zurückbegleiten; Mac-Coor hat ihn damit beauftragt.“

Gleich darauf ſprang ein junger Burſche auf das Ufer, reichte Albert, der ſchnell die Frauentracht von ſich warf, einen Rock und einen Hut, nahm dann die abgelegte Kleidung vom Boden auf und ſtellte Blancha ſeine Dienſte zur Verfügung.

„Wenn es nun gefällig iſt, Herr Randolph, ſo wollen wir fahren, denn wir müſſen wieder hierher zurückkommen, um Mac-Coor überzuſetzen, und er dürfte leicht in größerer Eile hier erſcheinen als Sie. Der Strom iſt ſtark und die Fahrt wird viel Zeit koſten“, ſagte der Mann von vorher zu Albert, wäh-

rend dieſer eben ſein letztes, herzzerreißendes Lebewohl an Blancha gab. Es war ein ſchwerer Abſchied und dennoch ein beglückender, denn es war ein Abſchied an den Tod bei Rückkehr in das Leben. Trennen aber konnten die Liebenden ſich immer noch nicht, bis der Mann aus dem Boote heraufrief: „Herr Randolph, es iſt die höchſte Zeit!“ worauf dieſer noch einmal die Geliebte an ſein Herz preßte und dann vom Ufer hinab in den Nachen ſprang.

„Lebe wohl!“ tönte es zwiſchen den eiligen Ruderſchlägen von der dunkeln Flut herauf und „Lebe wohl!“ antwortete Blancha mit bebenden Lippen und ſtreckte ihre Arme weit über den Abhang hinaus dem Schiffchen nach, das wie ein ſchwarzer Punkt über die dahinjagenden finſtern Wogen zu fliegen ſchien. Das Auge verlor bald den letzten Haltpunkt an dem fliehenden Geliebten, doch Blancha's Ohr lauſchte noch lange dem einförmigen Ton der Ruder, und erſt als deren letzter Klang auf der weiten Waſſerfläche in der Ferne ſich verlor, trat ſie in ſtummem Dankgebet zu dem Allmächtigen, von dem fremden Manne gefolgt, den Heimweg an.

Bald nachdem Blancha mit Albert das Gefängniß verlaſſen hatte, kehrte der Wärter nach der Zelle des Verurtheilten zurück und ſagte, indem er ſich der Thür nahte, halblaut vor ſich hin:

„Das arme Mädchen! Mit all ihrem vielen Gelde kann ſie doch ſein Leben nicht retten. Hinge es von mir allein ab, ich machte ihn frei; dann aber müßte es Gold regnen!“

Als er die Thür öffnete, fand ſein Blick den vermeinten Randolph wieder in Verzweiflung auf ſein Lager hingeſtreckt, den Kopf in dem Kiſſen vergraben und mit dem weißen Tuche auf dem Geſichte. Der Wärter trat leiſe auf, als wolle er ihn in ſeinem Schmerze nicht noch mehr durch ſeinen Tritt an ſeine Lage erinnern. Er beſorgte ſchnell und geräuſchlos, was ihm oblag, blickte dann noch einmal nach dem Unglücklichen zurück, dachte daran, daß die freigebige Dame nur noch wenige Beſuche hier machen könne, und verließ die Zelle. Kaum war der Schlüſſel aus dem ſtarken Thürſchloß gezogen, als Mac-Coor ſchon an dem Fenſter ſtand, daſſelbe leiſe öffnete und die vier ſtarken Eiſenſtäbe vor demſelben befühlte. Dann trug er ebenſo geräuſchlos die Bank unter das Fenſter, ſtellte ſich auf dieſelbe und ſtieg auf die Brüſtung, um mit dem Kopf bis oben in die Oeffnung zu gelangen und dadurch ſich einen Blick in den Hof zu verſchaffen. Er ſchien mit den Ergebniſſen ſeiner Unterſuchungen vollſtändig zufrieden zu ſein, ging nach dem Bett zurück und nahm eine der kleinen eiſernen Sägen, die er darin ver-

ſteckt hatte, aus demſelben hervor. Dann ſtellte er den hölzernen Stuhl an den Tiſch, ſetzte ſich an dieſem nieder und prüfte das feine Stahlblatt der Säge, welches aus einer Uhrfeder gemacht zu ſein ſchien.

Auch hiermit war er zufrieden, denn er legte das Werkzeug auf den Tiſch, ſchlug das eine Bein über, faltete ſeine Hände vor dem Knie und ſchwenkte ſeinen Fuß wie in gemüthlichem Gedankenſpiele auf und nieder. Nachdem er ſo eine Zeit lang ſinnend dageſeſſen hatte, zog er eine prächtige goldene Uhr aus der Taſche, ſah nach der Stunde, gähnte einigemal und begab ſich dann nach dem Bett zurück, auf dem er ſich der Länge nach ausſtreckte.

Es war erſt neun Uhr und er konnte noch zwei Stunden ſchlafen, denn vor elf Uhr durfte er nichts beginnen. Das Licht in der Lampe hatte er auch ſehr klein gemacht und ſo ſchloß er ſo unbekümmert, als ruhe er zu Hauſe in ſeinem eigenen Bett, die Augen und ſchlief bald ein.

Sein wachſamer Geiſt aber ließ ihn nicht eine Minute zu lange ruhen; es war, als hätte derſelbe über ihn gewacht und die Stunden gezählt, denn die Glocke in der Stadt hatte die elfte Stunde noch nicht ausgeſchlagen, als Mac-Coor plötzlich die Augen aufthat und mit leichtem Schwunge aus dem Bette ſprang. Er blieb in der

Mitte des Zimmers ſtehen, ſah auf ſeine Uhr, lauſchte eine Zeit lang ſcharf und ſtieg dann, nachdem er die Lampe unter den Stuhl geſetzt und die Bettdecke darüber gehangen hatte, auf die Bank, von wo er hinter den Eiſenſtäben zum Fenſter hinaus in den Hof blickte. Alles war ruhig und ſtumm, und nur von dem Fluſſe her wurde die Stille manchmal durch den krächzenden Schrei eines Reihers oder eines Waſſerraben unterbrochen. Mac-Coor ſtieg nun auf die Fenſterbrüſtung, um den Hof näher nach dem Hauſe hin überſchauen zu können. Hier ſtand er lange Zeit, unbeweglich hinabblickend; da ſchritt der Wachtpoſten mit der Büchſe auf der Schulter langſam unter dem Fenſter hin und verſchwand dann an der Seite des Gebäudes. Schnell glitt Mac-Coor hinab nach dem Tiſche, ergriff die eiſerne Säge und kehrte an das Fenſter auf die Bank zurück, wo er das ſcharfe Werkzeug in der Mitte der einen Eiſenſtange anſetzte und es dann mit Blitzesſchnelle hin und her bewegte. Die Zähne der Säge waren ſo fein, daß ihr Einſchneiden in die Eiſenſtange kaum zu hören war, dennoch hielt Mac-Coor von Zeit zu Zeit in ſeiner Arbeit inne, um auf den Tritt des Wachtpoſtens zu lauſchen. Sobald derſelbe an dieſer hintern Seite des Gefängniſſes erſchien, ſetzte ſich Mac-Coor auf die Fenſterbank, ſah lächelnd zu ihm hinab, bis er wieder um die

Ecke geſchritten war, und begann dann eilig abermals ſeine Arbeit. Noch vor Ablauf einer halben Stunde hatte er die Eiſenſtange durchſchnitten und begab ſich zu der Lampe, bei deren Licht er ein neues Stahlblatt in die Säge einſchraubte. Mit gleicher Anſtrengung und Vorſicht begann er nun den zweiten Schnitt am Fuße der Eiſenſtange, vollbrachte ihn in noch kürzerer Zeit als den erſten und legte das herausgeſchnittene Stück geräuſchlos auf den Fußboden nieder. Die Oeffnung zwiſchen den Stangen war jetzt vollkommen groß genug für Mac-Coor, um durch dieſelbe ſeine Flucht zu bewerkſtelligen, ehe er ſie jedoch antreten durfte, mußten ihm ſeine Freunde ihre Nähe anzeigen, denn ohne ihren Beiſtand konnte er die hohe Mauer, die den Hof umgab, nicht überſteigen. Mitternacht war die für ihr Erſcheinen verabredete Zeit, und zum Zeichen ihrer Gegenwart ſollte der wiederholte Ruf einer Eule dienen. Es hatte noch nicht zwölf geſchlagen, als Mac-Coor das lange Seil aus dem Bette hervorholte, deſſen Ende löſte und es an einem der Eiſenſtäbe im Fenſter befeſtigte, worauf er ſich auf die Brüſtung ſetzte und nach der Mauer hinüberſchaute. Die Nacht war ſternhell und geſtattete dem Auge, ziemlich weithin Gegenſtände zu erkennen, Mac-Coor konnte aber noch nichts von ſeinen Freunden auf der Mauer bemerken. Eben war der Wachtpoſten wieder unter dem

Fenſter vorübergeſchritten, da ſchlug es zwölf, und gleich nach dem letzten Glockenſchlage ertönte von der Mauer her der wimmernde Ruf einer Eule. Zugleich ſah Mac-Coor jetzt einen dunkeln Punkt ſich über die Mauer erheben und wieder verſchwinden, während der Eulenruf noch einigemal wiederholt wurde. Jetzt war die Zeit zur Flucht gekommen, nur mußte der Poſten noch einmal vorübergehen.

Mac-Coor lag zum Fenſter hinaus gebeugt und ſpähte nach der Seite des Hauſes hin, wo derſelbe wieder erſcheinen mußte, und berechnete zugleich die Zeit, welche dieſer zu ſeinem Rundmarſche bedurfte, um zu ermeſſen, ob er während derſelben ſeine Flucht ohne Schwierigkeit ausführen könne. Da trat der Mann mit der Büchſe links neben dem Gebäude hervor. Obgleich derſelbe diesmal ſeinen Weg ſehr ſchnell zurückgelegt hatte, wollte Mac-Coor dennoch die Flucht wagen.

Er hielt den loſe aufgerollten Strick in der Hand, und kaum war der Poſten rechts um die Ecke getreten, ſo ließ Mac-Coor das Seil aus dem Fenſter hinabfallen. Unglücklicherweiſe aber hatte ſich daſſelbe verſchlungen und erreichte nicht mit ſeinem Ende den Boden. Mac-Coor zog es haſtig wieder zu ſich herauf, löſte den verſchlungenen Theil mit möglichſter Eile und ließ es wieder in den Hof hinabfallen. Dann zog er ſchnell ein Paar

dicke wildlederne Handſchuhe an, die wie der Strick ſelbſt mit Colophonium beſtrichen waren, trat aus dem Fenſter hinaus, erfaßte das Seil mit beiden Händen und ließ ſich an demſelben in den Hof hinabgleiten. Mit den Füßen den Boden berührend, ſprang er von dem Hauſe weg und lief mit Sturmeseile über den weiten Hof der Mauer zu, auf welcher jetzt vier Mannsgeſtalten ſich hoch erhoben und ihm die Richtung bezeichneten, die er zu nehmen hatte. Kaum aber war er einige zwanzig Schritte vom Gefängniſſe entfernt, als ein Büchſenſchuß hinter ihm krachte und er, ſich umſchauend, den Poſten erkannte, der fliegenden Laufs hinter ihm herſtürmte. Alle Muskeln, alle Sehnen Mac-Coor's waren zum Zerreißen geſpannt, wie ein Blitz ſchoß er vorwärts der Mauer zu, zog aber im Dahineilen eine Piſtole und einen Dolch aus ſeinem Gürtel. Der Wachtpoſten, ein großer ſchlanker junger Mann, kam ihm indeß näher und näher, und als Mac-Coor die letzten Sprünge nach der Mauer thun wollte, hatte ihn ſein Verfolger bis auf wenige Schritte erreicht.

„Zurück, bei Ihrem Leben!“ ſchrie Mac-Coor ihm zu und wandte ſich von der Mauer mit gehobener Piſtole nach ihm um, im ſelbigen Augenblicke blitzte es aber von der Mauer herab und mit dem Knall des dort abgefeuerten Gewehrs ſtürzte der Poſten zuſammen.

„Schnell, Mac-Coor, hier iſt die Leiter!“ riefen ſeine Freunde von oben ihm zu; er erfaßte die Strickleiter, ſchwang ſich auf die Mauer und war wenige Minuten ſpäter, von ſeinen Freunden umgeben, im Freien.

Blancha ſaß am offenen Fenſter und ſchaute mit thränenfeuchten Augen zu den Sternen auf; es waren aber Glücksthränen, die ihnen entquollen, Thränen des Dankes, den ſie in ſtillem Gebet zum Himmel ſandte. Es war ihr ſo leicht, ſo wohl um das Herz, als ſei ihr eine erdrückende Laſt von demſelben genommen, und tief athmete ſie auf, als athme ſie die Freiheit des Geliebten. Da fiel ein Schuß, Blancha fuhr zuſammen, der Schall kam in der Richtung von dem Gefängniſſe her.

„Gott beſchütze Mac-Coor, er hat ſein Leben, ſeine Freiheit für Albert eingeſetzt“, ſagte ſie halblaut und faltete zum Himmel aufblickend die Hände vor ihrer Bruſt. Da krachte ein zweiter Schuß von dem Gefängniſſe her durch die ſtille Nacht.

„O Gott, ſei ihm gnädig, er hat eine gute That gethan!“ flehte Blancha wieder und ſah lauſchend nach der Gegend hin, wo das Gefängniß ſtand. Alles blieb aber jetzt ſtill und nur Trink- und Wirthshausgäſte belebten noch von Zeit zu Zeit die Straßen.

Blancha hatte ſich wieder am Fenſter niedergelaſſen und ſpähte immer unruhiger, immer beſorgter auf den

Platz hinab. Da sah sie aus der Straße gegenüber drei Männer eilig heranschreiten, von denen zwei in der Mitte des Platzes stehen blieben, während der dritte auf ihr Haus zukam. Es war Mac-Coor; Blancha erkannte ihn trotz des matten Lichts, welches die Laternen verbreiteten. Sie sprang vom Fenster weg zum Zimmer hinaus und öffnete nach wenigen Augenblicken die Thür des Hauses. Sie hatte sich nicht getäuscht, der Retter ihres Albert trat ihr mit den Worten entgegen:

„Das Glück ist mir günstig gewesen, Fräulein, und nun, da ich Herrn Randolph selbst begleiten kann, darf ich Ihnen für seine Sicherheit einstehen. Dennoch würde ich Sie nicht gebeten haben —"

„Es ist mein eigener Wunsch, Herr Mac-Coor, Ihnen diesen kleinen Theil meiner großen Schuld jetzt abzutragen. Hier ist das Geld, nehmen Sie es mit meinem endlosen Dank", fiel ihm Blancha ins Wort und reichte ihm ein versiegeltes Papier. Dann, nachdem Mac-Coor dasselbe in seinem Rock verborgen hatte, ergriff sie bewegt seine Hand und sagte:

„Schützen Sie meinen Albert, mein Gebet wird Sie begleiten und mein Dank wird Ihnen ewig gehören."

„Mit meinem eigenen Leben will ich es thun, seien Sie unbesorgt, Fräulein", entgegnete Mac-Coor tief er-

griffen, nahm dann ein Papier aus der Tasche hervor und reichte es Blancha mit den Worten hin:

„Hier, Fräulein, haben Sie eine Abschrift von einem Schreiben, welches ich in der Zelle des Herrn Randolph zurückgelassen habe; es wird zu Ihrer Sicherheit dienen.“

Während Blancha dasselbe erstaunt entgegennahm, fuhr er rasch fort:

„Jetzt muß ich eilen, die Minuten sind mir kostbar. Leben Sie wohl, Fräulein, und nehmen Sie das Versprechen von mir, daß Mac-Coor nie wieder eine schlechte That begehen wird.“

Blancha wollte ihm antworten, er aber sprang von ihr hinweg zu seinen beiden Gefährten und verschwand mit ihnen in der nächsten Straße. Blancha eilte nun in ihr Zimmer zurück und las dort auf dem Papier, welches ihr Mac-Coor gegeben hatte:

„Ich, Charles Mac-Coor, erkläre hiermit, daß ich mich in die Zelle des Herrn Randolph eingeschlichen und ihn befreit habe. Er war unschuldig; die beiden Zeugen, auf deren Aussagen er verurtheilt wurde, waren durch den Advocaten Hanley, der mich selbst zu diesem falschen Zeugniß dingen wollte, erkauft.“

Die Kunde von Albert's Flucht versetzte am folgenden Morgen die Einwohnerschaft von Natchez in große Aufregung; allenthalben traten die Leute zusammen, um

das Nähere darüber zu erfahren, und die Freunde ſowie die Feinde Albert's waren geſchäftig bemüht, die Aufregung zu ſeinen Gunſten oder zu ſeinem Nachtheil zu benutzen. Die ſchriftliche Erklärung Mac-Coor's aber, welche in der Zelle auf dem Tiſche vorgefunden worden und deren Inhalt man an allen Straßenecken anſchlug, wurde eine mächtige Waffe in den Händen von Albert's Freunden, und wenn es dem alten Portman auch nicht gelang, den darin verdächtigten Advocaten Hanley ſeitens des Gerichts gefänglich einziehen zu laſſen, ſo begannen doch Viele, welche von Albert's Schuld überzeugt geweſen waren, jetzt daran zu zweifeln. Das Gericht ſelbſt that ſeine Schuldigkeit und ſandte am frühen Morgen in allen Richtungen Kundſchafter aus, um die Spur des Flüchtigen ſowie die ſeines Retters ausfindig zu machen.

Zweites Kapitel.

Harry Williams lebte während dieſer Zeit als ein allgemein hochgeachteter, ſehr angeſehener Mann auf ſeiner reizenden Plantage am Bernardfluſſe und die ſchöne Mulattin Lucy, welche die Männerkleidung wieder gegen die Frauentracht umgetauſcht hatte, führte ihm den Haushalt. In ihrer Stellung ihm gegenüber war nicht viel geändert, denn wenn ſie auch nach dem Geſetze des Landes ebenſo frei war wie ein weißer Menſch, ſo blieb ſie doch in der That Harry's Sklavin und wurde von Jedermann als ſolche angeſehen. Ihr eigenes Benehmen aber gab hierzu die Hauptveranlaſſung, denn ſie nannte Harry vor den Leuten nie anders als ihren Herrn, trat immer nur als deſſen Dienerin auf und vermied es, ſich in der Gegenwart von Weißen niederzuſetzen. Sie that dies aber nicht etwa in dem ſklaviſchen Gefühl ihres eigenen geringen Werths, ſon-

dern ſie that es aus Liebe zu Harry, um Alles zu vermeiden, was ihm nur die kleinſte Unannehmlichkeit oder Verlegenheit hätte bereiten können. Ihr Glück war vollkommen und ſie hatte keinen Wunſch mehr, als ſich dieſes ihr Glück zu erhalten. Sie liebte Harry grenzenlos und unbedingt, und nichts in der Welt wäre im Stande geweſen, ihrer Liebe für ihn den mindeſten Abbruch zu thun.

So weit Harry's Selbſtſucht es erlaubte, liebte er auch ſie eben ihrer Liebe wegen und weil ſie ihm jeden Gedanken abzulauſchen ſuchte, um Alles ſo zu thun, ſo einzurichten, wie er es gern hatte. Ihre vielen Fähigkeiten, namentlich ihre Kochkunſt, kamen ihr in dieſem Beſtreben ſehr zu Hülfe, und die Reize ihrer ungewöhnlichen Schönheit hielten ſeine Aufmerkſamkeit auf ihr Thun und Treiben gerichtet. In ſeinem Hauſe herrſchte die größte Ordnung und Reinlichkeit, ſeine Zimmer waren an jedem Morgen mit friſchen Blumen geſchmückt, und mit der größten Sorgfalt überwachte Lucy die Thüren, Fenſter und Jalouſien, um ſie ſtets zur rechten Zeit zu öffnen oder zu ſchließen und dadurch immer die Luft in den Gemächern friſch und kühl zu erhalten. Kam Harry abends von einem Ritt nach Hauſe, ſo brachte ihm Lucy den leichten luftigen Schlafrock und die Pantoffeln, und wenn ſie ihm dann das Abendbrod gereicht

hatte und er ſich in dem Schaukelſtuhl vor dem Flackerfeuer im Kamin niederſetzte, ſank ſie vor ihm auf den Fußboden hin, unterhielt ſich, mit ihren wonneſtrahlenden Augen zu ihm aufſchauend, mit ihm oder legte glückdurchbebt ihr ſchönes Haupt auf ſeine Kniee und ließ ihn mit der Pracht ihrer glänzenden ſchwarzen Locken ſpielen. War er verſtimmt und ernſt, ſo nahte ſie ſich ihm ſehr vorſichtig und ſuchte durch ihren ſeelenvollen Blick, durch ein theilnehmendes herzliches Wort die Schatten von ſeiner Stirn zu verſcheuchen und ließ dann erſt ihren liebeglühenden Gefühlen freien Lauf. Ihr häuslicher Kreis war ihr irdiſcher Himmel, den ſie niemals verließ.

Harry dagegen war ſehr oft vom Hauſe entfernt, denn er war eine Hauptperſönlichkeit in der politiſchen Welt. Sein Ziel, Texas von Mexico getrennt und als ſelbſtſtändige Republik oder als Staat der Vereinigten Staaten zu ſehen, hatte er nie einen Moment aus den Augen verloren und raſtlos hatte er unter der amerikaniſchen Bevölkerung gearbeitet, ſowie keine Koſten geſcheut, um ſeine Anſichten, ſeine Wünſche zu allgemeinen zu machen. Die Unzufriedenheit der Texaner mit der Centralregierung in Mexico, welche unter dem durch Santa-Anna geſtürzten Präſidenten Buſtamente ſchon ſo ſehr groß geweſen war, hatte ſich nach Vereitlung der hochfliegenden Hoffnungen, die man in Santa-Anna

ſetzte, allgemein noch ſehr geſteigert, und deſſen wortbrüchiges, grauſames Verfahren gegen den texaniſchen Abgeſandten Auſtin hatte in allen Theilen des Landes Stimmen dafür laut werden laſſen, daß man ſich von Mexico trennen müſſe. Die endliche Freilaſſung Auſtin's und deſſen Rückkehr nach Texas hatten allerdings viel zur augenblicklichen Beruhigung der Gemüther beigetragen, dennoch blieb der Ausſpruch allgemein, daß es ſo, wie es ſei, nicht bleiben könne, nicht bleiben ſolle. Wie es aber werden müſſe, darüber waren die Anſichten noch verſchieden, und es hatten ſich zwei Parteien gebildet, von denen die eine für Verbleiben in dem mexicaniſchen Staatenverband, die andere für Austritt aus demſelben und für das Erheben von Texas zu einer ſelbſtſtändigen Republik ſtimmte.

Der Führer der erſten Partei war General Houſton, ein von der Natur zu einer der bedeutendſten Perſönlichkeiten ſeiner Zeit beſtimmter Mann. Er glaubte nicht, daß ſchon der Zeitpunkt für Texas gekommen ſei, um ein gewaltſames Losreißen von Mexico wagen zu dürfen, und verlangte nur Sicherſtellung der Conſtitution von 1824, wonach es Texas frei ſtand, ſich von Coahuila zu trennen und einen ſelbſtſtändigen mexicaniſchen Staat zu bilden.

Die andere Partei wurde von Harry Williams ge-

führt, der durchaus keine Beziehung zu Mexico mehr gelten lassen wollte und im Guten oder mit Gewalt der Waffen die selbstständige Republik verlangte. Er erhielt in dem aus seiner unerhörten Gefangenschaft zurückgekehrten Oberst Stephan Austin einen mächtigen Verbündeten, und wenn auch die Zahl seiner Anhänger noch die kleinere war, so vergrößerte sie sich doch von Tag zu Tag, denn die Regierung in Mexico sandte unermüdlich immer neue Lasten, neue Ungerechtigkeiten, neue Gewaltthaten über Texas. Alle Amerikaner waren aus dem Staatsdienste entfernt und ihre Stellen durch die verhaßtesten Mexicaner besetzt worden, neue Abgaben wurden ausgeschrieben, Erpressungen für das gesetzliche Anerkennen von Landberechtigungen wurden gemacht und der Handel in jeder erdenklichen Weise erschwert und gehemmt.

Je mehr die eingewanderten Amerikaner ihre Unzufriedenheit gegen solchen Druck laut werden ließen, je mehr Widersetzlichkeit sie den mexicanischen Behörden zeigten, um so schärfer, um so gewaltsamer traten dieselben auf und um so zahlreicher wurden die mexicanischen Besatzungen im Lande. Die Geldstrafen, welche über derartige Verbrecher verhängt und mit Gewalt von ihnen einkassirt wurden, waren ungeheuer, und einzeln hatte man auch schon solche Missethäter nach Mexico abge-

führt und ſie zu langjähriger Arbeit in den Bergwerken verdammt.

Namentlich in der Gegend, wo Harry Williams wohnte, war die Unzufriedenheit ſehr groß und ein Auflehnen gegen die Behörden häufig, denn er war raſtlos in ſeinen Bemühungen, den Haß gegen die Mexicaner unter ſeinen nahen und fernen Nachbarn anzuſchüren und zu nähren, und predigte allenthalben Gewalt gegen Gewalt. Es verging ſelten ein Tag, wo er nicht nach irgend einer Richtung hin einen Rundtritt bei einer Anzahl von Farmern machte und mit ihnen das Unerträgliche, das Herabwürdigende des mexicaniſchen Jochs beſprach.

Bei einer ſolchen Gelegenheit hielt er eines Tags bei einem Farmer Namens Dougall am nahen Brazosfluſſe ſein Pferd an, um mit ihm zu Mittag zu ſpeiſen.

Dougall war einer der älteſten amerikaniſchen Anſiedler in dieſem Lande, ſehr wohlhabend und galt unter ſeinen Nachbarn für einen biedern, unbedingt zuverläſſigen Mann. Seine herkuliſche, ſchöne Geſtalt bezeichnete den Kentuckyer, der auch in ſeinem freundlichen, gutmüthigen, aber doch ſehr beſtimmten Weſen ausgeprägt war, und das Silber in ſeinem Haar verrieth, daß er den Sechzigen näher ſtand als den Fünfzigen.

Der Himmel hatte ſeine glückliche Ehe nur mit

zwei Töchtern geſegnet, welche beide noch unverheirathet unter dem väterlichen Dache lebten.

Madame Dougall, eine kleine freundliche Frau, war die erſte, welche Harry, als er vom Pferde ſtieg, bewillkommnete, denn ſie ſaß unter der ſchattigen Veranda vor dem Hauſe und hechelte Wolle. Dann kamen die beiden Töchter, Alice, die ältere, und Kate, die jüngere, um ihn zu begrüßen, und zuletzt erſchien der alte Dougall ſelbſt mit einem Zügel in der Hand, da er eben ein Pferd aus der Weide geholt und in den Stall geführt hatte.

„Herzlich willkommen, Herr Williams", ſagte der Alte, indem er den Zaum auf das Geländer der Veranda legte und Harry dann die Hand reichte. „Sie kommen mir wie gerufen, denn ich hatte mir ſo eben ein Pferd aus dem Gras geholt und wollte nach Tiſche zu Ihnen hinüberreiten, um mir Ihren Rath auszubitten; es iſt mit dieſen mexicaniſchen Gaunern bald nicht mehr auszuhalten."

„Habe ich es Ihnen nicht immer geſagt, daß es täglich ſchlimmer werden und daß auch Ihnen zuletzt die Galle überlaufen würde?" verſetzte Harry raſch und heftig. „Was will denn das Volk von Ihnen?"

„Ach, Herr Williams, es iſt ſo ſchlimm nicht, wie Dougall meint; gegen den Strom kann man nicht ſchwimmen und gegen den Stachel nicht lecken; wer das

Schwert in der Hand hat, der regiert", fiel Madame Dougall beruhigend ein und warf Harry einen Blick zu, als bäte ſie ihn, die Sache ihrem Manne auszureden. Harry aber wollte ſie nicht verſtehen und entgegnete mit Begeiſterung:

„Ganz recht, Madame Dougall; darum muß man ſelbſt das Schwert in die Hand nehmen."

„Denken Sie ſich nur, Herr Williams", nahm der Alte wieder das Wort, „kommt da heute früh eine ſolche elende Kröte von einem Mexicaner von Brazoria herauf und bringt mir von der dortigen Behörde den Befehl, ich ſolle keinen Ballen Baumwolle eher abſenden, als bis ich ſie ſämmtlich fertig gepackt hätte. Man wollte genau wiſſen, wie viel Pfund ich gezogen hätte, um danach meine zu zahlende Abgabe zu berechnen. Iſt Ihnen ſchon ſo etwas vorgekommen? Will man mir einen ſolchen Kerl hierher in mein Eigenthum ſchicken, der mir meine Baumwolle nachwiegen ſoll!"

„Schändlich, ſchimpflich, unerhört!" verſetzte Harry in entrüſtetem Tone. „Und werden Sie es ſich gefallen laſſen?"

„Nimmermehr, ſo wahr ich ein Kentuckyer bin", antwortete Dougall mit der vollen Kraft ſeiner Stimme und ſchlug ſich mit der mächtigen Rechten auf ſeine hochgewölbte breite Bruſt.

„Aber, beſter Dougall, was willſt Du denn thun gegen die Gewalt? Willſt Du Dich im gelindeſten Falle einer ſchweren Geldſtrafe ausſetzen oder Dich gar nach Mexico in die Bergwerke ſchicken laſſen? Nimm doch Vernunft an!“ fiel ihm die Frau abmahnend ins Wort.

„Dann reden wir Nachbarn auch noch ein Wort mit; ſo leicht führt man einen angeſehenen Mann wie Dougall nicht von Haus und Hof fort“, ſagte Harry mit einer drohenden Handbewegung.

„Wie können Sie nur ſolchen Rath geben, Herr Williams! Warum führte man denn ſchon viele angeſehene Männer von Haus und Hof fort, ohne daß man es verhindern konnte? Sie wiſſen doch, daß in Brazoria eine Beſatzung von einigen hundert Mann liegt und daß Colonel Bradburn, ein Amerikaner, dort commandirt“, hob die Frau wieder an.

„Dieſer Schurke, dieſer Verräther an ſeinen eigenen Landsleuten, der ſich für elendes Gold erkaufen läßt, freie Männer unter das Joch ſolch elenden heuchleriſchen Geſindels wie dieſe Mexicaner zu zwängen, er wird ſeinem Lohne nicht entgehen!“ fiel Dougall mit Entrüſtung ein.

„Was kannſt Du aber allein gegen ſo Viele thun, lieber Vater? Gott bewahre uns vor ſolchen Schreckensſcenen!“ bat Kate ängſtlich. „Und was liegt denn daran, ob man die Baumwolle hier wiegt oder nicht?“

„In unſerm Eigenthum?“ fiel ihr die ältere Schweſter Alice heftig in das Wort. „Ei, dann dürfen ſie uns auch das Brod zuwiegen und wiſſen wollen, wie viele Eier unſere Hühner legen. Soll mir einer in das Haus kommen!“

Bei dieſen heftigen Worten blitzten des Mädchens tiefſchwarze Augen ihrer blonden Schweſter entgegen und ihre Wangen überflog ein feuriges Roth.

„Das iſt echtes Kentuckyblut, welches aus Dir ſpricht, Alice. Soll man denn nicht mehr Herr in ſeinem Eigenthum ſein?“ verſetzte Dougall mit einem belohnenden Blick auf die energiſche Tochter.

„Wer ſich treten läßt, verdient getreten zu werden“, warf Harry kurz ein.

„Soll denn der Vater ſein eigenes und unſer aller Glück um einer ſo unwichtigen Veranlaſſung willen auf das Spiel ſetzen, Herr Williams? Die Abgabe müſſen wir ja doch bezahlen, ob die Baumwolle hier oder anderswo gewogen wird“, ſagte Kate noch ängſtlicher als vorher und ſetzte dann mit mildem, beſänftigendem Tone hinzu: „Sie ſollten dem Vater zum Nachgeben rathen.“

„Kann ich ihm rathen, ſich beſchimpfen, entehren zu laſſen, Fräulein?“ entgegnete Harry in anſcheinend höchſter Entrüſtung.

„Ich ſehe durchaus nicht ein, wie eine Gewaltthat

entehren kann, Herr Williams", versetzte Madame Dougall, aufgebracht über das Benehmen Harry's. „Wenn Sie uns die Macht geben können, die Gewalt ohne Gefahr für unsere häusliche Ruhe, unsern Frieden zurückzuweisen, so werde ich selbst das Schwert in die Hand nehmen; so aber halte ich Ihren Rath weder für vernünftig noch für freundschaftlich."

„Frau, thue dem Herrn Williams nicht Unrecht, er meint es gut", fiel Dougall ihr schnell in die Rede.

„Wohin wird uns unsere Langmuth, unsere Geduld denn zuletzt führen, Madame Dougall!" nahm Harry wieder das Wort. „Man wird die Lasten, die Gewaltthätigkeiten so lange steigern und erneuern, bis wir endlich doch losbrechen und Haus und Herd gegen unsere Unterdrücker vertheidigen müssen. Warum denn nicht schon jetzt diesem Gesindel zeigen, daß wir freie Männer sind?"

„Sie haben Recht, Herr Williams, und wenn mir noch einmal einer dieser erbärmlichen Wichte in meine Einzäunung kommt, so werfe ich ihn wie einen Frosch darüber hinaus, so wahr ich Dougall heiße!" sagte jetzt der Alte entschlossen und setzte dann noch kurz hinzu: „Nun genug, denn wenn ich der Hülfe bedürfen sollte, so habe ich Freunde genug, und dann wird Herr Williams auch nicht unter ihnen fehlen."

„Darauf dürfen Sie sich verlassen, ein Wink von Ihnen und ich setze die ganze Gegend in Aufruhr", erwiderte Harry mit anscheinender Begeisterung.

Madame Dougall aber erhob sich schweigend und begab sich in das Haus. Auch Kate blieb stumm und ergriff die Hecheln, welche ihre Mutter aus der Hand gelegt hatte, nur Alice mußte ihrer Aufregung noch einmal Worte geben und sagte, mit strahlendem Blick lächelnd zu Harry aufschauend:

„Wenn Sie Ihre Freunde unter die Waffen rufen, Herr Williams, so vergessen Sie Alice Dougall nicht."

Harry blieb zum Mittagsessen, und als er nach Tische sein Pferd bestieg und Dougall ihm zum Abschied die Hand reichte, sagte dieser:

„Es bleibt bei der Abrede; wenn etwas geschehen sollte, so lasse ich es Ihnen wissen", worauf jener ihm nochmals seinen Beistand unter allen Verhältnissen zusicherte.

Harry hatte schon lange darauf gehofft, daß Dougall mit den Behörden in Zerwürfniß gerathen möchte, denn dieselben hatten ihre Gewalt bisher nur die kleinern Farmer recht drückend fühlen lassen, die wohlhabendern, einflußreichern waren weniger unmittelbar ihren Chicanen ausgesetzt gewesen. Dougall aber war gerade der Mann, der eine ernste Demonstration gegen sie herauf-

beſchwören konnte; er hatte ſehr viele Freunde, ſehr großen Einfluß, und ſein Name wurde im ganzen Lande mit Hochachtung genannt. Wenn einem ſolchen Manne ein ernſtes Leid angethan wurde, dann konnte es an Thätlichkeiten gegen die Behörden und gegen das Militär nicht fehlen, und war einmal der Feuerfunke in die Mine gefallen, ſo mußten die Flammen emporlodern, dann mußten auch die Gemäßigten zu den Waffen greifen, denn ſicher war es, daß die Mexicaner ohne Unterſchied gegen ſie vorgehen würden. War aber einmal der Schild erhoben, dann legten die Amerikaner auch die Waffen nicht eher nieder, als bis ſie die Unabhängigkeit von Mexico errungen hatten, und im ſchlimmſten Falle rechnete Harry auf die Vereinigten Staaten, die ihre Kinder in Texas ſicher nicht im Stiche laſſen würden. Mit der Unabhängigkeit von Texas aber würde auch unfehlbar Sklaverei in ihm eingeführt werden, dann machten Harry's Ländereien ihn zum reichen Manne und ſein mit Dandon verabredetes großes Unternehmen, Sklaven von Havanna einzuſchmuggeln, konnte ins Leben treten.

Es verſtrich eine Woche, ohne daß Harry etwas über Dougall's Angelegenheiten mit den Behörden vernahm, er hatte aber die Zeit benutzt, den Fall in der ganzen Umgegend mit den Pflanzern zu bereden und das Unerhörte deſſelben allenthalben in das grellſte Licht zu

ſetzen. Da eines Abends kam ihm bei ſeiner Rückkehr von einem langen Ritte Lucy entgegen und theilte ihm mit, daß ein Neger Dougall's wiederholt da geweſen ſei, um ihm zu ſagen, ſein Herr ſei verhaftet und nach Brazoria abgeführt worden. Derſelbe hätte einen Wagen mit Baumwolle nach der Galveſtonbai abgeſchickt, die Mexicaner hätten denſelben mit Beſchlag belegen wollen und Dougall habe dann Gewalt gegen ſie gebraucht und mehrere derſelben verwundet, worauf man ihn überwältigt und in Ketten fortgeſchleppt habe. Madame Dougall, ſagte Lucy, ließe Harry flehentlichſt bitten, ihrem Manne zu Hülfe zu kommen, da ſie fürchte, man würde ihm ein Leid anthun.

Harry hörte den Bericht nachdenkend mit an und kam nach langem Ueberlegen zu der Anſicht, daß es bei weitem ſtärker auf die amerikaniſche Bevölkerung wirken werde, wenn Dougall wirklich nach Mexico in die Bergwerke abgeführt würde, als wenn man ihn jetzt aus den Händen der Mexicaner befreite. Er ritt ſofort nach deſſen Wohnung, wo er die Frau und die Töchter in Verzweiflung fand, tröſtete ſie aber mit dem Verſprechen, noch in dieſer Nacht alle Nachbarn von der Gewaltthat in Kenntniß zu ſetzen und am folgenden Tage mit den Waffen in der Hand den Gefangenen frei zu machen. Der folgende Tag aber verſtrich, ohne daß Jemand zu

Dougall's Rettung erſchien, und am nächſten Morgen lief die Kunde ein, daß Colonel Bradburn Standrecht über ihn gehalten und ihn habe erſchießen laſſen. Jetzt war Harry Feuer und Flamme, von Farm zu Farm, von Haus zu Haus ſpornte er ſein Pferd und rief zur Rache auf für das Blut eines der angeſehenſten, bravſten Bürger. Stephan Auſtin's Wort hatte ungleich mehr Tragweite als das Harry's, auch er zog mit der Aufruhrfahne durch das Land und rief zu den Waffen, General Houſton jedoch weigerte ſich immer noch auf das beſtimmteſte, die Fackel der Revolution zu entzünden.

Harry Williams und Stephan Auſtin an der Spitze von einigen hundert bewaffneten Männern zogen am Tage, nachdem Dougall erſchoſſen worden war, gegen Brazoria, griffen die dortige Beſatzung unter Colonel Bradburn an und ſchlugen ſie nach kurzem Widerſtand in die Flucht. Die Truppen flohen nach der Meeresküſte, erhielten dort aber Verſtärkung und trieben dann die Aufſtändiſchen wieder zurück über Brazoria hinaus, in welchem Orte ſie abermals Garniſon bezogen. Colonel Bradburn verfolgte ſeinen Sieg nicht, und die Gerichte thaten keine Schritte gegen die Aufrührer, ſondern ließen den Sturm verwehen, wohl aber ſandten ſie auf verſchiedenen Wegen Eilboten mit Berichten nach Mexico an die Centralregierung.

Das Frühjahr von 1835 zog neu belebend und verjüngend über das von der Natur zum Paradiese der Welt geschaffene wunderbar schöne Mexico, auf seinem Volke aber lagen düstere Schatten, denn die Blutspuren des Bürgerkriegs waren kaum verraucht und schon ließ er wieder seine entsetzliche Stimme durch das Land schallen. Namentlich in der Hauptstadt herrschte ein dumpfes, unheimliches Schweigen, denn die Tyrannei mit dem Henker in ihrem Gefolge ging durch ihre Mauern.

Der Präsident General Santa-Anna hielt strenges Gericht über Unzufriedenheit und Auflehnung gegen seine Regierung und der Donner von Gewehrsalven verkündete den Bewohnern der alten Kaiserstadt wieder und wieder, daß das Haupt der Republik sich zum Kaiser über sie erheben wollte und einen jeden ihm dabei gefährlich Entgegentretenden erschießen ließ.

Santa-Anna war durch die Volkspartei auf den Präsidentenstuhl gehoben worden, hatte sich aber sofort gegen dieselbe und für die der Aristokraten erklärt, und als jene darauf die Waffen ergriffen, um ihre Rechte zu schützen, hatte er sie in mehreren Schlachten geschlagen und zersprengt und hielt sie dann mit grausamer Strenge nieder. In allen Provinzen des Reichs hatte er geheime Berichterstatter angestellt, und wehe dem, welchen dieselben ihm als verdächtig bezeichneten.

Namentlich aber in der Hauptstadt war die geheime Polizei sehr zahlreich und thätig, und es gehörte zu den gewöhnlichen Ereignissen, daß Personen ohne Angabe eines Grundes aus ihren Wohnungen geholt und ohne Verhör in den Kerker geworfen wurden.

Seit den letzten Aufständen war in Mexico sowie in allen größern Städten des Reichs das Standrecht eingeführt, und wen man als Aufrührer ergriff, der wurde nach kurzem Kriegsgericht erschossen.

Solche Maßregeln, solche Gerichtspflege in einer Republik konnten wohl nicht verfehlen, das Volk gegen den Regenten aufzubringen und es immer wieder zu neuen Versuchen anzutreiben, dessen Gewalt zu brechen. Santa-Anna aber hatte seine Fäden fein und weit über das Land gesponnen und die Interessen der Mächtigen des Reichs so in die seinigen verwoben, daß sie selbst ihm den Weg zum Kaiserstuhle bahnen sollten. Der sehr begüterte einflußreiche Adel sah sich schon als Pfeiler des Throns nächst dem Kaiser stehen, die Geistlichkeit mit ihren unermeßlichen weltlichen Schätzen sah ihre Macht schon weit über dessen Macht erhaben, da er sich selbst demüthig vor ihr beugte, und das Militär fühlte sich als rechter Arm, als ausführende Gewalt Santa-Anna's, der es mit Ehren, mit Orden und mit Gold überschüttete. Die bei weitem größere Masse des Volkes, die

Indianer, hatte er dem Geſetze gegenüber für unvernünftig erklärt, hatte ihnen jedes bürgerliche Recht genommen und ſie unter die unumſchränkte Gewalt der Alcalden geſtellt, deren tyranniſches Verfahren gegen ſie durch das Militär und durch die Geiſtlichkeit unterſtützt wurde. Je hoffnungsloſer, je verzweifelter aber die Lage der republikaniſchen Partei ſich von Tag zu Tag geſtaltete, um ſo heißer, um ſo mächtiger glühte in ihr der Wille, das Joch abzuwerfen und die Tyrannei zu ſtürzen, und immer wieder lieferte ſie derſelben blutige Opfer.

Da erhoben ſich im März vier Provinzen, unter denen auch Texas ſich befand, und proclamirten die Reform von Zacatecas. Auch die benachbarten Provinzen betheiligten ſich, wenn auch nicht öffentlich, an der Empörung und lieferten Soldaten, Geld und Waffen, ſodaß bald ein bedeutendes Heer verſammelt war, welches dem Präſidenten ſeinen Weg zum Kaiſerthron ſtreitig machen und ihn auf das Schaffot führen wollte.

Die Hauptſtadt bebte, denn man ſah auch in ihren Mauern dem Ausbruch des Bürgerkriegs entgegen, ſobald die Truppen ſie verlaſſen würden, um gegen den Feind zu ziehen.

Santa-Anna aber wählte nur eine geringe Zahl von ihnen aus, um ihm zur Schlacht zu folgen, die übrigen ließ er in der Hauptſtadt zurück, beſetzte namentlich die

Citadelle sehr stark und gab dem Commandanten derselben den Befehl, bei dem ersten Ausbruch von Unruhen die Stadt in den Grund zu schießen.

Mit klingendem Spiel zog er, der gefeierte Kriegsgott, an der Spitze seiner ihn anbetenden sieggewohnten Soldaten hinaus, griff die Empörer an und schlug sie aufs Haupt.

Sein Triumphzug in die Hauptstadt zurück war einer seiner glänzendsten; die Häuser waren aufs festlichste geschmückt, die Straßen, durch die er ritt, mit Blumen bestreut, und von den Balkonen herab begrüßten ihn die Schönen Mexicos unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und unter dem Jubel des freude- und prunksüchtigen Volkes.

Jetzt sah Santa-Anna seinen Weg zum Throne offen und vorsichtig that er den nächsten Schritt an ihn hinan, indem er sich für Lebenszeit zum Dictator des Reichs ausrief. In der That war er jetzt Kaiser, denn er ergriff unumschränkt die Zügel der Regierung und sein Wille allein war Gesetz; die Krone wollte er sich dann erst auf das Haupt setzen, wenn er seinen Thron hinreichend befestigt haben würde.

Er kannte die Mexicaner und ihre Leidenschaft für öffentliche berauschende Belustigungen; er ließ die auf seinen Befehl geschlossenen Tanzhäuser öffnen, ließ die

Musikcorps seiner Regimenter an öffentlichen Vergnügungsorten spielen, hielt glänzende Militärschauspiele ab, zeigte sich täglich von seinem prunkenden zahlreichen Stabe umgeben und gab Volksfest über Volksfest, woran er in eigener Person sich betheiligte. Sein Palast strahlte Nacht für Nacht einen blendenden Lichterglanz aus und rauschende Janitscharenmusik schallte aus dessen Fenstern der jauchzenden Volksmenge in den Straßen zu. Aus allen Theilen des Reichs strömte der Adel in die Hauptstadt, um in dem Lichte der ihnen aufgegangenen Sonne zu glänzen und sich um den Thron ihres künftigen Kaisers zu schaaren, und die Geistlichkeit, deren weltliche Interessen er dem Volke gegenüber schützte und förderte, flehte in allen Kirchen den Segen des Himmels auf ihn herab.

Der Tag, an welchem man dem Dictator huldigte, war ein Festtag, wie ihn Mexico noch nicht gesehen hatte; alle Pracht, aller Reichthum ward entfaltet, Jubel und Lust tönte durch die geschmückte Stadt und Glockengeläute und Geschützdonner ließ sie in ihren Grundmauern erbeben. Die Schatten der Nacht zogen spurlos über das Lichtmeer hin, in dem sie schwamm und das sie in bunten Feuergarben über sich ausstrahlte, und die gewohnte nächtliche Stille floh vor den brausenden Tönen der Feste, der Lustgelage, die in ihr begangen wurden.

Keiner der vielen feurig glänzenden Paläſte Mexicos aber bot einen ſolch zauberhaften Anblick als der des Grafen Don Ventura Romero. Wie ein Feenſchloß mit Guirlanden und Kränzen geſchmückt, zitterte das prächtige Gebäude in dem Scheine der zahlloſen Lichter, die es beleuchteten; vor ſeinen Miradors glänzten die prächtigſten Blumen aus ſaftigem Grün hervor und über ſeinem platten, mit Palmen und Magnolien gezierten Dache wehten die mexicaniſchen Farben in koloſſalen Flaggen. Auf dem großen, mit blühenden Tropengewächſen beſetzten Balkone über dem Eingange aber prangte der Namenszug des Dictators in brillantfarbenen Lichtern. Santa-Anna wurde bei dem Grafen Romero zum Balle erwartet. Kopf an Kopf ſtand die entzückte Volksmenge vor dem Palaſt zuſammengedrängt und ließ kaum Raum genug für die koſtbaren Equipagen, welche raſch ſich folgend vor die Marmortreppe fuhren und dort ihre reizenden, in Brillanten ſchimmernden Ladungen abſetzten. Wie freudeſtrahlende Bacchantinnen ſchwebten die ſchönen Mexicanerinnen aus den Carroſſen hervor und die Treppe hinauf in den hellerleuchteten, zu beiden Seiten mit Blütengeſträuch geſchmückten Corridor, wo ſie von den reich galonirten Dienern des Grafen empfangen und nach den breiten Treppen geleitet wurden. Immer wieder erſchallten die jubelnden Vivas der freudig be-

wegten Menſchenmaſſe vor dem Palaſte, bis ſie plötzlich in einen Sturm von jauchzenden Hochs ausbrach, denn der Gott des Tages, der Dictator Santa-Anna nahte ſich in ſeinem mit Gold überladenen, von ſechs prächtigen Schimmeln gezogenen Staatswagen. Kaum hatte das Fuhrwerk Raum genug, um ſich vorwärts zu bewegen, ſo drängte ſich das begeiſterte Volk zu ihm heran, um einen Blick nach dem irdiſchen Herrgott thun zu können. Als er aber endlich die Treppe erſtieg, da glich der Jubel der Menge einem Erdbeben, und die Vivas ſtürmten noch ohne Unterbrechung fort, als Santa-Anna von dem Grafen und der Gräfin Romero an der Salonthür feierlichſt empfangen und in tiefſter Ehrerbietung begrüßt wurde.

Wie in einem Feenreiche ſchritt der große ſtolze Mann durch die beiden langen Reihen glänzend geſchmückter ſchöner Frauen- und Mädchengeſtalten und erwiderte mit huldvoller, doch vornehmer Artigkeit deren Gruß ſowie die tiefe Verbeugung der Männer, die hinter ihnen ſtanden.

Dann ließ er ſein ſcharfes Auge durch die Verſammlung ſchweifen und hatte bald die Perſönlichkeiten gewählt, die er auszeichnen wollte.

Sein Blick zog ſie zu ſich heran, und ihnen entgegentretend, goß er in gewandter Rede ſeine Huld und Gnade über ſie aus. Alles ſtand in Hoffnung und Ver-

langen nach einem Wort, einem Blick von ihm, und wen ſein Auge traf, deſſen Haupt neigte ſich in Verehrung und Unterthänigkeit.

So wandte er ſich, Glück und Hoffnung ſpendend links und rechts, ließ aber auch durch Nichtbeachtung in mancher Bruſt Bangigkeit, Neid und Haß aufkeimen.

Von dem ſchönen Geſchlecht, welches er ſtets mit größter Aufmerkſamkeit und feinſter Artigkeit behandelte und welches ihm immer die ſchönſten Kränze für ſeine Siege geflochten hatte, wurde er wahrhaft vergöttert, und auch an dieſem Abend ſtrahlten ihm die Augen der vielen um ihn verſammelten Schönheiten höchſte, leidenſchaftlichſte Begeiſterung entgegen. Er war ein eleganter, hoher, kräftiger Mann, unumſchränkter Herrſcher des weiten mexicaniſchen Reichs und Wittwer, drei Eigenſchaften, die ſeinen Werth als liebenswürdiger Cavalier, als Held ſo vieler Schlachten in den Herzen der Schönen noch ſehr erhöhten.

Die Brillantenſaat überfunkelnd, waren die Augen der Damen feſt auf ihn gerichtet, die blitzenden Fächer wurden mit unnachahmlicher Grazie und Koketterie geſchwungen, da öffnete ſich die weite Flügelthür zum anſtoßenden Saale und die gewaltig rauſchenden Klänge der Muſik riefen zur Polonaiſe.

Es war nur ein Augenpaar im Salon, das beim

Ertönen der Muſik in begeiſterter Hoffnung und Erwartung nach Santa-Anna hinſchaute und in wonnigem Entzücken aufblitzte, als es ſeinem Blick begegnete. Die Gräfin Donna Laodice Romero war es, die ſeiner Einladung zur Polonaiſe ſehnlichſt harrte und der er ſich jetzt mit auszeichnender Artigkeit nahte. Er verneigte ſich tief vor ihr, empfing ihre Hand und für die ſchmeichelnden Worte, die er ihr ſagte, ihren Seligkeit ſtrahlenden Blick und führte ſie nun in graziöſem Schritt den andern Paaren voran in den Saal. Stolz wie eine Kaiſerin und triumphirend wie eine Siegesgöttin ſchritt die ſchöne Frau im Takte der Polonaiſe dahin und beantwortete die ſüßen Worte ihres Führers mit wonnehauchender Stimme, mit glühenden und wieder ſehnſüchtig erſterbenden Blicken und mit erwiderndem, bebendem Druck ihrer Lilienhand.

Die Polonaiſe ging zu Ende und Santa-Anna führte die Condeſa in den Salon zurück nach dem Divan, in welchem er ſich, ſeine Lippen dankend auf ihre Hand drückend, neben ihr niederließ. Sie waren zwei ſchöne Geſtalten, und alles Licht ſchien von ihnen auszugehen, denn des Dictators Bruſt war mit den koſtbarſten Orden bedeckt und die Juwelen der Gräfin waren würdig, eine Kaiſerkrone zu ſchmücken.

Die Tänzer und Tänzerinnen folgten dem hohen

Paare in den Salon, blieben aber von dem Divan fern und zogen ſich bald wieder in den Tanzſaal zurück, denn ſie ſahen Santa-Anna in eifrigem Geſpräch mit der Condeſa und fürchteten, daß ihm ihre Gegenwart möglicherweiſe nicht erwünſcht ſei. So wanderten nur noch einige Paare hin und her durch den Salon, und bald verſammelte die Muſik alle wieder in dem Saale, nur Santa-Anna und die Gräfin blieben in dem Divan ſitzen, während der glückliche Graf bei den Tanzenden alle Liebenswürdigkeit als Wirth entfaltete.

„Der Sieger in ſo vielen Schlachten iſt auch der Beſieger der Frauenherzen; ich zähle mich zu Eurer Herrlichkeit glücklichſten Sklavinnen“, erwiderte die Condeſa auf eine Frage, welche Santa-Anna ſo eben leiſe an ſie gerichtet hatte, und faltete, lächelnd ihre ſchwimmenden Augen zu ihm erhebend, ihre ſchönen Hände vor der Bruſt.

„Eine Sklavin, vor der auch der Kaiſer ſeine Kniee beugen wird“, hob Santa-Anna ſchwärmend wieder an.

„Und eine Sklavin, wie ſie der Kaiſer nie ergebener und treuer beſitzen wird“, fiel ihm die Condeſa begeiſtert in das Wort.

Dabei wurden ihre ſchönen Züge immer ernſter, und nach einigen Augenblicken fuhr ſie fort:

„Eure Herrlichkeit wollen nur eine Friedenskrone

ſich auf das ſo oft bekränzte Heldenhaupt ſetzen, das Glück des Friedens aber wird dem Lande nie zu Theil werden, ſolange das Feuer auf dem Herde der Revolution nicht gelöſcht iſt, ſolange man noch gegen Texas mit Milde und Nachſicht verfährt und ſeine Aufrührer durch Güte und Gnade zu Freunden zu machen hofft; ſie ſind Schlangen, die wir im Buſen nähren, bis ſie uns ihr Gift in das Herz gegoſſen haben. Dieſer letzte Aufruhr kam wieder von Texas herüber, von den Ungläubigen, den Ketzern, und unſere innern Provinzen haben die Schrecken des Kriegs dafür ertragen müſſen; Texas ſelbſt blieb verſchont.

Ueber Santa-Anna's Züge flog es wie ein Schatten und ſeine buſchigen Brauen näherten ſich finſter.

„Ich weiß es, ſchöne Condeſa", ſagte er nach einer kurzen Pauſe und vergrößerte die ſehr geringe Entfernung von ihr, welche während der leiſen vertrauten Unterhaltung entſtanden war. „Dieſes Texas iſt ein Krebsſchaden in unſerm Reiche, und nur die gänzliche Vernichtung des böſen Stoffs, welcher darin lebt, läßt eine dauernde Heilung zu."

„So muß man das Glüheiſen anwenden und die ſchadhafte Stelle ausbrennen; das feurige Schwert Eurer Herrlichkeit hat ſchon manche Kur vollbracht", verſetzte die Gräfin mit aufflammendem Blick.

„Zu lange ſchon hat man milde Mittel verſucht und hoffte immer, durch Güte ſich dort ein treues, energiſches Volk als Bollwerk gegen die habſüchtigen Amerikaner zu ſchaffen. Es war ein Irrthum, ein thörichter Glaube, dieſes Ketzervolk ſtill ſtehen und zufrieden zu ſehen; wenn es die halbe Welt ſein eigen nennte, ſo würde es auch die andere Hälfte noch verlangen. Nur die größte Strenge kann uns Texas retten; ſie iſt dem Amerikaner unerträglich, und ſteht dann die Bevölkerung in offener Empörung auf, ſo werde ich dort ein Beiſpiel ſtatuiren, welches auf lange Zeit alle Einwanderungsluſt nach Texas erſticken ſoll. Ich will die mit Blumen überſäeten Prairien mit amerikaniſchem Blute tränken."

Dieſe Drohung ſagte Santa-Anna in einem ſcharfen, verbiſſenen Tone, als verlange er nach dem Augenblick, wo er ſie wahr machen könne, fügte dann aber ruhiger hinzu:

„Ich erwarte ſtündlich Depeſchen aus Texas."

„Die treue Sklavin Eurer Herrlichkeit kann Ihnen vielleicht die neueſten Nachrichten von dort mittheilen", nahm die Gräfin wieder das Wort; „ich habe heute Briefe aus Velasco erhalten. Die Amerikaner in der Umgegend von Brazoria haben mit den Waffen in der Hand und mit großer Uebermacht die dortige Beſatzung angegriffen und Colonel Bradburne genöthigt,

ſich nach der Meeresküſte zurückzuziehen. Dort iſt mein Vetter, der Hauptmann Don Alejo Munoz, von Velasco aus zu ihm geſtoßen, und vereint haben ſie die Aufrührer wieder in die Flucht geſchlagen."

„Bradburne wird ſie dafür züchtigen", entgegnete der Dictator; „er iſt ein gewiſſenloſer Schurke, der für unſer Gold ſeine eigenen Landsleute verräth und geißelt. Er wird die Rädelsführer erſchießen laſſen und neue Aufſtände dadurch veranlaſſen, bis eine allgemeine Empörung mir vor der Welt das Recht gibt, mit einem Heere gegen die Provinz vorzugehen und mit Gewalt die Ruhe herzuſtellen; es ſoll die Ruhe des Todes ſein!"

„Warum nicht das Haupt der Schlange abſchlagen und dadurch ein allgemeines Blutbad vermeiden?" fiel die Gräfin leidenſchaftlich ein. „Es ſteht nur ein Miſſethäter an der Spitze der Revolution und ſein Tod wird allein hinreichen, Texas zur Ordnung zurückzuführen."

„Nicht doch, Condeſa; es ſind zwei revolutionäre Parteien in Texas, die eine von Houſton, die andere von Auſtin geführt", entgegnete Santa-Anna.

„Eure Herrlichkeit ſind nicht wahr unterrichtet", nahm die Gräfin wieder das Wort. „Die Partei, welche Houſton leitet, will ſich nicht von Mexico trennen, ſie verlangt ja nur die der Provinz früher zugeſicherten

Rechte zu genießen, die andere Partei aber, welche Losreißung von uns verlangt, wird nicht von Auſtin geleitet, der nur ſeinen Namen dazu hergibt, ein giftigerer Feind Mexicos führt ſie und zieht durch ſeine raſtloſen Umtriebe täglich mehr Anhänger zu ihr hin."

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Condeſa! Meine Nachrichten reden nur von Auſtin; wer ſoll denn der Uebelthäter ſein?"

„Ein Böſewicht, dem die Natur den Stempel des Guten, des Edlen auf das Antlitz drückte, ein Undankbarer, den Eure Herrlichkeit ſelbſt mit Freundlichkeit, mit Wohlwollen beehrten und dem auch unſer Haus mit Vertrauen und Herzlichkeit geöffnet wurde; es iſt jener Williams, den der amerikaniſche Conſul Eurer Herrlichkeit vorſtellte."

„Williams, der blonde, elegante junge Mann, der hier ſo viel Aufſehen machte?" verſetzte Santa-Anna überraſcht.

„Derſelbe", antwortete die Gräfin mit gewaltſam unterdrückter Heftigkeit. „Er war es, der die Empörer gegen Colonel Bradburne führte, und er iſt es allein, der unermüdlich das Feuer des Aufruhrs durch die Provinz verbreitet. Eure Herrlichkeit können ſich ſelbſt davon überzeugen."

Bei dieſen Worten zog die Gräfin einen Brief aus

ihrer Robe hervor und reichte ihn Santa-Anna hin, der ihn haſtig öffnete und durchlas.

„Ei, ei, junger Herr, biſt du ein ſolcher Freiheitsheld? Ich will dir den Lorbeer um die Stirne flechten“, ſagte er, den Brief zuſammenfaltend, und gab ihn der Gräfin dann mit den Worten zurück:

„Ich danke Ihnen, Condeſa, für die Nachricht, die möglicherweiſe unſerer Provinz Texas viel Leid erſparen kann. Ich werde ſofort Maßregeln ergreifen, um den gefährlichen Menſchen unſchädlich zu machen.“

„Nur ſein Tod kann dies vollbringen“, verſetzte die Gräfin heftig und für einen Augenblick ihrer innern Bewegung nachgebend, fuhr aber ſogleich in milderem Tone fort: „Bedenken Eure Herrlichkeit, wie vieler Menſchen Leben dadurch verſchont bleiben könnte!“

Die Muſik verſtummte. Santa-Anna küßte der ſchönen Frau abermals die Hand und beide erhoben ſich, um unter die in den Salon zurückkehrende, vom Tanze aufgeregte Menge zu treten.

Drittes Kapitel.

Wenige Tage später weckte der feierliche Ton aller Glocken der Hauptstadt deren Bewohner und verkündete, daß ein hoher heiliger Festtag, Fronleichnam, erschienen sei.

Die Straßen belebten sich, Menschen aus allen Klassen der Gesellschaft eilten hin und her, und allen sah man es an, daß sie eine frohe, festliche Begeisterung bewegte. Indianer, Neger und Mischlinge von allen Hautfarben sowie das Heer der Leperos bildeten die Volksmassen, zwischen welchen Bürger und Handwerker in ihrem Sonntagskleide, Geistliche und Mönche, mit Gold und Orden gezierte Offiziere und Staatsbeamte sich hin und her drängten, alle in der Richtung nach der Kathedrale. Auf dem großen Platze vor derselben versammelten sich die Gilden, die Beamten der verschiedenen Collegien, der Universität, der Schulen, das ganze Offiziercorps und eine Abtheilung von Grenadieren mit ihrer Musikkapelle.

Es war ein glühend heißer Morgen, die unbewegte Luft zitterte in dem blendenden Sonnenlicht und ein feiner Staub ſchwebte wie ein durchſichtiger Schleier über den Tauſenden von Menſchen, die, wohin man ſchaute, harrend zuſammengedrängt ſtanden.

Da verkündeten die Glocken, daß der Gottesdienſt beginnen ſolle, und die auf dem Platze verſammelte Menge folgte ihrem Rufe in den Dom.

Das Innere des letztern war aufs feſtlichſte geſchmückt, allen Heiligenbildern waren ihre prächtigſten, von Edelſteinen funkelnden Gewänder angelegt und von dem Hochaltare ſtrahlte ein unberechenbarer Schatz von Gold- und Silbergeſchirr ſeinen Glanz aus. Der Erzbiſchof, umgeben von der ganzen Geiſtlichkeit und allen Mönchsorden, hielt Hochamt.

Währenddeſſen füllte ſich das Straßenviereck an der Weſtſeite des Domplatzes immer mehr mit Menſchen, da durch daſſelbe die Proceſſion ihren Weg nehmen ſollte. Dieſe Straßen glichen einem Zeltgang durch einen Blumengarten, denn hoch über den Balkonen der Paläſte zu beiden Seiten der Straßen war ein Sonnendach von weißen Leinen von Haus zu Haus geſpannt, alle Fenſter, Altane und Mirados waren mit Blüten, Kränzen, Guirlanden, koſtbaren Teppichen und reichen Draperien geſchmückt und die Straßen ſelbſt

mit Blumen beſtreut. In dichten Maſſen ſtand das Volk an den Häuſern zuſammengedrängt und harrte in der Glut, die es athmete, des Augenblicks, wo es das Bild der Gottheit von deren Dienern umgeben erblicken ſollte.

Da erſchallten von dem Dome her die luſtig ſchmetternden Töne der Janitſcharenmuſik, die der Proceſſion voranſchritt, und bald darauf bewegte ſich der feierliche Zug von dem Domplatze in die Straße herein. Ein prächtiger, offener, von ſechs weißen Pferden gezogener Wagen trug das blendend in Diamanten und bunten Edelſteinen ſtrahlende und in Gold und Seide gekleidete Symbol der Gottheit, ein Generallieutenant des mexicaniſchen Heeres ſaß in reicher glänzender Uniform, die Bruſt mit Orden bedeckt, als Kutſcher auf dem Bock, und zwei Generale, gleich prächtig aufgeputzt, ſtanden als Lakaien hinten auf dem Wagen. Der ehrwürdige, allgemein gefeierte Erzbiſchof mit ſeinen Domherren, von ſämmtlicher Geiſtlichkeit und allen Mönchen gefolgt, theilte im Vorwärtsſchreiten ſeinen Segen links und rechts an die heilig ergriffene Menge aus, und der Dictator Santa-Anna, welcher, dem Offiziercorps voran, den Dienern der Kirche entblößten Hauptes nachſchritt, trug den Ausdruck tiefſter Demuth und Ergebenheit in ſeinem Aeußern. Alle Beamten, alle Gilden folgten nach und eine Compagnie Grenadiere ſchloß den Zug.

Bei dem erſten Erſchallen der Muſik hatten ſich alle Fenſter, alle Balkone zu beiden Seiten der Straße mit reich geputzten Damen gefüllt, deren glänzende, mit Silber und Gold verzierte Fächerſchaar in ihrem fliegenden Spiele Blitze an der Häuſerreihe hinzuſenden ſchien.

In den Fenſtern und auf den Balkonen des Palaſtes Romero war die höchſte Nobleza verſammelt und die Gräfin Laodice ſelbſt war, als der Zug um die nahe Straßenecke ſich ihrem Palais zuwandte, auf den großen Altan getreten.

Dieſem und jener Straßenecke gegenüber befand ſich vor einem prächtigen Gebäude eine hohe, zu beiden Seiten mit Sphinxen verzierte Marmortreppe, welche Kopf an Kopf mit Zuſchauern beſetzt war. Es waren dies Leute aus den niedern Volksklaſſen, die ſich vor den ſengenden Strahlen der Sonne nicht ſcheuten, denn durch die Biegung der Straße war in dem Leinendach über derſelben eine Oeffnung entſtanden, durch welche die Sonne gerade auf die Treppe niederſchien. Die Männer beſchatteten ihre Geſichter durch die breitrandigen Hüte, welche ſie trugen, und die Weiber hatten ihre großen wollenen Tücher über die Köpfe gehangen, um die Sonne von ſich abzuhalten.

An der rechten, ſich ſteil auf das Trottoir hinabſenkenden Seite der Treppe ſtand in der Ecke an die

Steinwand angelehnt eine Mannsgeſtalt, von der wenig zu erkennen war. Der ſchwarze breitrandige Hut ſaß ihm tief in die Augen gedrückt und die wollene braune Manga, die ihm bis unter die Waden hinabreichte, verhüllte ihn auch bis dicht an den Rand des Hutes, ſodaß nur mitunter, wenn er zwiſchen den beiden vor ihm ſtehenden alten Waſſerträgern hindurch nach der nahenden Proceſſion blickte, ſein Geſicht geſehen werden konnte. Daſſelbe war ſehr bleich, die Augen aber, die daraus hervorſahen, hatten einen unheimlichen Glanz und drückten große Unruhe und Beſorgniß aus; ihre raſchen Bewegungen, die von Entſchloſſenheit zeugten, contraſtirten ſeltſam mit der äußern Ruhe, ja Regungsloſigkeit, in welcher der Mann verharrte. Er ſtand augenſcheinlich abſichtlich ſo ſtill, um unbemerkt zu bleiben, denn er drückte ſich in die Ecke neben der Treppe und machte ſich kleiner, als er wirklich war. Die beiden alten Waſſerträger, die vor ihm ſtanden, ſchienen ihm ein paar willkommene Geſtalten zu ſein, um ſich hinter ihnen zu verbergen, denn der eine derſelben, ein dunkelgebräunter Miſchling, wandte ſich nach ihm um und trat etwas zur Seite, indem er ſich mit ſpaniſcher Grandeza verneigte und dann, ſich ſtolz aufrichtend und ſeinen zerlumpten, in Fetzen um ihn hängenden Mantel vornehm über die Schulter werfend, ſagte:

„Entſchuldigen Sie, Don Ignacio Rejon, ich hatte Sie nicht erkannt", worauf der Angeredete den Waſſerträger bei der Schulter erfaßte und ihn bat, wieder vor ihn zu treten.

„Bleib nur vor mir ſtehen, Gabriel, ich kann über Dich hinwegſehen", ſagte er mit dumpfer Stimme zu ihm, hob ſeine Manga wieder vor ſein Geſicht und blickte durch die ſchmale Oeffnung zwiſchen ſeinem erhobenen Arm und ſeinem Hute hindurch nach der langſam nahenden Proceſſion.

„Iſt das Ignacio Rejon, der hinter uns ſteht?" flüſterte der zweite Waſſerträger dem erſten in das Ohr.

„Ja wohl, der Goldſchmied, deſſen Bruder Santa-Anna vorige Woche erſchießen ließ; er will nicht geſehen ſein, denn er gehört zu derſelben Partei, für die ſein Bruder ſtarb, und auch er iſt ſchlecht angeſchrieben", entgegnete Gabriel ebenſo leiſe. „Stelle Dich ein wenig näher an mich heran, Manuel, dann kann man ihn nicht ſehen."

„Sein Bruder war ein guter Mann; ich habe ihm lange Zeit das Waſſer in das Haus getragen und manches Geſchenk von ihm erhalten. Auch ſeine Frau iſt gut, ſie gab mir immer etwas zu eſſen, wenn ich zu ihnen kam. Ich habe ihn erſchießen ſehen; der arme

Mann, er wollte keinen Kaiſer haben", flüſterte der zweite Waſſerträger.

„Wozu gab er ſich auch mit Dingen ab, die ihn nichts angingen! Kaiſer oder Dictator oder Präſident, was kümmert es mich, der eine gibt mir ſo wenig wie der andere", antwortete Gabriel, warf ſeinen Mantel abermals mit Grazie über die Schulter und nahm nun ſeinen Hut vom Kopfe, denn der Wagen mit dem Bilde der Gottheit zog jetzt heran und das Volk zu beiden Seiten warf ſich auf die Kniee nieder.

Auch Ignacio Rejon war niedergeſunken, doch nur auf ſein rechtes Knie, wobei er ſein entblößtes Haupt, als ob er bete, bis auf daſſelbe hinabbeugte; als aber der Erzbiſchof vorüberſchritt, ſchaute Ignacio mit einem flehenden Blick zu ihm hinüber, als wolle er ſeinen Segen erhaſchen.

Das Ende des langen Zugs der Geiſtlichkeit und der Mönche, der dem Erzbiſchof folgte, war jetzt bis vor die Treppe gelangt, neben welcher die beiden Waſſerträger knieten, und Santa-Anna ſchritt heran. Da zuckte Ignacio zuſammen, wandte ſich, indem er ſeine rechte Schulter zurückzog, mehr dem Dictator zu und machte unter ſeinem Mantel eine Bewegung, als wolle er ſich erheben, doch in dieſem Augenblick ſchaute Santa-Anna nach ihm hin, und abermals ſenkte Ignacio ſeine Stirn auf ſein Knie.

Während der Dictator nun vorüberging, erhoben ſich die Leute in der Nähe der Treppe und verneigten ſich tief vor ihm. Auch Ignacio verbeugte ſich hinter den beiden Waſſerträgern, hielt aber ſeinen wild aufflammenden Blick auf den dahinſchreitenden Santa-Anna geheftet, hob, ſeinen Mantel zurückwerfend, raſch eine kurze Büchſe an ſeine Wange empor und gab Feuer.

Der Donner des Gewehrs entlockte tauſend Kehlen einen Angſtſchrei, alle Blicke richteten ſich auf den Pulverdampf, der noch über der Treppe ſchwebte, und als dieſer ſich vorgezogen, ſah man die beiden Waſſerträger mit Ignacio beſchäftigt, der auf dem Boden zuſammengeſunken war.

Alles drängte ſich zu ihm heran; er war eine Leiche, ſein eigener Dolch ſtak ihm im Herzen. Die Kugel aus ſeiner Büchſe war Santa-Anna durch den Federhut geflogen.

In der erſten Beſtürzung gerieth der Zug in Unordnung, die Muſik war verſtummt, und in größter Verwirrung drängte man ſich fragend hin und her, um Aufklärung über die Urſache der Störung zu erhalten, die Kunde aber, daß ein Mordverſuch auf den Dictator mißglückt und dieſer unbeſchädigt geblieben ſei, beruhigte die Gemüther bald wieder und die Feierlichkeit nahm ihren Fortgang.

Die beiden Wasserträger Gabriel und Manuel hatte man als Mitverschworene verhaftet und auf Santa-Anna's Befehl wurden sie beide am folgenden Morgen erschossen.

In Texas hatte die Execution des Pflanzers Dougall große Aufregung zur Folge gehabt, und mit Besorgniß sahen die Civilbehörden sowie das Militär einem allgemeinen Aufstand entgegen. So sehr aber die revolutionäre Partei auch an Macht zugenommen hatte und so sehr Stephan Austin und Harry Williams sich bemühten, die allgemeine Empörung zum Ausbruch zu bringen, so behielten doch die Gemäßigten unter Houston die Oberhand, und es wurde nach vielen öffentlichen Berathungen beschlossen, eine ernste Beschwerdeschrift nach Mexico an die Regierung abzusenden und somit noch einmal das Recht auf dem Wege der Güte zu suchen.

Da warf Santa-Anna selbst den Funken in die Pulverkammer, denn ein Befehl von ihm traf in Texas ein, daß Jedermann bei Todesstrafe seine sämmtlichen Waffen an die Militärbehörden abliefern sollte.

Das war mehr, als der Amerikaner vertragen konnte, und die Erklärung, dem Befehl nicht Folge lei-

ſten zu wollen, ging einſtimmig durch das ganze Land.

Die Gemäßigtſten ſtellten ſich jetzt an die Spitze der Empörung, alle Waffen wurden hervorgeſucht und zum Gebrauch in Stand geſetzt und Jedermann verſorgte ſich mit Pulver und Blei. In allen Theilen des Landes hielt man Berathungen über die Wege, die man der drohenden Gewalt gegenüber einzuſchlagen habe, man wählte Wachſamkeitsausſchüſſe, welche die Schritte der Behörden beobachten mußten, ſandte insgeheim Abgeordnete an die Regierung der Vereinigten Staaten nach Waſhington und ließ ihr die Zuverſicht und das Vertrauen der Amerikaner in Texas ausſprechen, daß ſie eine Mißhandlung ihrer Landeskinder ſeitens Mexicos nicht dulden werde.

Während dieſer Vorbereitungen zum Widerſtand traf die Regierung in Mexico Maßregeln, um den Befehl Santa-Anna's auszuführen, und verſtärkte alle Militärpoſten in Texas um das Doppelte und Dreifache. Statt aber die amerikaniſchen Anſiedler dadurch einzuſchüchtern, wurden dieſelben nur noch mehr dadurch gereizt und aufgebracht und nahmen jede Gelegenheit wahr, den Behörden den Gehorſam zu kündigen. Harry Williams war allenthalben thätig, die erſehnte Selbſtſtändigkeit von Texas herbeizuführen, und ſparte weder Mühe noch

Koſten, um dieſem Ziele näher zu kommen. In ſeinem Hauſe wurden ſehr häufig geheime Zuſammenkünfte abgehalten, namentlich fanden ſich die Vorſteher der verſchiedenen Ausſchüſſe oft bei ihm ein, theils um ihm die Reſultate ihrer Bemühungen mitzutheilen, theils um ſich mit ihm über weitere Schritte zu bereden.

Eines Abends nach Einbruch der Dunkelheit kamen zu dieſem Zwecke zwei hervorragende Männer nach Harry's Wohnung geritten und wurden mit großer Auszeichnung von ihm empfangen. Der eine war ein Richter Namens Jack, ein hochangeſehener Herr im Lande, und der andere Colonel Travis, ein Mann von anerkanntem Muth und Entſchloſſenheit.

Ihre Pferde waren zur guten Pflege abgeführt und ſie ſelbſt hatten mit Harry einige Zeit in deſſen Wohnzimmer zugebracht und ihm Berichte abgeſtattet, als die ſchöne Lucy ihnen anzeigte, daß das Abendeſſen aufgetragen ſei. Harry geleitete ſeine Gäſte nun nach dem Speiſezimmer, wo ſie bei Tiſche ihre begonnene Unterhaltung eifrig fortſetzten.

Es war ſchon nach neun Uhr, als der Richter Jack daran mahnte, daß es Zeit ſei, den Heimweg anzutreten, wogegen Harry ſich jedoch auflehnte und darauf beſtand, daß ſie vorher ihm noch die Freude machen möchten, eine Flaſche Madeira mit ihm zu trinken. Er gab Lucy

einen Wink und bald darauf kehrte ſie mit dem Wein in das Zimmer zurück und trug mit den Gläſern auch Cigarren auf den Tiſch.

Sie hatte ſo eben auch einen Becher mit Fidibus hinzugefügt und warf Harry einen fragenden Blick zu, ob er noch einen Befehl für ſie habe, als die Thür ſich langſam aufthat und ein mexicaniſcher Offizier hereintrat, hinter welchem in dem Corridor Soldaten ſichtbar wurden.

„Im Namen der Regierung verhafte ich Sie, Herr Williams, Herr Jack und Colonel Travis“, ſagte er und trat zur Seite, um ſeinen Soldaten Einlaß zu geben.

Harry ſprang erſchrocken auf und mit ihm ſeine Gäſte, ſie ſahen aber ſehr gut ein, daß von einer Gegenwehr gar keine Rede ſein konnte, zumal da der Offizier ihnen mittheilte, daß das ganze Haus umſtellt ſei. Dabei gab er den Soldaten einen Wink und dieſe nahmen die drei Gefangenen in ihre Mitte und ketteten ſie mit den Händen zuſammen.

Lucy ſtand im erſten Augenblick vom Schreck gelähmt da, dann aber erfaßte ſie Verzweiflung; ſie wollte ſich zu Harry hindrängen, der Offizier jedoch wies ſie unſanft zurück und gab Befehl zum Abmarſch.

Fort ging es nun in die Dunkelheit hinaus. Den

Gefangenen war es nicht wohl ums Herz, denn was ihnen bevorstand, war leicht zu errathen. Sie waren den Mexicanern sehr gefährliche Personen und es unterlag keinem Zweifel, daß man sie erschießen lassen würde.

Harry hatte wiederholt seiner treuen Lucy bedeutsame Blicke zugeworfen, denn mit ihr zu reden hatte ihm der Offizier untersagt.

Die Nacht verhinderte das Bekanntwerden ihrer Verhaftung, und wenn auch am folgenden Morgen die Kunde davon eilig durch die Umgegend ziehen würde, so war es dann wahrscheinlich schon längst zu spät, ihnen zu Hülfe zu kommen. Mit solchen schweren Betrachtungen schritten die Gefangenen schweigend in der Mitte der Soldaten auf der Straße nach Brazoria durch die Dunkelheit hin und schlossen im Stillen ihre Rechnung mit der Welt ab.

Kaum aber hatte das Militär mit seiner Beute die Plantage verlassen, als Lucy ihr großes Tuch um sich warf, eine Reitpeitsche ergriff und nach der Einzäunung lief, wo die Reitthiere standen. Ein alter Neger kam ihr dort mit zwei Pferden entgegen; auf das eine schwang sie sich selbst, das andere bestieg der Alte, und fort sprengten sie durch die Nacht dahin. Der Neger voran, die Mulattin hart hinter ihm, blieb Meile auf Meile zurück, ohne daß ein anderer Laut als der Hufschlag und

das Schnauben der flüchtigen Roſſe zwiſchen ihnen hörbar geworden wäre, da erreichten ſie den Urwald, der ſich meilenbreit an beiden Seiten des Brazosfluſſes hinzieht und in deſſen tiefem Dunkel ſie die Eile ihrer Thiere mäßigen mußten. Nur eine kurze Strecke waren ſie in den himmelhohen Wald eingedrungen, als der Neger ſein Pferd anhielt, mehrere lange Stücke Kienholz aus einem am Sattel hängenden Bündel zog und dieſelben anzündete, um bei ihrem Fackellicht den Weg verfolgen zu können. Kaum aber brannte das Holz, als Lucy ihren Führer wieder zur höchſten Eile antrieb, ſodaß die rothe Flamme der Fackel mit ihrem ſchwarzen Rauche weit im Winde verwehte. Der Weg war ſumpfig und grundlos, hier ſperrten ihn rieſige Baumſtämme, die über ihn hingeſtürzt lagen, dort unterbrachen ihn breite Gräben, in welche das Waſſer vom Fluſſe aus zurückgetreten war, nichts aber vermochte die Mulattin aufzuhalten, und bald erreichten ſie das Ufer des Brazosfluſſes. Hier ſtand unter den weit ausgeſtreckten Rieſenäſten uralter Eichen und Platanen ein verwittertes kleines Blockhaus, deſſen Aeußeres nicht vermuthen ließ, daß es einem Menſchen als Obdach diene. Dennoch wohnten zwei Amerikaner darin, welche ſeitens der Aufſtändiſchen hier als Fährleute gehalten wurden, um eilig und unbemerkt Botſchaften von einem Ufer zum andern ge-

langen zu laſſen, denn die Fähren an den Hauptſtraßen waren von mexicaniſchen Soldaten beſetzt und bewacht.

Der Neger ſprang von ſeinem Pferde und klopfte an die Thür des Blockhauſes, worauf ſofort Stimmen darin hörbar wurden und im nächſten Augenblick ſich die Thür öffnete.

Zwei junge Männer traten heraus und hielten, vom Licht geblendet, die Hand über die Augen, um zu ſehen, wer ihre Dienſte verlange.

„Biſt Du nicht Herrn Williams' Aron?“ fragte der eine den Neger und fuhr dann zu Lucy aufſchauend fort:

„Sieh, da iſt ja Herrn Williams' ſchöne Lucy auch! Mein Gott, es iſt ihm doch nichts geſchehen?“

„Die Mexicaner haben ihn ſammt dem Colonel Travis und dem Richter Jack in unſerm Hauſe gefangen genommen und ſie nach Brazoria abgeführt“, antwortete Lucy mit vor Angſt bebender Stimme. „Fahren Sie mich ſchnell über den Fluß, damit ich den Bruder des Richters, den Colonel Jack, zur Hülfe herbeirufen kann, ſonſt ſind die Gefangenen verloren; man wird ſie morgen erſchießen. Helfen Sie mir, ſchnell, ſchnell!“

„Da iſt freilich nicht viel Zeit zu verlieren, denn der Tag wird nicht mehr fern ſein, wenn Sie,

ſchöne Lucy, bei dem Colonel eintreffen. Wir wollen uns beeilen; Aron, führe die Gäule am Ufer hinunter.“

Bei dieſen Worten nahm er dem Neger die Fackel aus der Hand und ſchritt der Mulattin voran an dem ſteilen Ufer hinab, während Aron die Pferde auf einem Umweg nach dem Waſſer hinuntergeleitete. Auch der zweite Fährmann fand ſich bei dem dort liegenden Nachen ein, der Neger trug die abgenommenen Sättel in das Schiffchen und trat, nachdem Lucy und die beiden Amerikaner darin Platz genommen hatten, die Pferde an den Zügeln hinter ſich herführend, ſelbſt hinein. Die Fährleute trieben mit ihren Rudern den Kahn langſam vom Ufer ab, und Aron zog die Roſſe hinter dem Nachen her in das Waſſer, ſodaß ſie demſelben ſchwimmend folgen mußten. Lucy hielt während der Fahrt die Fackel hoch über ſich, um die Ruderer die Köpfe der Pferde ſehen zu laſſen, damit ſie ihren Ruderſchlag mit deren Eile in Einklang bringen könnten. So zogen ſie ſchweigend über den gewaltigen Strom, und bald beleuchtete das Licht der Fackel die zum Himmel aufſtrebende Baumwand mit ihren von den Aeſten bis auf das Waſſer herabhängenden grauen Moosfahnen. Zwiſchen denſelben hindurch glitt der Nachen dem Ufer zu, welches hier nicht ſo hoch und ſteil war als an der an-

dern Seite, und leicht erklommen die beiden Pferde von Aron geführt das Land. Nach wenigen Augenblicken hatte der Neger sie wieder gesattelt, die Fährleute halfen Lucy ihr Roß besteigen, und Aron auf dem seinigen voran folgten sie abermals dem oft kaum zu erkennenden Wege durch den Wald. Schon nach Verlauf von einer halben Stunde hatten sie dessen Ende erreicht und trieben in der offenen Prairie abermals die Pferde zum Galopp an, denn je näher Lucy ihrem Ziele kam, um so größer wurde ihre Angst, ihre Verzweiflung. Ihre Blicke schweiften fortwährend an dem östlichen Horizont und spähten nach dem gefürchteten Tag, doch war noch kein Schimmer von ihm zu erkennen, als Hundegebell zu ihren Ohren drang und gleich darauf der Neger eine dunkle Baummasse als die Niederlassung des Colonels Jack bezeichnete.

Im Galopp sprengten sie vor die unter den Bäumen versteckte Wohnung, und während die Hunde sie lärmend umkreisten, ließ der Neger wiederholt ein lautes, dringendes „Hollah!“ erschallen.

„Wer ist da?“ antwortete es aus einem sich öffnenden Fenster.

„Der Richter Jack ist am vergangenen Abend in dem Hause des Herrn Williams mit diesem und dem Colonel Travis von den Mexicanern verhaftet und

nach Brazoria abgeführt worden", rief Lucy dem Manne im Fenſter zu.

„Mein Bruder?" ſchrie dieſer. „Hölle und Teufel!"

Dann war es wieder ſtill, gleich darauf aber erhellten ſich die Fenſter, die Thür des Hauſes wurde geöffnet und Colonel Jack ſtürzte aus derſelben hervor.

„Mein Gott — Lucy!" rief er überraſcht. „Steigen Sie ab und kommen Sie in mein Haus. Wie ſoll ich es Ihnen danken, daß Sie mir die Nachricht bringen?"

Dann wandte er ſich zu dem Neger und ſagte:

„Aron, reite, ſo ſchnell Du kannſt, zu Sheffield, ſage ihm, was geſchehen iſt, und bitte ihn in meinem Namen, mit allen waffenfähigen Männern, die er aufbringen könne, nach der untern Fähre am Brazos zu kommen; er möge keine Minute verlieren."

Zugleich hob er Lucy von ihrem Pferde, befeſtigte daſſelbe mit dem Zügel an einem Baum und geleitete die Mulattin nun in das Haus, wo ihnen bereits die Frau, die Töchter und zwei erwachſene Söhne des Colonels entgegenkamen.

„Charles, reite zu Dickens und bringe aus der Umgegend alle Männer mit, und Du, Ralph, jage zu Townſend", ſagte der Colonel zu ſeinen Söhnen und gab

dann ähnliche Befehle an zwei Negerburschen, welche in die Thür getreten waren.

Diese sowie die beiden Söhne sprangen eilig fort, während der Colonel sich wieder an Lucy wandte und sagte:

„Sie können hier bei meinen Damen bleiben, Lucy, denn allein dürfen Sie nicht zurückreiten."

„Nein, nein, Colonel Jack, ich begleite Sie, ich reite mit Ihnen nach Brazoria zu meinem Herrn", antwortete die Mulattin auf das bestimmteste und wies jede dagegen gemachte Vorstellung zurück.

„Wie Sie wollen, Lucy", versetzte der Alte. „Es wird aber einen heißen Ritt geben und vielleicht ein noch heißeres Zusammentreffen." Dann zog er einen Stuhl vor das Kamin, in welchem jetzt ein Feuer aufflackerte, und sagte zu der Mulattin:

„Setzen Sie sich, Sie braves Mädchen; Sie sind mir und den Meinigen lieber und willkommener als manche unserer weißen Nachbarn. Nun will ich mich rüsten."

Dann rief er seiner Frau noch zu, das Frühstück zu beeilen, und verließ das Zimmer.

Auch die Damen hatten sich entfernt, um in der Küche hülfreiche Hand zu leisten, da trat Lucy an das Fenster und schaute bebenden Herzens unter dem dunkeln Laubdach, welches das Haus in tiefe Schatten legte,

nach dem Himmel im Oſten. Der bleiche Streif über der flachen Ferne wurde breiter und heller und der erſte Schimmer des Tages begann die Dunkelheit von der Erde zu verdrängen.

Lucy hatte ihre Hände auf ihrer Bruſt gefaltet, hielt ihre Augen flehend zum Himmel aufgerichtet und betete inbrünſtig um Rettung für den Geliebten ihres Herzens. Je heller es wurde, um ſo trüber, um ſo banger legte es ſich um ihre Seele, und wenn ſie ſich auch ſagte, daß noch viele Stunden vergehen müßten, ehe die Soldaten in Brazoria erwachen und Gericht über die Gefangenen halten würden, ſo war es ihr doch, als ob die Angſt ſie verzehren wolle, als müſſe ſie fort zu dem Geliebten fliegen. Immer wieder ſchaute ſie nach ihrem Pferde hin, welches noch ruhig unter dem Baum vor dem Hauſe ſtand. Was konnte ihr aber das Thier helfen? Sie kannte keinen Weg von hier nach Brazoria, und wenn ſie auch wirklich dorthin gelangen könnte, ſo lag es ja außer ihrer Macht, nur das Geringſte für Harry zu thun.

Da fuhr es ihr wie ein Lichtſtrahl durch die Seele; es dröhnte wie ferner Donner zu ihrem Ohr, es kam näher und näher und immer deutlicher erkannte ſie den Hufſchlag vieler flüchtigen Roſſe. Es waren Freunde Harry's, es waren Männer, die zu ſeiner Rettung herbei-

jagten. Mit ſtürmiſcher Eile ſprengten jetzt von verſchiedenen Seiten einige vierzig Reiter zu dem Haus heran, befeſtigten die Zügel ihrer Pferde an den Bäumen und traten dann, ihre langen Büchſen an der Treppe aufſtellend, in das Gebäude ein.

„Dank, Dank, meine Freunde!“ rief ihnen Colonel Jack entgegen und führte ſie in das Beſuchszimmer. „Wer noch nicht gefrühſtückt hat, iſt herzlich willkommen, der Kaffee ſteht bereit; wer aber einen kräftigen reinen Morgentrank zu haben wünſcht, der findet ihn dort auf dem Kredenztiſche. Helfen Sie ſich ſelbſt, Gentlemen.“

Sämmtliche Gäſte machten von letzterer Einladung Gebrauch und bedienten ſich auch der Cigarren, die Colonel Jack für ſie hingeſtellt hatte, während dieſer ſich zu den Seinigen begab und mit ihnen und Lucy ſchnell ſein Morgenbrod einnahm.

Nach ſehr kurzer Zeit aber kehrte er mit der Büchſe in der Hand zu ſeinen Freunden zurück und ſagte:

„Nun, in Gottes Namen, laſſen Sie uns reiten, damit wir in die Nähe von Brazoria kommen, ehe die mexicaniſchen Schurken erwachen.“

Alle eilten hinaus zu den Pferden, Colonel Jack hob Lucy in den Sattel und wenige Minuten ſpäter ſtürmte die ganze Schaar im Galopp davon. Ohne den Thieren Raſt zum Verſchnaufen zu geben, erreichten ſie

bereits nach einer Stunde den Brazoswald, wo der ſchmale, ſumpfige Weg ihrer Eile Einhalt that. Dennoch trieben ſie ihre Roſſe zu möglichſter Schnelligkeit an, und als die Sonne ihren erſten Blick über die Erde ſchoß, hielten ſie an dem Ufer des Stroms.

Die drei großen Boote, welche hier gleichfalls von den Amerikanern gehalten wurden, hatten bereits die Söhne des Colonels nebſt den Freunden, die ſie herbeigeholt, über den Fluß geſetzt, und während dieſer ſich mit ſeiner Schaar einſchiffte, langte auch Aron mit noch mehreren Männern an.

Die drei Gefangenen ſaßen während dieſer Zeit zuſammen in einem düſtern Blockhaus in der nahe an der andern Seite des Stroms gelegenen Stadt Brazoria und ſchauten, in ſehr ernſte Betrachtungen verſunken, nach den kleinen Oeffnungen in den Wänden und in dem Schindeldache, durch welche das heitere Licht des Morgens zu ihnen eindrang.

Sie ſaßen ſchweigend neben einander auf dem Fußboden, denn Möbel enthielt das Gefängniß keine, und ein jeder von ihnen dachte an das, was ihm das Liebſte auf Erden war. Da brach Colonel Travis zuerſt das Schweigen und ſagte:

„Wäre es im Kampfe für die Freiheit dieſes Landes, ſo würde ich gern ſterben, aber ſo wie Schlacht-

vieh durch dieſes heuchleriſche, feige Geſindel hinausgeführt und erſchoſſen zu werden, das iſt mir ſchrecklich!“

Dabei warf er einen verzweifelnden Blick nach der Thür und ſchüttelte die Kette an ſeinen Händen.

„Wenn nur mein Bruder Kunde von unſerer Verhaftung erhielte, er würde uns retten oder ſein eigenes Leben verlieren“, hob der Richter Jack an. „Meiner Frau und meinen Kindern aber fällt es gar nicht auf, daß ich geſtern nicht nach Hauſe gekommen bin, es iſt dies in letzter Zeit zu oft der Fall geweſen. Der Himmel mag ſich ihrer erbarmen!“

Harry ſaß in Gedanken verſunken und ſah unbeweglich vor ſich nieder, nach einer Weile aber ſtrich er ſeine ſchönen Locken zurück und ſagte:

„Ich gebe die Hoffnung auf unſere Befreiung noch nicht ganz auf. Jedenfalls ſind in der Nacht noch alle unſere Nachbarn von der That in Kenntniß geſetzt worden, ſodaß ſie die Gefahr kennen, in der wir ſchweben, und es iſt unglaublich, daß ſie gar keinen Verſuch zu unſerer Befreiung machen ſollten. Meine Mulattin Lucy hat ſie ſicher beſchworen, es zu thun.“

„Die Militärmacht hier iſt jetzt zu groß, als daß wenige Männer einen Angriff wagen könnten; es liegen augenblicklich über dreihundert Mann hier in Garniſon“, bemerkte Travis.

„Und doch würden es unſere Freunde wagen, wenn ſie Nachricht von unſerm Schickſal hätten“, verſetzte der Richter. Da wurde von außen der Schlüſſel in das Thürſchloß geſteckt, und alle drei ſahen ſich erſchrocken an.

„Es geht zu Ende mit uns, die Schurken ſind in Eile, weil ſie befürchten, daß man uns zu Hülfe kommen möchte“, ſagte Travis, als die Thür ſich öffnete und ein Offizier mit mehreren Soldaten hereintrat. Derſelbe gab letztern einen Wink, und ohne ein Wort zu reden, ſchritten ſie zu den drei Gefangenen, nahmen ihnen die Ketten ab und banden ihnen dafür die Hände auf dem Rücken zuſammen.

„Ohne Verhör, ohne Urtheil?“ fragte der Richter entſetzt, der Offizier antwortete ihm aber nicht, ſondern winkte ihnen nur, das Haus zu verlaſſen.

Widerſtand war unnütz, darum folgten alle drei ſchweigend der Aufforderung und traten in das Freie hinaus, wo eine Compagnie Soldaten ſie in ihre Mitte nahm und mit ihnen abmarſchirte.

Das Gefängniß lag an der Außenſeite der Stadt, ſodaß der ernſte Zug, ohne Aufſehen zu erregen, aus derſelben gelangte, wo er ſich dann zwiſchen Maisfeldern hin dem Walde zu bewegte, der das Ufer des nahen Stroms krönte.

Schweigend ſchritten die drei Unglücksgefährten vor-

wärts und maßen die kurze Lebensfriſt, die ihnen noch vergönnt war.

Colonel Travis ging ſtolz und hoch aufgerichtet mit zornflammendem Blick dahin, als ſei er es, der die Mexicaner zum Tode führe; der Richter Jack dagegen war niedergebeugt und murmelte wiederholt mit tiefem Seufzer: „Mein Weib, meine Kinder!“

Nur Harry glaubte noch nicht unbedingt an ſein Ende, wenn er ſich auch nicht ſagen konnte, worauf er jetzt noch hoffen dürfe, denn es waren ja nur noch wenige Schritte bis auf die Grasfläche vor dem Walde, auf welcher, wie er wußte, auch der alte Pflanzer Dougall erſchoſſen worden war. Ein unnennbares Gefühl des Vertrauens auf eine unerwartete Hülfe kämpfte in ihm lebendig gegen die Ergebung in das Schickſal, welches ſo nahe, ſo drohend vor ihm ſtand, und mit immer größerer Eile ließ er ſeinen ſpähenden Blick hin und her durch die Umgegend ſchweifen. Er dachte an ſeinen Schiffbruch und an ſeinen Ritt auf dem Brete in dem Ocean; dort war eine Rettung noch viel unglaublicher geweſen als hier, wo jeden Augenblick ſeine Freunde erſcheinen und ihn befreien konnten. Soweit er aber auch ſeinen Blick umherſandte, ſo konnte er doch nichts erkennen, was ſeine Hoffnung gerechtfertigt hätte, und wie ein Nebelbild ſank ſie in dem Augenblick zuſammen, als er

die Grasfläche betrat, auf welcher Dougall erſchoſſen worden war. Er erſchrak, ein eiſiger Froſt lief ihm durch die Glieder, ſein Schritt wurde unſicher und wankend und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Scheiden ſollte er von dem ſchönen Leben, das ihn ſo ſonnig beſchien — gab es denn gar keine Hoffnung, keine Rettung mehr? Keine! Wie gern hätte er ſeine Schritte verzögert, ſeine Henker aber, die herzloſen Soldaten, hielten nicht inne, bis ſie auf den kleinen, von einer wilden Hecke eingeſchloſſenen Platz kamen, auf dem mehrere friſche Grabhügel aus dem langen Graſe hervorſahen.

„Halt!“ rief der Offizier, die Soldaten neben den Gefangenen ließen dieſe nebeneinander niederknien und alle ſtellten ſich dann auf Commando in kurzer Entfernung vor ihnen in zwei Reihen auf.

Der Offizier trat jetzt zur Seite, „Achtung!“ rief er ſeinen Leuten zu und ſein Mund öffnete ſich zum weitern Commando, da krachten Büchſenſchüſſe von dem nahen Walde her, der Offizier und viele der Soldaten ſanken getroffen zuſammen und mit einem Hurrah, das dem Sturme glich, ſtürzten die Amerikaner aus dem Dickicht hervor. Wie Spreu vor dem Winde ſtoben die Mexicaner nach allen Richtungen auseinander und ließen ihre Verwundeten und ihren Offizier zurück, und die Mulattin voran, ſtürmten die Retter über die Grasfläche

den Gefeſſelten entgegen, die jauchzend und jubelnd aufſprangen und deren Freudengrüße beantworteten. Lucy war in der That die erſte, die ſie erreichte; zitternd und bebend fiel ſie vor Harry nieder und umklammerte ſchluchzend und unter Thränen höchſter Seligkeit ſeine Kniee, dann aber ſprang ſie auf, löſte die Bande von ſeinen Armen und drückte wieder und wieder ihre Lippen auf ſeine Hände.

Das Zuſammentreffen der Brüder Jack war ein ergreifendes; immer von neuem fielen ſie ſich in die Arme und prieſen den Allmächtigen für die Rettung, womit er ſie geſegnet, bis endlich mehrere Stimmen laut wurden, daß es Zeit ſei, ſich über den Fluß zurückzuziehen, da Colonel Bradburne bald mit ſeiner ganzen Macht erſcheinen werde.

„Ich hätte große Luſt, ſelbſt ihn anzugreifen; ich glaube, wir trieben die ganze Bande bis nach dem Golf hinab", rief Colonel Travis auffordernd.

„Jetzt nicht, Travis", fiel ihm Colonel Jack in das Wort. „Wir müſſen uns zu einem ernſtern, bedeutendern Schlag rüſten. Eins aber dürfen wir jetzt nicht unterlaſſen, wir müſſen dem rettenden Engel danken, der uns noch zeitig hierher gebracht hat; ohne unſere ſchöne Lucy hätten wir unſere drei Freunde nimmermehr wiedergeſehen!"

Dabei trat der Alte zu der Mulattin hin, ergriff ihre Hand und dankte ihr mit heißen, innigen Worten für den Dienſt, den ſie ihm und dem Land erwieſen habe. Sein Bruder und Travis thaten es gleichfalls in tief ergreifender Weiſe, und alle Uebrigen folgten ihrem Beiſpiele. Trommeln, Hörner und Trompeten ſchallten von der Stadt her, als die Sieger mit ihren drei geretteten Freunden den Fluß bereits erreicht hatten und ſich nach dem andern Ufer einſchifften.

Viertes Kapitel.

Um dieselbe Zeit trug sich weiter im Westen von Texas ein Ereigniß zu, bei welchem die amerikanische Bevölkerung noch viel offener und in größerem Maßstabe den Mexicanern mit Gewalt entgegentrat.

An dem wunderbar schönen Guadelupefluſſe, einige sechzig Meilen östlich von San-Antonio, dem Sitz der Provinzialregierung, lag ein Städtchen Namens Gonzales, dessen Einwohnerschaft größtentheils aus Amerikanern bestand. Die unendlich vielen Reize, welche die Natur hier jahraus jahrein entfaltete, hatten die wandernden, eine Heimat suchenden Familien hier zusammengeführt und sie schon seit Jahren an dieses Land gefesselt, trotz der großen Gefahren, welche ihnen die Urbewohner, die Indianer, bereiteten, indem dieselben fortwährend mit ihnen um den Besitz dieses ihres schönen Eigenthums kämpften. Was aber waren alle Gefahren gegen ein irdisches Paradies, wie es hier an den

ewig grünen, ewig mit Blumen geſchmückten Ufern der kryſtallklaren, rauſchend dahinſchäumenden Guadelupe ausgebreitet lag! Wolkenlos und durchſichtig ſpannt ſich hier der blaue Aether über den weiten, ſaftig grünen, wellenförmig auf- und abſteigenden Prairien, belebend und ewig verjüngend reizt das Sonnenlicht die reiche Erde zu ununterbrochener ſchaffender Thätigkeit, und der vom Golf ungehindert und fortwährend über ſie hinziehende erfriſchende Seewind erquickt und ſtärkt die Keime, die in üppiger Lebenskraft ſtrotzend aus ihr hervorſchießen. Und durch dieſe mit hohen feinen Gräſern und tauſendfarbigen Blumen wogenden, unabſehbaren Grasfluren, aus denen ſich kleine ſchattig dunkle Waldgruppen wie Inſeln aus dem Meere erheben, ſchlängelt ſich in graziöſen Windungen und überſchattet von majeſtätiſchem Walde die zauberiſch ſchöne Guadelupe und ſtürzt ſich bald tobend und brauſend über mächtige Felsſtücke, von denen ihr weißer Giſcht emporſprüht und kühlend und erfriſchend das heimliche Dunkel über ihr durchweht, bald gleitet ſie geräuſchlos zwiſchen den üppigen Rieſenpflanzen ihrer Ufer hin und ſpielt mit deren glühend farbigen Blumen und mit den blühenden Ranken und Schlinggewächſen, die aus dem dunkelgrünen Laubgewölbe in ihre klare Flut herabhängen. Dabei zeigt ſie dem ſtaunenden Auge in ihrer tiefſten Tiefe das blendend weiße

Geſtein auf ihrem Grund, die zwiſchen ihm grünenden zierlichen Waſſerpflanzen und die goldigen Fiſche und Schildkröten, die ſpielend ihre kryſtallene Flut beleben. Kein Wunder war es, daß um dies ſchöne Land die Indianer mit den Weißen, die es ihnen entreißen wollten, blutige Kämpfe fochten, und ſehr erklärlich war es, daß dieſe keine Gefahr ſcheuten, ſich in einem ſolchen Paradieſe zu behaupten. Die Wälder ſpendeten ihnen den koſtbarſten Honig und die ſüßeſten Früchte in unglaublicher Fülle, Bären, Hirſche, Antilopen, wilde Truthühner und Prairiehühner gab es hier in endloſer Zahl und die Erde lieferte bei der oberflächlichſten Bearbeitung die reichſten Ernten. Der Menſch brauchte hier kaum zu ſorgen, die Natur gab ihm Alles freigebig und machte es ihm ſelbſt unnöthig, ſich ein Obdach zu bauen, da es eine ſchönere Wohnung auf der weiten Welt nicht gab, als in dem Schatten der rauſchenden Bäume an der kühlen, brauſenden Guadelupe.

Dennoch hatten die Bewohner von Gonzales ſich recht ſaubere, dem herrlichen Klima angepaßte Wohnungen aus Holz erbaut und dieſelben mit ſtarken Einzäunungen umgeben, um ſich gegen einen raſchen Ueberfall der Indianer zu ſchützen. Sie waren, wie es überhaupt dem Amerikaner eigen iſt, mit den Waffen vertraut und reichlich damit verſehen und hatten ſchon ſeit Jahren

einen Freund in ihrer Mitte, der durch seine Donnerstimme die Wilden schon manchmal in die Flucht getrieben hatte. Es war eine Kanone, ein Zehnpfünder, der stets mit Kartätschen geladen bereit stand, einem Feinde seinen Eiseninhalt zuzuschleudern, und dem Gonzales es zum großen Theile verdankte, daß es bei so vielen Sturmangriffen der Wilden nicht in Schutt und Asche gelegt worden war.

Diese vortreffliche Waffe hatten die Mexicaner nun schon lange mit neidischem Auge angesehen und namentlich in letzterer Zeit war sie ihnen in den Händen der ihnen feindlich gegenüberstehenden Bevölkerung von Gonzales als ein unangenehmer Trumpf erschienen. Aus diesen Gründen beschloß der Gouverneur von Texas, der in San-Antonio seinen Wohnsitz hatte, bei Zeiten dieses gefahrdrohende Instrument aus Gonzales zu entführen und nach San-Antonio zu bringen, und gab einigen hundert Dragonern den Befehl zur Ausführung dieser Vorsichtsmaßregel.

Die Amerikaner aber hatten in San-Antonio wie überall im ganzen Lande ihre Kundschafter, die jeden Schritt der Mexicaner überwachten, und kaum war der Befehl erlassen worden, als auch schon die Nachricht davon durch einen Eilboten nach Gonzales getragen wurde.

Mit großer Entrüstung empfingen die Bewohner

die Kunde und beschlossen einstimmig, die ungebetenen Gäste bei ihrem Eintreten mit der Kanone selbst zu begrüßen. Dieselbe wurde sofort in die Straße gefahren, durch welche die Reiterei in die Stadt einziehen mußte, und vor das Geschütz stellte man einen großen Kastenwagen hin, der dasselbe vor dem Blick der Mexicaner verbergen sollte. Die ganze männliche Bevölkerung aber griff zu den Waffen und vertheilte sich hinter den Fenstern, Thüren und Seiten der Häuser, um zugleich mit der Kanone den Feinden ein blutiges Willkommen zu geben.

Es war ein heißer, stiller Tag und die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, als die vor der Stadt auf einer Anhöhe ausgestellten Wachen die Nachricht in dieselbe brachten, daß eine dichte Staubwolke in der Prairie von San-Antonio her heranziehe und daß man Reiterei darin erkannt habe. Alle Männer sprangen auf ihre Posten, die Büchsen wurden zum Schuß bereit gemacht, und mit wachsender Spannung schaute man verstohlen aus den Verstecken in der Straße hinauf und sah von Augenblick zu Augenblick dem Erscheinen der verhaßten Feinde entgegen. Da erschallte der hellklingende Ton von Trompeten und zwischen drei-

und vierhundert Dragoner kamen in geſchloſſenen Reihen in die Straße hereingetrabt. Bei dem Kaſtenwagen vor dem Geſchütz ſtand eine Anzahl von Männern, wie an demſelben beſchäftigt, und bei der Kanone dahinter verbargen ſich lauernd vier kräftige junge Burſchen, bis die Dragoner ſie auf fünfzig Schritte erreicht hatten. Da zog man den Wagen mit Blitzesſchnelle zur Seite, ein ſchwarzgelockter Jüngling drückte die brennende Lunte auf das Geſchütz, die Cavallerie ſtutzte, aber im ſelbigen Augenblick entlud ſich die Kanone und ſchleuderte mit einem Donnergruß ihren Eiſenregen in die dicht zuſammengedrängte Reiterei. Zugleich aber blitzten und krachten Hunderte von Büchſen von beiden Seiten der Straße und ſandten ihr tödtliches Blei unter die Dragoner, die jetzt in Schreck und Entſetzen ſich wandten und in der Flucht ihr Heil ſuchen wollten. Zu dicht aber zuſammengepreßt, kamen ſie nicht vom Platz. Mac-Coor, einer der Bedienung bei dem Geſchütz, ſchob eine neue Büchſe mit Kartätſchen in daſſelbe hinein, Albert Randolph, der die Lunte hielt, drückte ſie wieder an den Zünder und abermals flog die Eiſenladung donnernd und pfeifend in die verworrenen Reihen der Mexicaner. Jetzt hatten die letzten Glieder derſelben das Weite geſucht, alle ſtürmten nun über ihre gefallenen Kameraden hinweg aus der Stadt hinaus, und noch manche

Büchſenkugel flog ihnen nach. Gegen achtzig Dragoner blieben unberitten, verwundet oder todt in der Straße zurück, und die Männer und Weiber von Gonzales eilten den Verwundeten zu Hülfe, um ihnen beizuſtehen und ihre Schmerzen zu lindern.

Mit Feſtigkeit und Entſchloſſenheit aber wurden jetzt eiligſt Anſtalten getroffen, die Stadt zu befeſtigen und gegen einen Angriff einer größern Truppenmacht, welche man unfehlbar am folgenden Tage von San-Antonio her erwarten mußte, zu vertheidigen.

Albert Randolph hatte, von Mac-Coor geführt, ſeine Flucht aus den Vereinigten Staaten glücklich vollbracht und war, durch Texas nach deſſen geprieſenem Weſten ziehend, durch die Schönheit der Natur um Gonzales an dieſes Städtchen gefeſſelt worden. Niedergebeugt vom Schickſal und zerfallen mit der Menſchheit, hatte er hier ſtill und ungekannt gelebt, bis die amerikaniſche Bevölkerung ſich gegen die mexicaniſche Tyrannei zu ſträuben begann und dieſe die Ketten noch feſter zu ziehen ſich bemühte. Bei der Rückkehr Auſtin's aus der Gefangenſchaft in Mexico trat Albert zuerſt aus ſeiner Unthätigkeit, ſeinem Unbekanntſein hervor in das politiſche Leben und nahm Partei für Auſtin. Er war oft und viel mit ihm zuſammen, Auſtin lernte bald ſeinen hohen geiſtigen Werth kennen und ſah in ihm

einen Mann, der in der politiſchen Geſtaltung von Texas eine große Rolle ſpielen müſſe. Bei allen Volksverſammlungen und Berathungen in dieſem weſtlichen Theile des Landes wurde Albert's Stimme gehört, das Begeiſternde, Hinreißende ſeiner prächtigen, klaren und doch hochpoetiſchen Rede gab immer bei Verſchiedenheit der Meinungen die Richtung an, der man ſchließlich folgte, und ſeinem weitgreifenden klaren Blick in die politiſchen Zuſtände ſowie ſeiner Thätigkeit verdankte die Partei Auſtin's die Macht, die ſie bald erlangte. Gänzlich unbekannt aber blieb es, daß er der Dichter Albert ſei, er war nur der Advocat Randolph, ein Name, der über ganz Amerika verbreitet iſt. Zugleich mit Entfaltung ſeiner Thätigkeit für die Freiheit von Texas widmete er ſich wieder literariſchen Arbeiten, und wohl ſeine werthvollſten poetiſchen Schöpfungen verdanken dieſer Zeit ihre Entſtehung. Sie erſchienen im Norden der Vereinigten Staaten unter dem Namen Albert, während Niemand wußte, wo der Dichter lebte. Was ihm aber ſein hartes Geſchick erträglich machte, war ſeine Correſpondenz mit der Geliebten ſeines Herzens, mit Blancha, die ihm regelmäßig wöchentlich Nachricht von ſich gab, und aus vielen ſeiner wunderbar herrlichen Poeſien klingt ſeine hochbegeiſterte ſchwärmeriſche Liebe für die ferne Geliebte hervor.

Albert war neben Auſtin eine der bedeutendſten Perſönlichkeiten im Weſten von Texas und ſein Name ſtand in San-Antonio und ſelbſt in Mexico ſehr ſchwarz angeſchrieben.

Mac-Coor folgte ihm, wo er ging und ſtand, wie ſein Schatten nach, obgleich er ihm ſeine Geſellſchaft nie aufdrängte, im Gegentheil, er vermied es vor der Welt, als ein näherer Bekannter von ihm zu erſcheinen, und wenn ihm Albert im Gefühl ſeiner unverlöſchlichen Dankbarkeit manchmal einen leiſen freundlichen Vorwurf darüber machte und ihm ſagte, daß er ſeit ihrem Bekanntwerden nur Gutes von ihm geſehen habe und daß er ſeiner Freundſchaft werth ſei, ſo antwortete ihm Mac-Coor in einem Ton der Selbſtverdammung, daß er für das Gute, welches er ihm gethan, ſich habe bezahlen laſſen und daß es dadurch jeden Werth verloren habe.

Sowie die Männer von Gonzales bei allen öffentlichen Angelegenheiten Albert's Wort zu Rathe zogen, ſo leitete er auch an dem Abend, nachdem die Dragoner zurückgeſchlagen waren, die Vorkehrungen zu einer nachdrücklichen weitern Vertheidigung, welche ſchnell mit aller Energie getroffen wurden; denn in San-Antonio lagen gegen dreitauſend Mann mexicaniſche Truppen, die ſicher bald erſcheinen würden, um die Niederlage ihrer

Kameraden an Gonzales und deſſen Bewohnern zu rächen. Während Albert nun die Eingänge in die Stadt durch Gräben und Erdaufwürfe für Cavallerie unzugänglich machen ließ, ſandte er auch zugleich reitende Boten nach allen Richtungen in das Land und rief die in der Umgegend wohnenden Amerikaner zu den Waffen. Es war ſchon ſpät in der Nacht und noch herrſchte in Gonzales die größte Thätigkeit, als plötzlich eine ganz unerwartete Hülfe in der Noth erſchien: Stephan Auſtin langte mit einigen hundert bewaffneten und berittenen Männern vor der Stadt an. Auſtin, welcher in der nach ſeinem Vater genannten Stadt Auſtin lebte, hatte gleichfalls am frühen Morgen von dem beabſichtigten Ueberfall der Mexicaner Kunde erhalten und eiligſt alle Männer in ſeiner Nähe zur Hülfe aufgerufen und hierher geführt. Außer ihnen trafen aber in der Nacht noch viele Streiter aus der Umgegend von Gonzales ein, ſodaß, als der Morgen graute, gegen vierhundert Männer in der Stadt ſich befanden, die jetzt mit begeiſtertem Verlangen dem Erſcheinen des Feindes entgegenſahen.

Derſelbe ließ auch nicht lange auf ſich warten, denn die Sonne ſtand noch ziemlich hoch über dem flachen Horizont, als zweitauſend Mann Mexicaner mit zwei Geſchützen vor der Stadt anlangten und ſofort

Anſtalten zum Angriff machten. Ehe eine halbe Stunde verging, war der Kampf im vollen Gange. In der Ueberzeugung, die kleine Macht, welche ihnen die Stadt Gonzales entgegenzuſetzen vermochte, erdrücken zu können, ſtürmten die Mexicaner mit hartnäckiger Wuth gegen ſie an, wurden aber von dem mörderiſchen Feuer der kaltblütigen Amerikaner immer wieder zurückgeworfen, bis ſie an ihrem großen Verluſte erkannten, daß die Stadt Hülfe von außen erhalten haben müſſe. Nach zweiſtündigem Gefechte zogen ſie ſich zurück, um ihren Heimmarſch anzutreten, da brach aber Auſtin mit allen berittenen Männern aus der Stadt hervor und trieb die Feinde meilenweit auf ihrer tollen Flucht davon, bis die Nacht der Verfolgung ein Ziel ſetzte. Die beiden Kanonen der Mexicaner wurden erbeutet und im Triumph in die Stadt Gonzales eingeführt.

Die Fahne des Aufruhrs war jetzt entfaltet und die Kriegspoſaune ſchallte durch ganz Texas von dem Sabine bis zum Rio Grande. Allenthalben griff man zu den Waffen, ſammelte ſich in Schaaren und verjagte alle kleinen Militärpoſten der Mexicaner; der Oberſt Bradburne wurde in Brazoria angegriffen, zog ſich aber nach der Meeresküſte bis Velasco zurück und fand bei deſſen Vertheidigung ſeinen Tod. Nachdem ſeine Truppen zerſprengt waren, ſetzten die Sieger nach

der Insel Galveston, dem einzigen Hafen von Texas für große Seeschiffe, über, entwaffneten die mexicanische Besatzung des dortigen Forts und vergrößerten dessen Vertheidigungswerke.

Nur die beiden mit Befestigungen versehenen Städte San-Antonio und Goliad waren noch mit mexicanischen Besatzungen versehen, sonst war das ganze Land von ihnen gesäubert, und mit ihnen waren auch alle mexicanischen Behörden verschwunden. Die Unabhängigkeit, die selbstständige Republik von Texas war ausgerufen, es wurde ein Präsident gewählt, und unter ihm trat in San-Felipe der Congreß zusammen, um das neue Reich zu regieren.

Der letzte mexicanische Soldat sollte nun auch noch aus dem Lande vertrieben werden, und um dies zu vollbringen, sammelte und organisirte Stephen Austin am Coloradofluſſe eine Streitmacht.

Bis hierher hatte Harry Williams mit rastloser Thätigkeit, mit Aufbieten aller seiner Kräfte, seines ganzen Einflusses an der politischen neuen Gestaltung von Texas gearbeitet und selbst seine eigene Sicherheit mitunter aus den Augen gesetzt, jetzt aber war das Ziel erreicht, für welches er Alles gethan hatte, und mit hochfliegenden Hoffnungen wandte er sich nun seinem alleinigen Interesse zu, um die Früchte seiner Bemühungen zu

ernten. Im Stillen ſagte er der neuen Republik und den Gefahren Lebewohl, übergab ſeinem Bruder Aſhmore die Aufſicht über ſein Eigenthum und ſchiffte ſich nach Neuorleans ein. Endlich konnte er ſich einmal wieder den Genüſſen der Weltſtadt hingeben, und ſo ſehr ihn auch ſein Eigennutz nach Natchez zog, ſo verzögerte er doch mehrere Tage ſeine Abreiſe und genoß in vollen Zügen die Freuden, die ihm hier geboten wurden.

Wie verabredet, hatte er Dandon immer von Texas aus mit dem Gange der Dinge dort bekannt gemacht und ihn ſchließlich davon in Kenntniß geſetzt, daß er in Kürze bei ihm eintreffen werde, um nun die große Sklavenſpeculation ins Leben treten zu laſſen.

Nachdem er ſich in möglichſter Eile für die Entbehrungen in Texas entſchädigt und ſeine in dieſem wilden Lande ſehr verwahrloſte Toilette wieder vervollſtändigt hatte, begab er ſich auf einen der prächtigen Dampfer, welche regelmäßig zwiſchen Neuorleans und Cincinnati fahren. Auf dieſen Schiffen hält ſich jahraus jahrein eine große Zahl von Leuten auf, die ſich Sportsmen nennen, unter welchem Namen nicht allein Liebhaber von Pferderennen, Hahnengefechten und Wetten, ſondern Glücksritter im Allgemeinen und insbeſondere Spieler, Schwindler und Gauner aller Art verſtanden werden.

Sie leben von der Unvorsichtigkeit, der Unerfahrenheit, Dummheit und Gutmüthigkeit der Passagiere, indem sie denselben in irgend einer Weise das Geld abzunehmen wissen.

Kaum hatte sich das Schiff, auf welchem Harry sich befand, den Fluß hinauf in Bewegung gesetzt, als auch sofort in der großen Kajüte ein Spieltisch etablirt wurde, an welchem einige Sportsmen Platz nahmen und die herzutretenden Reisenden einluden, sich an einem gemeinschaftlichen Kartenspiel zu betheiligen.

Harry stand unweit des Tisches und unterhielt sich damit, zu beobachten, wie sich so viele bethören ließen und wie schnell und geschickt sie von diesen Gaunern um ihr Geld betrogen wurden.

Da öffnete sich die Kajütenthür und Harry's Blick wurde in höchstem Erstaunen von einem eintretenden Mann gefesselt, welcher eine so große Aehnlichkeit mit Herrn Dandon in Natchez hatte, daß er ihn wirklich im ersten Augenblick für denselben gehalten hatte. Freilich war des Mannes Erscheinung eine ganz andere als die Dandon's, denn er war sehr abgerissen in seiner Kleidung und bewegte sich mit einer Art von Schüchternheit, dennoch blieb die Aehnlichkeit mit Dandon in Gesicht und Gestalt eine ganz auffallende, ungewöhnliche und hielt Harry's Aufmerksamkeit gefesselt.

Der Mann hatte ſich ſehr langſam und von den um den Tiſch Verſammelten unbemerkt denſelben genähert und ſich hinter mehreren der Spielenden dem Bankhalter gegenüber aufgeſtellt und ſchien dem Spiele zuzuſehen, ohne ſich im entfernteſten dafür zu intereſſiren. Nur Harry, der immer noch ſeinen verwunderten Blick auf ihm ruhen ließ, bemerkte bald, daß er keineswegs ſo unthätig daſtand, ſondern mit dem Bankhalter in vollſter Thätigkeit war, indem er demſelben fortwährend Zeichen gab und zugleich in den Karten der vor ihm ſitzenden Spielenden las. Er war alſo ein geheimer Verbündeter der Sportsmen und ſeine Hülfe erprobte ſich auch als eine ſehr wirkſame, denn die Spielenden verloren ihr Geld, ſie mochten ſetzen, wie ſie wollten. Nach Verlauf von einer Stunde war Niemand mehr da, der noch Geld verlieren wollte, die Sportsmen forderten umſonſt zum Spiel auf, ſie blieben allein am Tiſche zurück. Das Ebenbild Dandon's wandelte wie in Gedanken verloren einigemal in der Kajüte auf und ab und ging dann hinaus auf das Verdeck.

Harry's Intereſſe für den Mann hatte ſich noch mehr geſteigert und er folgte ihm, um ſeine perſönliche Bekanntſchaft zu machen.

„Ich darf Sie wohl um etwas Feuer bitten", ſagte

er zu ihm tretend und nahm eine Cigarre aus ſeiner Taſche hervor.

„Mit Vergnügen“, antwortete der Mann, indem er Harry ſeine brennende Cigarre reichte, wobei er ihn ſcharf fixirte.

An dieſe erſte Annäherung knüpfte Harry nun, indem er dem Fremden ſeinen Namen nannte, eine weitere Unterhaltung, ſprach vom Wetter, von dem Schiff, auf dem ſie fuhren, und von ſchlechten Zeiten und lud ſchließlich den Mann ein, mit ihm ein Glas zu leeren. Sie begaben ſich in die Kajüte nach dem Schenktiſche, und als der Kellner ihnen die Gläſer, den Zucker und die Flaſche mit Cognac zugeſchoben und der Mann ſein Waſſerglas mit Branntwein gefüllt und noch ein wenig Waſſer hinzugegoſſen hatte, ſagte Harry mit zutraulichem, freundlichem Tone:

„Nun weiß ich aber noch nicht, auf weſſen Wohl ich trinken werde.“

„Mein Name iſt Capper“, antwortete der Fremde, verneigte ſich mit den Worten: „Ihr Wohlſein, Herr Williams!“ und leerte das Glas bis auf den letzten Tropfen, während Harry, ihn in gleicher Weiſe begrüßend, nur wenig trank, dann ſeinen neuen Bekannten beim Arm nahm und wieder mit ihm hinaus auf das Verdeck ging. Dort reichte er ihm eine

neue Cigarre und ſagte im Laufe der Unterhaltung zu ihm:

„Sie ſind Sportsman, ſowie auch ich es früher war, doch ſcheint das Glück Ihnen weniger hold geweſen zu ſein als mir.“

Capper ſah Harry überraſcht an und entgegnete mit einem verbiſſenen Lächeln:

„Es war mir recht hold geweſen und ich hielt den beſten Spieltiſch zwiſchen Neuorleans und Cincinnati, da fiel ich einer Bande von geſchicktern Sportsmen, als ich es war, in die Hände, die mich ausplünderten und dann verhöhnten. Einem derſelben vertrieb ich das Lachen, ich ſtach ihm fünf Zoll Eiſen in die Rippen und würde dafür in Natchez gehangen worden ſein, wenn nicht mein alter Freund, der Advocat Hanley, mir durchgeholfen hätte. Nun muß ich wieder klein anfangen.“

„Sie thun mir leid, alter Kamerad“, ſagte Harry mit Theilnahme, zog ſeine Börſe und reichte Capper einige Goldſtücke mit den Worten hin: „So wird Ihnen eine kleine Hülfe nicht unwillkommen ſein.“

„Ich nehme ſie mit Dank an, und kann ich Ihnen gelegentlich dienlich ſein, ſo dürfen Sie es mich nur wiſſen laſſen. Ich fahre regelmäßig auf dieſem Boote, bin aber auch immer in unſerm Club in Neuorleans in der Burgundyſtraße zu erfragen; da Sie ſelbſt Sportsman

waren, ſo wiſſen Sie dort Beſcheid. Den Bob Capper kennt Jedermann."

„Wer kann ſagen, wann und wie man einen Freund nöthig hat", verſetzte Harry leichthin und gab dann der Unterhaltung eine andere Richtung.

Harry hatte in der That keinen, auch nicht den entfernteſten Grund, weshalb er dieſen Mann ſich verpflichtete oder überhaupt deſſen Bekanntſchaft machte, es war lediglich der innere Trieb, keine Gelegenheit unbenutzt vorübergehen zu laſſen, die ihm möglicherweiſe einen Vortheil über ſeine Mitmenſchen verſchaffen konnte, und wer wußte, wie ihm die auffallende Aehnlichkeit dieſes Mannes mit Dandon noch von Nutzen werden mochte? Er ſtand auf dem Punkte, mit dieſem in eine Geſchäftsverbindung zu treten, deren Tragweite nicht abzuſehen war und durch welche er jedenfalls einen möglichſt hohen Gewinn von Dandon zu ziehen hoffte.

Während der Fahrt unterhielt ſich Harry häufig mit Capper, tractirte ihn oftmals an dem Schenktiſch und bat ihn ſchließlich, als er ſelbſt in Natchez das Dampfboot verließ, immer in dem beſagten Club in Neuorleans zu hinterlaſſen, wo man ihn finden könne.

Mit ſchwellenden Erwartungen betrat Harry wieder die Stadt, von der er bei ſeinem letzten Hierſein ſeiner Meinung nach einen ſo gewandten, genialen Abſchied

genommen hatte, und lächelnd ließ er auf seinem Wege nach dem Hotel alle Abenteuer, die er hier bestanden, an seiner Erinnerung vorüberziehen. Auch das Bild des verhaßten Randolph trübte seine begeisterte Laune nicht, denn ihn hatte er ja glücklich aus seinem Wege geschoben, wenn derselbe auch, wie ihm der alte Dandon geschrieben hatte, dem Galgen entgangen war. Keinesfalls hatte er in ihm noch einen Nebenbuhler zu fürchten.

In dem Hotel angelangt, machte er schnell Toilette, denn es war noch Zeit zu einem Vormittagsbesuch, bestieg den bestellten Wagen und fuhr nach Dandon's Haus.

Der Diener, der ihn an der Thür empfing, theilte ihm mit, daß Herr Dandon ausgegangen sei, worauf Harry ihm seine Karte gab und ihn bat, ihn bei Fräulein Blancha zu melden.

Nach wenigen Augenblicken jedoch kehrte der Neger mit der unangenehmen Antwort zurück, daß Fräulein Dandon für ihn nicht zu sprechen sei.

Harry entfärbte sich und war im Begriff, seinem Zorn Worte zu geben, doch der Gedanke an Dandon und den Gewinn, den er von ihm ziehen wollte, ließ ihn seinen Aerger verbeißen, und schweigend kehrte er in den Wagen zurück, der ihn eiligst nach dem Leseclub

führte. Kaum trat er in das Zimmer ein, als Dandon ihm entgegeneilte und ihn mit den Worten bewillkommnete:

„Endlich, endlich, beſter Freund! Wo blieben Sie ſo lange? Ich habe Sie ſchon vor mehreren Tagen erwartet.“

„Dringende Geſchäfte hielten mich in Neuorleans auf“, antwortete ihm Harry und begab ſich mit ihm nach einem andern Zimmer, wo ſie allein waren und im Sopha Platz nahmen.

„Gott Lob, daß Sie da ſind“, hob der Alte nun in großer Aufregung an. „Ich habe mit Ungeduld Ihrer Ankunft entgegengeſehen. Wir dürfen keine Stunde verlieren, das Eiſen iſt heiß, es muß geſchmiedet werden. Alles iſt ja über jede Erwartung nach Wunſch gegangen, und unſer Gewinn wird enorm ſein.“

„Ganz ſo, wie ich es Ihnen vorausgeſagt habe; meine Berechnung war richtig“, bemerkte Harry in gleichgültigem Tone und legte ſich nachläſſig in die Ecke des Sophas.

„Sie ſind eine Perle von einem Geſchäftsmann“, fuhr Dandon begeiſtert fort. „Auch in Havanna ſtehen die Sachen günſtig, die Neger ſind niedrig im Preis und in Menge zu haben. Laſſen Sie uns das Geſchäft möglichſt bedeutend machen.“

„Wir müſſen uns leider nach der Decke ſtrecken“, ſagte Harry ruhig.

„Wie ſo nach der Decke ſtrecken?“ fiel ihm Dandon haſtig in das Wort. „Meine Decke iſt lang, länger, als wir ſie bedürfen, das Geld liegt bereit!“

„Ja, ja, verehrter Herr Dandon, daran habe ich auch nicht gezweifelt“, antwortete Harry, ohne ſeine Lage zu ändern; „wir ſind aber an das Fahrzeug gebunden, denn nur ein kleiner Schooner kann in die Flüſſe von Texas einſegeln, und wenn wir die Neger wie Häringe zuſammenpacken, ſo bringen wir doch nicht mehr in ein ſolches Schiff als hundert Stück.“

„So nehmen wir zwei Schiffe, beſter Freund. Unter zweihundert Stück dürfen wir das Geſchäft nicht machen; es wäre ja unverzeihlich und eine Sünde, eine ſolche Gelegenheit nur halb benutzt vorübergehen zu laſſen.“

„Da haben Sie wohl Recht; zweihundert Neger wäre nicht zu viel und ſie werfen ſchon einen ſchönen Nutzen ab, namentlich durch ihre Arbeit in Texas. Wiſſen Sie wohl, beſter Herr Dandon, daß dort ein guter Neger durch Baumwollenpflanzen jährlich doppelt ſeinen eigenen Werth einbringt?“

„Ungeheuer!“ ſagte Dandon, ſich wohlgefällig die Hände reibend. „Nun aber an das Werk; wann wollen Sie abreiſen?“

„Je eher, desto lieber. Es würde aber wohl gut sein, wenn Sie mich bis Neuorleans begleiteten und dort meine Nachricht von Havanna, daß ich die Neger zusammengekauft, abwarten wollten, damit Sie die beiden Schiffe ganz genau nach meiner Vorschrift absenden könnten", entgegnete Harry.

„Sehr gern, ich habe ohnehin Neuorleans seit mehreren Jahren nicht im Festkleide gesehen. So lassen Sie uns übermorgen reisen", versetzte Dandon eifrig.

„Recht sehr bedaure ich, Ihrer Fräulein Tochter nicht meine Aufwartung machen zu können", sagte Harry nun. „Ich ließ mich, ehe ich hierher kam, bei ihr anmelden, erhielt aber die Antwort, daß sie für mich nicht zu sprechen wäre; ich muß Ihnen gestehen —"

„So macht sie es mit allen Freunden. Sie hat seit jenem unglückseligen Ereigniß, von dem ich Ihnen schrieb, auch nicht einen Besuch angenommen, noch ist sie erschienen, wenn meine Freunde bei mir waren. Es ist ein wahres Schicksal; ich habe eigentlich keine Tochter mehr, und all dies Unglück habe ich jenem Schurken zu verdanken, jenem Randolph, den der Teufel zuletzt noch gerettet hat."

„Wissen Sie nicht, wohin er geflohen ist?" fragte Harry.

„Nein, man hat durchaus seine Spur nicht finden

können. Vor einigen Tagen las ich in den Nachrichten von Texas, daß ein Advocat Namens Randolph dort eine Rolle ſpielt, er iſt die rechte Hand von Auſtin, und ich dachte, ob er nicht am Ende der Böſewicht ſei, der hier unter dem Galgen fortlief."

„Nein, nein, das iſt ein Anderer, ich habe ja viel von ihm gehört; er iſt ein Mann, der ſchon ſeit Jahren in Gonzales gewohnt haben ſoll", entgegnete Harry beruhigend.

„Laſſen Sie uns nicht weiter daran denken und gehen Sie mit mir nach Hauſe, Sie müſſen bei mir eſſen", ſagte Dandon, ſich erhebend.

„Das kann ich nicht gut, verehrter Herr Dandon. Ich bin noch nicht bei meiner Mutter geweſen und werde wohl bei ihr zum Eſſen bleiben müſſen. Aber nach Tiſche komme ich zu Ihnen, damit wir unſer Geſchäft vollſtändig beſprechen können", erwiderte Harry, verließ mit Dandon den Leſeclub und begab ſich zu ſeiner Mutter.

Er war ſehr viel mit Dandon zuſammen, bekam aber Blancha mit keinem Auge zu ſehen und ſchiffte ſich mit dem Alten am zweitfolgenden Morgen wieder nach Neuorleans ein.

Das erſte Geſchäft, welches die beiden neuen Compagnons vornahmen, war, daß ſie zwei ſchnellſegelnde Schooner mietheten, groß genug, um zweihundert Neger

in ihnen unterbringen zu können. Dann ließ Dandon durch seinen Banquier einen Credit von fünfzigtausend Dollars nach Havanna für Harry ausfertigen, und wenige Tage später befand sich dieser mit hochstrebenden Plänen am Bord eines Paquetschiffs auf den grünen Wogen des Golfs.

Gleich nach seiner Ankunft in Havanna gab er seine Empfehlungsbriefe an die ersten dortigen Häuser ab und wurde mit der allergrößten Auszeichnung empfangen. Er stellte sich als Theilhaber einer bedeutenden Besitzung auf der Insel vor, welche an der Südseite derselben unweit Trinidad de Cuba gelegen und welche zu bebauen er von Neuorleans herübergekommen sei. Er sagte, daß er seinen Antheil erst kürzlich in Neuorleans gekauft habe, ohne selbst auf der Besitzung gewesen zu sein, und daß er jetzt beabsichtige, einige hundert Neger, welche nur auf gewisse Zeit Sklaven wären, zu kaufen, um sie nach der Besitzung zu verschiffen und dieselbe durch sie bearbeiten zu lassen.

Die Erzählung hatte alle Glaubwürdigkeit, zumal da sie durch einen Credit von fünfzigtausend Dollars unterstützt wurde, und Jedermann war gern behülflich, ein für Cuba so segensreiches Unternehmen zu unterstützen und zu fördern. Von allen Seiten erbot man sich, Harry bei dem Ankauf der Neger behülflich zu sein, und er be-

gann unter den vielen ihm käuflich angebotenen Sklaven diejenigen auszuwählen, welche nur noch ganz kurze Dienstzeit hatten.

An jedem Morgen nach dem Frühstück fand sich ein Sklavenmäkler, Namens Serrado, bei ihm ein, um ihm neue Anerbietungen in seiner Waare zu machen, und da die meisten käuflichen Sklaven sich auf den Plantagen in der Umgegend von Havanna befanden, so fuhr Harry sehr oft, von dem Mäkler begleitet, in einem Cabriolet in das Land, wo er dann oftmals auch die Nacht zubrachte.

Fünftes Kapitel.

Eines Morgens kam Serrado mit der Nachricht, daß auf einer zehn Meilen weit im Lande gelegenen Kaffeeplantage einige zwanzig ganz vorzügliche Sklaven billig zu kaufen wären, welche sämmtlich nur noch ein bis zwei Jahre zu dienen hätten. Es wurde beschlossen, sogleich hinauszufahren, und nach einer halben Stunde saß Harry mit Serrado in einem gegen die Sonne geschützten Cabriolet und trieb den flüchtigen Traber gegen den erfrischenden Morgenwind, der kühl und labend von den purpurblauen Bergen herab ihm entgegenwehte. Hin und her lag der Weg zwischen den reizendsten Villen und Ansiedelungen, deren hohe Einzäunungen von roth blühenden Granatbüschen sie wie feurige Wolken umgaben und über denen hundert Fuß hohe schlanke Königspalmen ihre graziösen Wipfel in der Morgenluft wiegten, während dichte Orangen- und Citronenhaine, aus

deren Dunkel die goldigen Früchte glühten, ihren gewürzigen Blütenduft um ſich her aushauchten.

Harry athmete die erquickende Luft mit tiefen Zügen ein, er fühlte ſich ſo friſch, ſo lebenskräftig, und es ſchien ihm, als ob, wohin er blicke, die Welt ihm zulächele. Es war aber nicht die Schönheit der Natur, die ſich in dem Paradieſe um ihn vor ſeinen Blicken entfaltete, es war nicht die heitere, bezaubernde Stimme der Schöpfung, welche ſeine Seele erhebend erfaßte; was ihn ſo hoch begeiſterte, was ihn ſo thätig belebte, war der unabſehbare Gewinn, den er daraus ziehen wollte, aus Sklaven, welche in kurzer Zeit freie Männer ſein mußten, Sklaven für Lebenszeit zu machen. Das Glück ſchien ſeine übervolle Schale über ihn ausgießen zu wollen, denn es war außer Zweifel, daß er die zweihundert Sklaven für einige zwanzigtauſend Dollars erſtehen würde und daß er dem alten Dandon die doppelte Summe dafür in Rechnung bringen könne, und daß er es thun wollte, darüber war er vollkommen mit ſich einig. War es denn nicht auch billig, daß ihm ein größerer Theil des Gewinns zufalle als dem Alten? War denn nicht die ganze Speculation aus ſeinem eigenen Kopfe hervorgegangen? Dandon konnte ja ſehr froh ſein, daß er ohne die geringſte Mühe ſo viel Geld verdiente!

Unter ſolchen Betrachtungen und Berechnungen langte

Harry bei der Plantage des Don Bermudez de Oleary an und fuhr durch die lange Palmenallee zwiſchen der reizenden Kaffeepflanzung hin dem eiſernen Gitterthor zu, welches durch die hohe Hecke von niedriggehaltenen, bis auf den Boden belaubten und mit Früchten und Blüten überſäeten Citronen- und Orangenbäumen führte. Innerhalb dieſer Einzäunung erhob ſich, von Palmen und Bananen umgeben, die Wohnung des reichen Beſitzers, ein prächtiges, wenn auch aus Holz aufgeführtes zweiſtöckiges Gebäude.

Don Oleary empfing Harry mit großer Zuvorkommenheit und Artigkeit, führte ihn in einen prächtig decorirten kühlen Saal und ſtellte ihn dort ſeiner Familie vor. Es wurden ihm Erfriſchungen gereicht, dann verſahen ſich die Damen ſowohl wie die Herren mit Cigarren, und nun begab man ſich unter die Veranda, um das Geſchäft, welches Harry hierher geführt hatte, vorzunehmen.

Fünfzehn kräftige junge Männer, ſo ſchwarz wie ſie Afrika liefern konnte, und ſieben ſchöne geſunde Negerinnen harrten bereits des kaufluſtigen Fremden und begrüßten ihn ſämmtlich mit ſorgloſer Heiterkeit.

„Ihr wißt, meine Kinder“, hob Don Oleary an, „weshalb ich Eure kurze Dienſtzeit gern einem andern Herrn verkaufen möchte; ich habe der Arbeiter zu viele.

Ihr wißt aber auch, daß ich Euch bei Eurer Ankunft in dieſem Euch fremden Lande nur aus Mitleid kaufte, damit Ihr nicht getrennt werden möchtet, und nur unter dieſer Bedingung werde ich Euch einem andern Herrn überlaſſen. Der Herr hier hat eine bedeutende Beſitzung unweit Trinidad de Cuba und will dort mit einigen hundert Arbeitern eine Kaffeeplantage einrichten, wobei Ihr ihm ſehr hülfreiche Hand leiſten könnt. Daß Ihr es dort ebenſo gut haben werdet und vielleicht beſſer wie bei mir, könnt Ihr verſichert ſein."

Harry hatte, während Don Oleary redete, mit überaus wohlwollendem, freundlichem Lächeln die Schwarzen angeblickt und nahm nun das Wort, indem er zu ihnen ſagte:

„So gut ſollt Ihr es haben, meine Freunde, wie es in meinen Kräften ſtehen wird, es Euch zu geben; ich hoffe ja darauf, daß Ihr, wenn Eure Dienſtzeit abgelaufen iſt, bei mir bleiben und für Lohn für mich arbeiten werdet. Ueberlaßt Euch mir mit unbedingtem Vertrauen, ich werde für Eure Zukunft ſorgen."

Bei dieſen Worten war Harry zu den Sklaven getreten und reichte allen mit Herzlichkeit und Wohlwollen auf ſeinen Zügen die Hand.

„Und Sie dürfen ſich auch auf uns verlaſſen, Herr", nahm einer der Neger das Wort. „Don Oleary wird uns ſicher ein gutes Zeugniß mitgeben."

„Gewiß thue ich das, Francisco. Ihr seid brave, fleißige Menschen, und wenn ich nicht der Arbeiter zu viele hätte, so würde ich Euch nimmer von mir gehen lassen", antwortete Don Oleary und wandte sich dann an Harry, indem er sagte:

„Diese Leute wurden vor etwa acht Jahren durch eins unserer Kriegsschiffe, welches sie auf hoher See einem Sklavenhändler abgejagt hatte, hierher gebracht und auf zehn Jahre meistbietend verkauft. Sie flehten so innig und dringend, man möge sie nicht trennen, weil sie in ihrer Heimat zusammengelebt hätten, daß ich mich entschloß, sie sämmtlich zu kaufen, obgleich ich sie nicht nöthig hatte. Einzeln hätte ich sie nun schon oft verkaufen können, ich hatte es ihnen aber einmal versprochen, sie nicht zu trennen, und so blieben sie bei mir. Bessere Diener und bessere Arbeiter bekommen Sie auf Cuba nicht, Herr Williams."

Harry reichte darauf den Sklaven noch einmal die Hand, sagte ihnen, daß er sich freue, so biedere Diener zu bekommen, und daß er es ihnen wissen lassen werde, wenn er die Schiffe bereit habe, um sie nach Trinidad de Cuba fahren zu können. Darauf entfernten sich die Sklaven und Harry schloß nun den Handel mit Don Oleary für die geringe Summe von dreitausend fünfhundert Dollars für die zweiundzwanzig Menschen

ab, während er frohlockend daran dachte, daß sie ihm in Texas als lebenslängliche Sklaven zweiundzwanzigtausend Dollars werth sein würden.

„Ich bin ein abgesagter Feind der Sklaverei", sagte er, sich nach abgemachtem Geschäfte an die Damen wendend, „darum kaufe ich jetzt nur solche Neger, welche binnen kurzer Zeit zu ihrer Freiheit gelangen. Ich werde während dieser Zeit mit ihnen und sie werden mit mir bekannt, und wenn wir uns dann gegenseitig zusagen, so behalte ich sie gegen Lohn bei mir, sodaß ich in einigen Jahren nur freie Arbeiter um mich habe."

„Das ist ein sehr lobenswerther, sehr weiser Grundsatz, Don Williams", sagte Donna Oleary. „Auch mir ist das Eigenthum an einem Menschen kein angenehmes, wir suchen aber durch unsere Handlungsweise gegen die Sklaven das Unrecht gut zu machen, welches in ihrem Besitze liegt."

Harry mußte zum Essen bleiben und wurde dann von seinen freundlichen Wirthen mit der Bitte entlassen, sie während seines Aufenthalts in Havanna noch recht oft mit seinem angenehmen Besuch zu erfreuen.

Nach Verlauf von einer Woche hatte Harry die festgesetzte Zahl von zweihundert Sklaven gekauft und mit wenig mehr als dreißigtausend Dollars bezahlt, worauf er an Dandon nach Neuorleans schrieb, daß er die Ne-

ger in der vorzüglichſten Qualität, wenn auch zu unerwartet hohen Preiſen erſtanden habe. Die geſammte dafür gezahlte Summe gab er auf fünfundvierzigtauſend Dollars an und bat, die beiden gemietheten Schiffe ſofort herüberzuſenden.

Die Hauptarbeit für die Unternehmung war nun gethan und zwar für Harry ſchon mit dem anſehnlichen Gewinn von fünfzehntauſend Dollars. Die Nachrichten von Texas, welche er in den amerikaniſchen Zeitungen fand, lauteten überaus günſtig, denn das ganze Land blieb im Aufſtand und das Vernehmen zwiſchen Mexico und dem Kabinet in Waſhington hatte ſeine freundliche Stimmung verloren. Nach den letzten Berichten war Auſtin im Begriff, gegen San-Antonio vorzurücken, und wenn das Glück es gab, daß Harry mit ſeinen Ladungen Menſchen gerade während entſcheidender Lebensfragen in der neuen Republik anlangte, ſo war er ſicher, daß ſich Niemand um ſolche Nebenſachen wie das Einführen von einigen hundert Negern kümmern werde, zumal da Arbeitskräfte ein Haupterforderniß für das junge Reich waren. In dem triumphirenden Gefühl, eine der großartigſten Speculationen ſo weit glücklich ohne eigene Mittel, nur mit dem Kapital ſeines geiſtigen Vermögens durchgeführt zu haben, trat ihm ſein Lehrmeiſter Holcroft wiederholt vor die Erinnerung und ſeine Eitelkeit wünſchte denſel-

ben oftmals zur Stelle, um ihm zu zeigen, welchen gelehrigen Schüler er an ihm gehabt habe; denn unter allen Unternehmungen, die ihm von dem Sklavenhändler bekannt waren, konnte sich doch keine mit seinem Compagniegeschäft mit Dandon messen.

Harry hatte nun einige Wochen Zeit auf seinen bis jetzt errungenen Lorbeeren zu ruhen, da er vor Ankunft der Schiffe nichts weiter in dem Geschäfte thun konnte, und so gab er sich denn den Freuden, den Genüssen hin, welche ihm Havanna, die Stadt des Ueberflusses, der Ueppigkeit und des schnellen Lebens bot. Durch seine Empfehlungen in den ersten Gesellschaften eingeführt, wurde er mit den Schönen andalusischer Abkunft bekannt und brachte die Vorzüge seiner persönlichen Erscheinung zur Geltung. Er trat als Mann von ungeheuerem Vermögen auf, erweckte Hoffnungen, wo sich ihm die Gelegenheit dazu bot, und schwur Liebe und Treue, wo ihm ein paar feurige spanische Augen lächelten, ein schwirrender Fächer ihm winkte. Er begleitete die schöne Welt abends auf den Promenaden, wenn die erfrischende Seeluft belebend über die Insel zog und das Silberlicht des Mondes sich auf den schwarzen Augen, auf den schimmernden Brillanten der Spanierinnen spiegelte, er saß mit ihnen in der Oper, in den Concerten, pries in glühenden Worten ihre Reize, ihre Liebenswürdigkeit, stand in stiller

Nacht unter ihren Balkonen und wechſelte mit ihnen Worte der Liebe, der Sehnſucht.

Zu ſchnell verſtrichen Harry die Tage, deren jeder ihm neue ſüßere Freuden brachte, und die plötzliche Ankunft der beiden Schooner weckte ihn aus dem Taumel, in den ihn Luſtbarkeiten und Genüſſe aller Art gewiegt hatten. Der Gewinn, die Reichthümer, die er an ſich reißen wollte, erfaßten wieder ſein ganzes Sein und mit aller Eile und Umſicht traf er Anſtalten zur ſchleunigen Einſchiffung der gekauften Menſchen.

Wenige Tage reichten hin, Alles zur Abreiſe fertig zu machen, er ſelbſt geleitete in der zutraulichſten, ſorgſamſten Weiſe die Sklaven an Bord, bedauerte unendlich, daß der Raum für ſie ſo ſehr beſchränkt ſei, tröſtete ſie aber, daß die Reiſe ja nur kurze Zeit dauern werde, und ließ ſie aufs beſte bewirthen. Mit Luſt und Freude drängten ſich die Schwarzen zuſammen, ſie ſangen und tanzten auf den Verdecken und ließen ihren neuen Herrn hoch leben.

Der Morgen vor dem zur Abreiſe beſtimmten Tage erſchien und Harry wollte ſein Hotel verlaſſen, um die letzten Geſchäfte hier am Ort abzumachen, als er durch das Fenſter des Gaſtzimmers bemerkte, daß die Straße ſich ganz ungewöhnlich belebte.

Er wandte ſich an einen Kellner mit der Frage

nach der Veranlaſſung dieſes Volksauflaufs, worauf ihm derſelbe bemerkte, daß ein Pirat gehangen werden ſolle, welchen eins der königlichen Kriegsſchiffe gefangen und hier den Gerichten übergeben habe.

„Da bringen ſie ihn ſchon. Treten Sie nur an das Fenſter, er kommt hier vorbei“, ſagte der Kellner zu Harry und dieſer ſprang ſchnell vor, um den Verbrecher auf ſeiner letzten Fahrt zu ſehen.

Wer beſchreibt aber den Schreck, das Entſetzen Harry's, als er Holcroft, ſeinen Freund, ſeinen Lehrmeiſter, vom Henker geleitet, auf dem Karren ſitzen ſah! Wie erſtarrt wankte er vom Fenſter zurück, um dem Blick ſeines Kumpans zu entgehen, Holcroft's Falkenauge aber hatte ihn erkannt und mit einem eiſigen Lächeln winkte er ihm ſein Lebewohl zu.

Der Henker, die Begleiter des Karrens und das Volk in der Straße folgten mit ihren Blicken dem Gruße des Verurtheilten nach dem Fenſter, hinter welchem Harry ſich zurückzog, und der Kellner ſah ihn erſtaunt an, er aber verließ den Saal und begab ſich auf ſein Zimmer.

Harry war tief erſchüttert. Sein Lehrmeiſter, von dem er ſich mit Stolz geſagt hatte, daß er ihn übertroffen habe, war auf dem Wege, ſein Leben an einem Strick zwiſchen Himmel und Erde zu beſchließen! Harry

ſchauderte zuſammen; er war im Begriff, eine That zu begehen, vielleicht noch viel ſtrafbarer als die, für welche Holcroft aufgehangen wurde, denn er wollte zweihundert Menſchen mehr als das Leben, er wollte ihnen ihre Freiheit nehmen. Er ſchritt mit den Händen in den Taſchen im Zimmer auf und nieder und dachte ſich in die Stelle Holcroft's. Dann aber begann er Vergleiche zu ziehen zwiſchen deſſen That und der, welche er begehen wollte; die ſeinige kam ihm nicht ſo ſtrafbar vor, das Geſetz wenigſtens würde ihn nimmer dafür zum Tode verurtheilen, es war ja nur ein Geſchäft, eine Speculation, wofür ihn am Ende die Welt noch preiſen würde. Außerdem drohte ihm ja nirgends Gefahr; hatte er die offene See erreicht und ſteuerte ſtatt nach Trinidad de Cuba nach der Küſte von Texas, ſo hatte ihn Niemand darüber zur Rede zu ſtellen, und dort war im Augenblick Alles Recht. Er trat vor den Spiegel, ordnete ſein Haar, ſetzte ſeinen Hut auf und eilte aus dem Hauſe, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen.

Am Abend beſuchte er nochmals eine hochangeſehene altſpaniſche Familie, mit deren älteſter, reizend ſchöner Tochter er ſich verlobt hatte, nahm den zärtlichſten Abſchied von ihr und verſprach alsbald zurückzukehren, wenn er auf ſeiner neuen Beſitzung die nöthigen Einrichtungen zu ihrem Empfang gemacht haben würde.

Der Abſchied in Gegenwart der ganzen Familie aber genügte den beiden glücklichen Liebenden nicht, die traute Stunde der Nacht führte ſie abermals zuſammen, um noch einmal die Schwüre ewiger Liebe, ewiger Treue auszutauſchen.

Der Morgen graute, als Harry in ſein Gaſthaus zurückkehrte, ſchnell ſeine Rechnung zahlte, ſein Gepäck an Bord des einen ſeiner beiden reich beladenen Schooner bringen ließ und Havanna Lebewohl ſagte.

Die Segel blähten ſich im friſchen Morgenwind über den ſchlanken Schiffen, leicht und rilig glitten ſie hinaus aus dem prächtigſten Hafen der Welt, und die Jubel- und Freudenrufe der zweihundert ſchwarzen Menſchen, die einem frohen Leben entgegenzuziehen glaubten, wogten nach der Küſte von Cuba zurück.

Stephen Auſtin ſtand um dieſe Zeit mit ungefähr tauſend Texanern vor der Stadt San-Antonio und hatte ſie ſo eingeſchloſſen, daß keine Zufuhr hinein- und keiner der dreitauſend mexicaniſchen Soldaten, die ſie vertheidigten, herauskommen konnte.

Obgleich die Belagerer durch mexicaniſche Cavallerie, welche von der Weſtgrenze herüberkam und das Land durchzog, fortwährend beunruhigt wurden, ſchloſſen ſie

dennoch ihren Kreis um die Stadt täglich enger und drängten die Beſatzung nach mehreren Wochen in das alte ſpaniſche Fort, in die Alamo hinein. Bald darauf ergab ſich die Beſatzung und erhielt von den Siegern freien Abzug ohne Waffen.

Nun zog Auſtin mit ſeinem täglich wachſenden Heere nach der Feſtung Goliad hinab und ließ derſelben gleiches Schickſal widerfahren.

Texas war jetzt von all und jeder mexicaniſchen Beherrſchung frei, ſeine Häfen waren dem Handel geöffnet und ſeine Verwaltung wurde durch den Congreß in San-Felipe eingerichtet.

Niemand war aber ſo kurzſichtig, zu glauben, daß es nun in Ruhe und Frieden ſeiner Entwicklung als ſelbſtſtändiges Reich entgegengehen könne, man wußte nur zu gut, daß Mexico ſeine aufrühreriſche Provinz Texas nicht ſo ohne weiteres von ſich ſcheiden laſſen werde, und man kannte Santa-Anna beſſer, als daß man denken konnte, er würde die Schmach, die man ſeinen Truppen angethan hatte, ungeſtraft und ungerächt hinnehmen. Darum rief Burnet, der Präſident von Texas, zu den Waffen und brachte in wenigen Wochen ein Heer von zweitauſend Mann zuſammen, deſſen Obercommando er dem General Samuel Houſton übertrug.

Was wollten aber zweitauſend Mann Freiwillige

gegen eine geregelte Heeresmacht ſagen, wie ſie Mexico im Stande war ins Feld zu ſtellen!

Kaum hatte Houſton den Befehl übernommen, als die Nachricht eintraf, daß Santa-Anna ſich ſelbſt an die Spitze einer Armee von zwanzigtauſend Mann geſtellt habe und ſich in Eilmärſchen nahe, um die ganze Bevölkerung von Texas von der Erde verſchwinden zu laſſen; denn: „Keine Gnade!“ war der Ruf, der dieſen grimmen, rache- und blutdürſtigen Wüthrichen voranging.

General Houſton legte fünfhundert Mann unter Albert Randolph in die Stadt San-Antonio und achthundert Mann unter Colonel Fannin in die Feſtung Goliad, er ſelbſt aber nahm mit ſiebenhundert Streitern am San-Antonioſluß eine ſolche Stellung, daß ſich alle drei Abtheilungen gegenſeitig unterſtützen konnten.

Da ſtanden die Männer von Texas, wie ſie den Pflug und die Axt verlaſſen hatten, und ſahen dem nahenden Ungeheuer entgegen, das ſie verſchlingen wollte, doch ſie bebten nicht, ſie wankten nicht, ſie ſtanden ja vor ihrem Herd, vor Weib und Kind, und zu dieſen ging der Weg nur über ihre Leichen.

Weſtlich von San-Antonio und Goliad bis an den Rio Grande lagen keine amerikaniſchen Anſiedelungen mehr, es war eine unbewohnte, zweihundert Meilen weite Wildniß, durch welche nur wenige alte Militärſtraßen,

hier und dort mit einem einzelnen mexicaniſchen Wirthshaus verſehen, führten. Darum waren die Nachrichten über die Annäherung des Heeres unter Santa-Anna ungewiß und ſchwankend, und ganz Texas wurde durch dieſe Ungewißheit, dieſes Erwarten in eine fieberiſche Aufregung verſetzt. Die herzloſe, unmenſchliche Grauſamkeit der Mexicaner war zu gut bekannt, als daß man nicht in dem Familienleben mit Bangen den Schreckensſcenen entgegengeſehen hätte, die ihm bei deren Erſcheinen bevorſtanden.

Dennoch dachte Niemand an Flucht, die Städte wurden in Vertheidigungszuſtand geſetzt, jede einzelne Farm wurde befeſtigt, und auch die Frauen und Mädchen übten ſich, entſchloſſen, dem Feinde die Stirn zu zeigen, im Gebrauch der Waffen.

Während dieſer allgemeinen Thätigkeit, dieſes Wirrwarrs im ganzen Lande ſteuerten die beiden von Harry Williams beladenen Schooner über den ruhigen Golf der Sabinebai der äußerſten öſtlichen Grenze von Texas zu, wo Harry einlaufen und ſeine lebenden Ladungen an dem Sabineſluß landen wollte. Er hatte dieſen Fluß gewählt, weil derſelbe die Grenze zwiſchen den Vereinigten Staaten und Texas bildete, und weil er dort, im Falle man ihm von ſeiten der texaniſchen Behörden Schwierigkeiten in den Weg legen ſollte, für

den Augenblick ſeine Sklaven auf nordamerikaniſchem Gebiete landen und ſie dann weiter oben am Fluſſe nach Texas hinüberſchmuggeln konnte.

Es war Nachmittag und die bewaldeten blauen Ufer tauchten über dem Golf auf, als ſchweres Gewölk vom Süden her raſch und drohend am Himmel emporſtieg und bald darauf ein heftiger Wind die Wogen mit Schaum krönte. Die beiden Schiffe ſegelten noch einander ſehr nahe und Harry rief von dem Verdeck, auf dem er ſich befand, dem Kapitän des andern Schooners zu, Alles aufzubieten, um ihm nahe zu bleiben, keinesfalls aber ohne ihn in einen Hafen einzulaufen.

Der Wind ſteigerte ſich von Minute zu Minute, und ehe eine Stunde verging, blies ein Sturm über das Meer und thürmte die Wogen zu Bergen auf.

Die Segel auf beiden Schiffen waren möglichſt verkleinert, beide wandten ſich in aller Eile von der Küſte ab der offenen See wieder zu und ſuchten einander nahe zu bleiben. Die einbrechende Nacht aber machte dies bald unmöglich und der Sturm und die furchtbaren Sturzwellen ließen die Mannſchaften der beiden Fahrzeuge an nichts weiter mehr denken als an die eigene Erhaltung.

Harry ſtand an den weit über die See hinaus ſchwankenden Maſt angelehnt und folgte entſetzten Blicks

und bangen Herzens den an dem Schiffe vorüberjagenden Wogen, deren weiß gekrönte Häupter er durch die Dunkelheit erkennen konnte. Er dachte an die Nacht, in welcher ihn eine ſolche Welle von der Seite Holcroft's wegriß, und ſchauderte zuſammen, denn er meinte jetzt den Sklavenhändler vor ſich zu ſehen, wie er im Sturme an dem Strick unter dem Galgen hin und her flog. Dann erinnerte ihn wieder das laute Beten der Sklaven, welches aus dem innern verſchloſſenen Raume des Schiffes zu ſeinen Ohren drang, an den unberechenbaren Werth ſeiner Ladungen, welche er nicht verſichert hatte, nicht hatte verſichern können. Der Donner jeder neuen, ſich gegen das Schiff ſtürzenden Woge, jeder Pfiff des Sturmes durch das Tauwerk, jedes Aechzen des Maſtes ließ ihn erbeben und die Summen aufzählen, die mit den Schiffen für ihn verſinken würden. Es war eine ſchreckliche Nacht, die See drohte jeden Augenblick das Fahrzeug zu begraben, denn ſie ſtürzte ſich über ſein Verdeck und die Matroſen ſchlangen Taue um ſich, damit ſie nicht mit fortgeriſſen würden.

Endlich graute der Morgen, und wenn auch das Bild, welches er zu beleuchten begann, ein drohendes, ein fürchterliches war, ſo athmete Harry doch freier als während der Finſterniß der Nacht, wo ſeine Phantaſie ihm noch entſetzlichere Bilder ausmalte.

Mit aller Anſtrengung ſpähte er durch die Dämmerung und durch den fliegenden Giſcht der Wogen umher, um den andern Schooner aufzufinden, doch immer blieben ſeine Bemühungen vergeblich.

Es wurde heller Tag, mit der Helligkeit aber ſteigerte ſich die Gewalt des Sturms, er fegte die Wogen und drückte ſie nieder, ſodaß ſie ihre Häupter nicht mehr erhoben und ihre Schaumkronen nicht mehr tragen konnten. Dabei nahm der Himmel und das Meer ein und dieſelbe helle graue Farbe an und die Luft wurde durchſichtig und klar bis in die weiteſte Ferne.

Der Wind pulſirte nicht mehr, er kam nicht mehr ſtoßweiſe, er ſtrich ſteif und feſt über das gewaltſam niedergedrückte tobende Element und ſchien den Maſt des Schooners, auf dem Harry ſtand, in die Flut hinabbeugen zu wollen.

„Iſt das nicht ein Segel?“ fragte Harry den Kapitän, der ſich dicht zu ihm neigte, um ſeine Worte zu hören, und zeigte über die See hinaus.

„Bei Gott, ja, es iſt unſer Kamerad“, antwortete der Kapitän. „Er trägt beinahe gar keine Segel mehr und der Maſt kann kaum noch in die Höhe kommen. Wenn wir nicht in irgend einen Fluß einlaufen, ſo ſind wir verloren; ſolchen Sturm habe ich noch nie erlebt.“

„Wie ſollen wir aber einen Fluß finden?“ ſagte

Harry, außer ſich vor Angſt und Beſorgniß um ſeine Schätze, die unter ihm im Schiffsraum jammerten und beteten.

„Ich kenne die Küſte hier wie meine Taſche und die Luft iſt ſo klar, daß man weit ſehen kann; wir müſſen dem Lande zuſteuern, mag es gehen, wie es will", verſetzte der Kapitän.

„So ſuchen Sie zu unſerm andern Schooner zu kommen, damit wir zuſammen es wagen", fuhr Harry fort.

„Den können wir bald erreichen, er treibt ja vor uns im Winde", ſagte der Kapitän und gab dem Mann am Steuerruder Befehl, gerade auf das Schiff zuzuſteuern.

Mit fliegender Eile ſtürmte jetzt der Schooner vor dem Sturme dahin und erreichte bald das andere Schiff, an dem er nun dicht vorüberflog, in welchem Augenblick der Kapitän durch das Sprachrohr ſeinem Kameraden zurief, ihm zu folgen.

Beide Fahrzeuge jagten jetzt in tollem Sturmlauf dem Lande zu, welches nun bald vor ihnen über der See emporſtieg.

„Was ſoll aber aus uns werden, wenn wir keinen Fluß treffen? Von dem Lande zurück können wir bei dieſem Sturme doch nicht ſegeln?" hob Harry in ſeiner Angſt wieder an.

„Aber lange an der Küſte hin können wir ſteuern, ehe wir hinausgetrieben werden", antwortete der Kapitän, der dem Schiffe nun eine andere Richtung geben ließ. „Hier ſind wir verloren und auf dem flachen Strande können wir vielleicht mit dem Leben davonkommen."

So ſtanden ſie lange Zeit an dem Maſt zuſammen und ſpähten nach dem Lande hinüber, wo der Kapitän die dunkeln Waldſtreifen, die hier und dort ſich über demſelben erhoben, zu zählen ſchien.

„Gott Lob!" ſagte er plötzlich, „dort iſt Fort Velasco. Nun ſind wir gerettet; dahinter der Waldſtrich iſt der Brazoswald, wir laufen gerade in den Fluß hinein."

Harry holte tief Athem, es war ihm, als ob eine Centnerlaſt ihm von der Bruſt fiele, und ſchnell ſah er ſich nach dem andern Schooner um, der in kurzer Entfernung ihnen nachſtürmte.

Das hölzerne Fort Velasco trat raſch aus der Ferne hervor, in fliegendem Laufe wandten ſich beide Schiffe vor den Wind und nach einer halben Stunde ſchoſſen ſie in die Mündung des Brazosfluſſes hinein und ließen wie im Fluge das ſtürmende Meer hinter ſich zurück.

„Gewonnen, bei Gott!" rief Harry frohlockend aus, als die Schiffe auf der trüben Flut gegen den gewaltigen Strom hinanfuhren, zu deſſen beiden Seiten der Wald immer höher zum Himmel aufſtrebte. „Tauſend

Dollars zahle ich Ihnen sowie dem andern Kapitän als Belohnung aus."

Jetzt wurden die Segel wieder vergrößert und immer weniger konnte die Gewalt des Sturms die Schiffe treffen, während er seine Wuth an den Riesen des Urwaldes ausließ und bald hier, bald dort der Donner stürzender Bäume erschallte. Immer schwerer hatten die Schiffe gegen die zunehmende Gewalt des angeschwollenen Stroms zu kämpfen, und der Tag begann sich zu neigen, als Harry dem Kapitän auftrug, vor Anker zu gehen, da er sich hier nur einige Meilen von Brazoria befände, wohin er sich zu Fuße begeben wolle.

Beide Schooner ließen nun nebeneinander in der Mitte des Stroms die Anker fallen. Harry ersuchte die beiden Kapitäne, Niemand, wer es auch sei, an Bord zu lassen, und ließ sich dann an das Ufer übersetzen.

Im Triumph eilte Harry mit beflügelten Schritten der Stadt zu und suchte mehrere bekannte, ihm ergebene Männer auf, denen er im Vertrauen mittheilte, daß er einige hundert Sklaven auf dem Brazos liegen habe, und sie bat, ihm bei deren Landung behülflich zu sein. Dann bestieg er ein Pferd und jagte im schwellenden Gefühl des errungenen Sieges nach seiner Besitzung am Bernardfluſſe.

Die Dämmerung war eingebrochen, als er dem

athemloſen Pferde nochmals die Sporen in die Seiten ſtach und ſeiner Wohnung zuſprengte, aus welcher Lucy mit jubelndem Willkommen ihm entgegenflog, ihre Lippen auf ſeine Hände preßte und unter Freudenthränen der Leitung ſeines Arms folgte, den er zärtlich um ihren ſchlanken Körper ſchlang und ſie in das Haus führte.

„Iſt Aſhmore hier?“ fragte er ſie beim Eintreten in das Zimmer.

„Ja ja, mein Harry, mein Geliebter, er iſt in ſeiner Stube. Gleich will ich ihn rufen, nur laß mich noch einmal erſt in Deine ſüßen Augen ſehen, noch einmal erſt Deine Lippen küſſen. O wie habe ich mich nach Dir geſehnt, wie hat Deine Lucy nach Dir gejammert!“

Dabei ſchlang ſie ihre ſchönen Arme um Harry's Nacken und preßte ihre ſchwellenden Lippen in überwältigender Wonne auf ſeinen Mund. Dann ſprang ſie fort aus der Thür, und kaum hatte Harry Hut und Mantel abgelegt, als ſein Bruder Aſhmore freudig überraſcht in das Zimmer trat und ihn aufs herzlichſte willkommen hieß.

„Hoffentlich bringſt Du gute Neuigkeiten mit, denn hier im Lande ſieht es, wie Du ſchon gehört haben wirſt, bös aus; es wird einen Kampf auf Tod und Leben geben“, ſagte Aſhmore, indem er Harry die Hand ſchüttelte.

„Gute Nachricht bringe ich allerdings. Ich habe zweihundert Neger gekauft, ſie ſchwimmen in zwei Schoonern auf dem Brazos unterhalb Brazoria, und wir wollen ſie beim Grauen des Morgens hierher treiben. Du mußt mit mir gehen", antwortete Harry flüchtig.

„Was ſagſt Du? Zweihundert Neger? Du ſcherzeſt wohl", verſetzte Aſhmore, ihn verwundert anſchauend.

„Kannſt ſie ja ſelbſt zählen", fuhr Harry fort. „Mache Dich fertig, gleich nach dem Abendeſſen reiten wir fort; wir nehmen unſere Waffen mit für den Fall, daß die ſchwarzen Kerle ſich ſtörrig zeigen ſollten. Flinte und Piſtole ſind die beſten Dolmetſcher; das Volk verſteht kein Engliſch."

„Du ſprichſt in Räthſeln, Harry", ſagte Aſhmore immer erſtaunter.

„Wirſt ſchon Alles gewahr werden; jetzt laſſe uns keine unnöthige Zeit verlieren", bemerkte Harry und ging dann in die Ecke des Zimmers, wo ſeine Waffen ſtanden und hingen, um eine Auswahl für ſich zu treffen, während Aſhmore ſich entfernte, um das Nöthige zu dem Ritt vorzubereiten.

Die Nacht war eingebrochen und der Sturm jagte das Gewölk am Himmel dahin, als die beiden Brüder zu Roß nach Brazoria eilten. Dort harrten ihrer

bereits acht bewaffnete, durch Harry gedungene Männer, welche mit Kienfackeln verſehen mit ihnen zu Fuß den Weg durch den Wald antraten.

Noch immer wühlte der Sturm in den Wipfeln der Bäume und ließ dieſe in ihren Wurzeln ächzen und knarren, und nah und fern dröhnte von Zeit zu Zeit der Sturz eines Baums durch die Nacht. In dem Grunde des Waldes aber war es ſtill, die rothen Flammen der Fackeln ſtiegen hoch über den Wanderern empor und ihr Licht drang weithin durch die Oeffnungen zwiſchen den Gebüſchgruppen.

Es war elf Uhr, als Harry mit ſeinen Gefährten an dem Fluſſe anlangte, auf deſſen Mitte ſeine beiden reichen Ladungen ſchwammen. Sogleich ſandte einer der beiden Kapitäne ein Boot zu ihm an das Ufer, in welchem er ſich nach dem nächſtliegenden Schooner begab.

Die Sklaven lagen ſämmtlich in den untern Räumen der Schiffe in tiefem Schlafe und erholten ſich von der Angſt und den Schrecken, welche ſie während des Tages ausgeſtanden hatten. Sie wußten ſich ja ſicher in einem Fluſſe unweit Trinidad de Cuba und waren mit dem frohen Gedanken eingeſchlafen, daß ſie am folgenden Morgen ihr ſchönes ſonniges Cuba wieder betreten würden.

Kaum befand ſich Harry an Bord des Fahr-

zeugs, als von beiden Schiffen die großen Boote in das Waſſer hinabgelaſſen wurden, eine Anzahl Matroſen ſich in dieſelben begab und, nachdem die Anker gehoben waren, dem Ufer zurudernd, vermittelſt eines Taues die Schooner hinter ſich herzog.

Dort wurden dieſelben befeſtigt und der ſchmale Zwiſchenraum zwiſchen Verdeck und Land mit Bohlen überbrückt, während die Männer aus Brazoria zwei große Feuer auf dem Ufer auflodern ließen.

Harry ſelbſt ſtieg nun mit einer Laterne zu den Sklaven hinab und zeigte ihnen mit freundlichen, liebevollen Worten an, daß er jetzt mit ihnen nach ſeiner Beſitzung aufbrechen wolle, wo ſie ſich ganz nach Belieben von ihren Strapazen erholen und ausruhen könnten. Mit Jubel wurde die Aufforderung von den Schwarzen begrüßt und freudig ſprangen ſie aus dem dumpfen engen Raum hervor, in dem ſie gegen alles Erwarten ſo lange hatten aushalten müſſen.

Wohl fielen ihnen die bewaffneten Männer auf, wohl kam ihnen der Wald anders vor als die Wälder, die ſie in Cuba geſehen hatten, dennoch war nicht ein einziger unter ihnen, in deſſen Bruſt eine Ahnung von der unerhörten That aufgeſtiegen wäre, die an ihnen vollbracht wurde.

Harry hielt aber auch durch ſein zutrauliches, freund-

liches Weſen jeden Zweifel fern von ihnen; er nannte ſie ſeine Freunde, fragte ſie, ob ſie vor ihrem Marſche noch etwas eſſen wollten, und lachte mit den Männern und ſcherzte mit den Mädchen.

Alle ſprangen guter Dinge mit ihrem Bündel an das Land und harrten auf den Augenblick zum Aufbruch.

Harry nahm Abſchied von den beiden Kapitänen mit dem Verſprechen, am folgenden Tage wiederzukommen, um mit ihnen abzurechnen, und rief dann den Sklaven luſtig zu: „Nun, friſch auf, meine Kinder, laßt uns unſern Marſch mit Gott antreten!“ worauf er, von einem Fackelträger begleitet, den Zug eröffnete und die Sklaven ihm guter Dinge, gleichfalls von ſolchen unterſtützt, nachfolgten.

So ſchritten ſie tapfer darauf los, und als ſie das Ende des Waldes erreicht hatten, ſchlug Harry den Weg nicht nach Brazoria ein, ſondern nahm die gerade Richtung weſtlich nach dem Bernardfluſſe hinüber, weil an deſſen Ufern hinauf bis zu ſeiner Wohnung keine weitere Anſiedelung lag und keine gangbare Straße dort den Weg kreuzte. Dabei miſchte er ſich bald hier, bald dort in den langen Zug, ſprach freundlich und Vertrauen einflößend zu den Sklaven und ſagte ihnen, daß ſie nun bald das Ziel ihrer mühſeligen Wanderung erreicht hätten, wo ihrer ein ſorgenfreies, frohes Leben harre.

Und ſorglos und voller Hoffnung für ihre Zukunft eilten die ſchmählich Betrogenen dieſem ihrem Ziele zu, wenn ſich ihnen auch ein Gefühl des Fremdſeins aufdrängte, weil ſie bis jetzt von ihren Begleitern außer von Harry noch kein ſpaniſches Wort vernommen hatten. Sie erklärten ſich dies jedoch leicht, weil ſie wußten, daß ihr neuer Herr ein Amerikaner war, und fanden es natürlich, daß derſelbe auch Amerikaner als Freunde bei ſich habe. Als der Tag aber graute und die Landſchaft ſich vor ihren Blicken heller und deutlicher ausbreitete, da überfiel ſie unwillkürlich das Gefühl des Fremden; der Wald, an deſſen Rand ſie hinſchritten, war ein nie vorher geſehener, die weite, unabſehbare üppige Grasfläche vor ihnen war ihnen ein ganz neues unbekanntes Bild, und wo waren die blauen, zum Himmel aufſtrebenden Berge, die ſich in Cuba immer ihren Blicken gezeigt hatten? Dennoch ſtieg in ihnen noch kein Zweifel darüber auf, daß ſie ſich unweit Trinidad de Cuba befänden, und alles Neue um ſie her erregte nur ihre Verwunderung, ihr Staunen.

Dies wurde noch bei der Annäherung an Harry's Beſitzung durch deren Anblick vermehrt, denn auch ſie trug ein ganz anderes Anſehen als die Anſiedelungen in Cuba. Da aber der Sturm ſich gelegt hatte, das graue Gewölk ſich zertheilte und die Sonne heiter und warm

vom blauen Himmel niederſchien, ſo begrüßten die Sklaven dieſe ihre neue Heimat mit freudigem Herzen und zogen jubelnd in dieſelbe ein. Mit Luſt und Liebe eilten ſie ſchon am ſelbigen Tage an die Arbeit und begannen unter Aſhmore's Leitung Wohnungen für ſich zu bauen.

Sechstes Kapitel.

Das Werk war vollbracht. Mit einem Gefühl von Größe, Macht und Gewalt sah Harry die für ihre Lebenszeit der Freiheit beraubten Menschen vergnügt und sorglos an die Arbeit gehen. Wohl tönte die Kunde von dem Erscheinen des furchtbaren Heeres unter Santa-Anna unangenehm in sein Ohr und der Gedanke, daß Texas trotz des amerikanischen Elements, welches dasselbe zur selbstständigen freien Republik erhoben hatte, unterliegen möchte, wollte mitunter folternd in ihm aufsteigen, die Zuversicht in seine Berechnungen aber verscheuchte immer wieder bald jeden Zweifel an dem vollständigen Erreichen seines vorgesteckten Ziels.

An demselben Morgen, an welchem Harry die Kunde überbracht wurde, daß Santa-Anna vor San-Antonio stehe, erhielt er auch Nachricht von Dandon, daß dieser laut getroffener Verabredung in den wichtigsten Zei-

tungen der Vereinigten Staaten fortwährend hatte dringende Aufforderungen an die Regierung in Waſhington ergehen laſſen, die Landeskinder in Texas in ihrer errungenen Freiheit zu beſchützen und zu erhalten, ſowie daß dieſe Aufforderungen ſeitens des amerikaniſchen Volkes den erwünſchten Zweck erreicht hätten, indem bereits Bundestruppen nach Texas eingerückt ſeien und Nacogdoches, San-Auguſtin und mehrere andere öſtlich gelegene Plätze dieſes Landes von ihnen beſetzt wären.

„Vortrefflich, vortrefflich!“ ſagte Harry, nachdem er die Depeſche zum zweiten Male durchleſen hatte. „Beſſer ſind aber auch niemals Karten ausgeſpielt worden. Nun noch eine Partie mit Ihnen, Herr Dandon; ich biete Va banque!“

Harry hatte am Tage nach ſeiner Ankunft den Kapitänen der beiden Schooner die verſprochene Belohnung von je tauſend Dollars ausgezahlt und ihnen dabei Schweigen über das gemachte Sklavengeſchäft aufgelegt. Der eine von ihnen war am folgenden Morgen, nachdem der Sturm ſich gelegt hatte, wieder in See gegangen, den andern aber, denſelben, mit welchem Harry gefahren war, hatte dieſer auf ſeinem Ankerplatze zurückgehalten, weil er ſelbſt ſich auf deſſen Schooner nach Neuorleans einſchiffen wollte.

Blieb Harry hier, ſo mußte er oder ſein Bruder

Aſhmore in das Heer eintreten, und ſein Leben im Intereſſe des Landes auf das Spiel zu ſetzen, hielt er für die größte Thorheit, die er überhaupt hätte begehen können. Jetzt, nachdem er ſeinem Leben erſt den wahren Werth gegeben hatte, jetzt, wo er daſſelbe nach allen Richtungen hin und in vollſten Zügen genießen konnte, jetzt ſollte er ſich für andere Leute zum Krüppel, ja vielleicht gar todtſchießen laſſen? Das fiel Harry nicht im Traume ein. Er hatte das Seinige für die Freiheit der Republik gethan, aus welchem Grunde, das war gleich; mochten die Texaner das Fechten nun ohne ihn thun, und fechten mußten ſie, denn jetzt galt das alte Sprichwort: „Vogel friß oder ſtirb!“ An Gnade ſeitens der Mexicaner war nicht zu denken, und darum blieb den Texanern nichts Anderes übrig, als zu kämpfen oder die Flucht zu ergreifen und Haus und Hof, Ernten und Heerden den Feinden als Beute zu überlaſſen. Daß ſie dieſes nicht thun würden, das wußte Harry ſehr wohl, und kämpften ſie für ihr eigenes Eigenthum, ſo fochten ſie ja auch für das ſeinige, ſeine Gegenwart war deshalb zum Schutze deſſelben ſehr entbehrlich, ſeinem Wohle aber, ſeiner perſönlichen Sicherheit ſtand ſie ſchroff entgegen. Er hatte ſich darum kurz entſchloſſen, der Republik und den Gefahren, denen man ſich jetzt in ihr ausſetzte, Lebewohl zu ſagen und ſtatt des Schießens

und Mordens eine angenehmere, mehr lohnende Beſchäftigung in den Vereinigten Staaten zu ſuchen.

Außer den Freuden, den Genüſſen, die ſeiner dort harrten, hatte er neue kühne Pläne für den Erwerb noch größern Reichthums zu verfolgen, als der war, welchen er bereits in ſeinem Antheil an dem Compagniegeſchäft mit Dandon beſaß. Er übergab daher ſeinem Bruder Aſhmore die Verwaltung ſeines Eigenthums, eilte im Stillen an Bord des Schooners und glitt ungeſehen auf dem Brazosfluſſe hinab aus dem Lande des Kriegs, aus Texas hinaus in den Golf, auf deſſen ſonnig überfunkelten grünen Wogen er ſeinen Weg nach Neuorleans richtete.

In dieſer Zeit rollte ununterbrochen der Donner von Geſchützen durch die weiten Prairien um San-Antonio und Goliad, denn beide Städte wurden von Heeresabtheilungen Santa-Anna's hart bedrängt, während er ſelbſt an der Spitze ſeiner Kerntruppen die texaniſche Armee unter General Houſton mit großer Uebermacht ſchlug und über den Guadelupefluß zurückwarf.

San-Antonio wurde von nur fünfhundert Texanern unter Colonel Albert Randolph vertheidigt, dennoch wagten es wochenlang die Belagerer kaum, ſich auf Schußweite der Stadt zu nähern, denn das Feuer der Belagerten war mörderiſch und richtete furchtbare Verheerungen unter ihnen an. Da erſchien Santa-Anna mit

ſeinen ſiegreichen Kriegern vor der Stadt und gab den Befehl zum Sturm.

Dreimal wurden die Sturmcolonnen mit ungeheuern Verluſten zurückgeſchlagen, beim vierten Angriff aber drangen ſie in die Stadt ein und Albert Randolph zog ſich mit ſeiner kleinen Schaar in die alte ſpaniſche Feſtung, die Alamo, zurück. So unbedeutend und ſchwach dieſe Burg gegenüber einer ſolchen Streitmacht, wie ſie Santa-Anna befehligte, auch erſcheinen mochte, ſo verbreitete ſie doch Schrecken und Entſetzen unter den Mexicanern, denn ſobald ſich dieſe den alten Mauern nahten, ſprühten aus denſelben einige vierzig Feuerſchlünde Tod und Verderben in ihre Reihen. Santa-Anna's Wuth gegen die Helden, die das alte Schloß vertheidigten, ſteigerte ſich von Tag zu Tag; während einer ganzen Woche ließ er ſein Geſchützfeuer gegen die Mauern richten und mit grimmer Freude begrüßte er den Augenblick, wo das alte Geſtein unter ſeinen Kugeln zuſammenbrach und die Breſchen ſich zum Stürmen öffneten.

In jeder Nacht, ſobald die Dunkelheit dem Feuer der Belagerer ein Ziel ſetzte, hatte Albert alle Schäden, welche die Mauern erlitten hatten, ſoweit es möglich war, wieder ausbeſſern laſſen, an dieſem Tage aber war das alte Gemäuer an mehreren Stellen ſo ſehr zuſammengeſtürzt, daß die wenigen Stunden der Nacht zur Wie-

derherſtellung deſſelben ſelbſt dann nicht ausgereicht haben würden, wenn die Vertheidiger noch bei vollen Kräften geweſen wären.

Zu Tode ermüdet durch die unausgeſetzte Arbeit unter Todesgefahr, durch Entbehrung von Schlaf und hinreichender Nahrung waren die Männer in der Alamo kaum noch im Stande, ſich aufrecht und wach zu erhalten, ſobald der Donner der Kanonen und das Praſſeln und Schmettern der Kugeln in dem alten Gemäuer den Schlaf nicht mehr von ihnen verſcheuchten.

An dieſem Abend verſank die Sonne blutroth auf der weiten flachen Ferne, als das Rollen und Stürzen des Gemäuers die Belagerten abermals erſchreckte und ein Sturm von Jubelrufen aus dem mexicaniſchen Heere zu ihren Ohren herüberſchallte. Bald darauf aber ſchwiegen die Geſchütze.

Albert ſtand in der Kuppel, die ſich über einen Theil der Alamo wölbte, und ſchaute nach der ſinkenden Sonne hinüber, als nähme er zum letzten Male Abſchied von ihr. Er dachte an Blancha; morgen mußten die entſcheidenden Würfel fallen. An eine längere Vertheidigung der Veſte war nicht zu denken, ihre Mauern waren zerſtört, die Kräfte der Beſatzung aufgerieben und die Munition für viele der Geſchütze bis auf den letzten Schuß verbraucht. Einen ehrenhaften freien

Abzug von dem Feinde zu erlangen, daran war jetzt nicht mehr zu denken, ein Sieg über ihn lag außer den Grenzen der Möglichkeit, und so blieb nur ein ehrenvoller Tod unter der Fahne der jungen Republik übrig.

Wohl ließ Albert seinen Blick nach Westen und nach Süden schweifen, woher konnte aber wohl Hülfe gegen eine solche Uebermacht kommen! Er sah die Sonne versinken, eine Thräne trat in seine Augen, er sagte Blancha Lebewohl!

Die Dämmerung zog über die Erde; im mexicanischen Lager wurde es still und die Feuer und Lichter in demselben fingen an zu funkeln. Da trat Albert in den geräumigen Hof, wo auf den Mauertrümmern die noch lebenden Männer der Besatzung umhersaßen und lagen, deren bleiches und entkräftetes Aussehen mit der Todtenstille in Einklang stand, die unter ihnen herrschte. Als Albert aber zwischen sie schritt, erhoben sie sich sämmtlich und richteten ihre Blicke ernst, doch mit Hingebung ihm entgegen.

„Habt Ihr beschlossen, Brüder, was wir thun sollen?" fragte er in einem Tone, als wisse er ihre Antwort schon. „Morgen wird Santa-Anna zum Sturme schreiten, wenn wir nicht die weiße Fahne aufziehen."

Alle schwiegen und erst nach einer langen Pause hob Albert abermals an:

„Noch iſt es Zeit, die Waffen freiwillig zu ſtrecken und unſer Leben möglicherweiſe zu retten. Sagt mir offen, was iſt Euer Entſchluß?“

Dabei ließ Albert ſeinen Blick durch die Verſammlung ſchweifen, als wolle er den Mann herausfinden, dem ſeine Andeutung willkommen geweſen ſei. Kein Wort wurde laut, doch in aller Augen ſtand ihre Antwort geſchrieben.

„Ihr ſchweigt, Ihr hofft noch auf Hülfe von außen“, fuhr Albert mit feſterem Tone fort. „General Houſton iſt geſchlagen, Fannin iſt in Goliad eingeſchloſſen, woher ſoll Hülfe kommen? Entweder die weiße Fahne aufziehen oder als Männer ſterben; was wollt Ihr thun? Ihr müßt Euch bald entſcheiden.“

Da trat ein alter Mann mit weißem Haar aus der Menge vor und ſagte:

„Ihr wißt es wohl, Randolph, daß nicht einer unter uns iſt, der Eure Frage anders beantworten würde als Ihr ſelbſt. Euch folgen wir alle, auch morgen zu unſerm letzten Siege!“

„Iſt es wirklich ſo, meine Brüder? Wollt Ihr mir folgen auch in den Tod?“ rief Albert begeiſtert aus und ließ ſeinen aufflammenden Blick über die welken Geſtalten ſeiner Gefährten wandern.

„In den Tod!“ riefen alle wie aus einem Munde

und ließen dann drei donnernde Hurrahs für Randolph folgen, daß es weit hinaus aus der alten Veſte in das Lager der Mexicaner hinübertönte.

„So öffnen Sie unſere Vorräthe, Kapitän Rambels, und laſſen Sie einen Jeden davon nehmen, was er will", ſagte Albert zu einem der Offiziere und fuhr dann wieder zu der Menge gewandt fort:

„Morgen ſpeiſen wir zuſammen dort oben!"

Die Nacht war ſehr dunkel, und um das aus ſchneeweißem Geſtein erbaute alte Fort Alamo glühten die Feuer der Mexicaner und über ihm blitzten und funkelten die Sterne wie Juwelenſaat, in ſeinen Mauern aber herrſchte tiefe Stille. Es war die erſte Nacht ſeit dem Beginnen der Belagerung, in welcher ihre Vertheidiger ſich der Ruhe, dem Schlafe hingaben. Sie hatten ſich mit der Ueberzeugung niedergelegt, daß dieſer Schlaf ihr letzter in dieſer Welt ſein würde; alle hatten ihre Rechnung mit ihr abgeſchloſſen und allen hatten die unnatürlichen Anſtrengungen, die große Entkräftung die Augen zugedrückt. Wohl waren im Hinſinken mancher Bruſt ſchwere Seufzer entſtiegen, mancher heiße Abſchiedsgedanke war entſandt worden und manches Auge hatte im Schließen eine Thräne zerdrückt, jetzt aber lagen die Helden regungslos da in den barmherzigen Armen des erquickenden, ſtärkenden Schlafes.

Die Nacht verblich, der neue Tag zog heiter und wolkenlos am Himmel auf und die Klänge des Kriegs begrüßten ihn aus dem Lager der Mexicaner, in der Alamo aber blieb Alles ſtumm und ſtill, als ob ſie ausgeſtorben ſei; kein Horn, keine Trommel ertönte, und kein Kanonenſchuß forderte zum neuen Kampf heraus. Die todesmuthige Schaar in der Veſte war indeß ſchon lange gerüſtet und ſtand bereit, ihr Leben theuer zu verkaufen.

Noch glänzten die Perlen des Thaues auf Gras und Blume der Prairie, als das mexicaniſche Heer ſich ſammelte und Santa-Anna hoch zu Roß ſelbſt die Sturmcolonnen ordnete. Mit klingendem Spiel näherten ſie ſich der Burg und bald kamen ſie im Sturmſchritt gegen ſie angezogen. Bis auf fünfzig Schritte hatten ſie die Breſchen erreicht, ohne daß ſie ein Schuß begrüßt hätte, da aber brüllten die Kanonen ihnen ihren Donner zu und ein Eiſenregen flog in ihre dicht zuſammengedrängten Reihen. Sie wankten, ſie wichen zurück, kein Commando wurde mehr gehört und in wilder Verwirrung flohen ſie aus der Nähe der furchtbaren Geſchoſſe. Angriff auf Angriff wurde von den Belagerten zurückgeſchlagen und der Weg nach den Breſchen war mit Leichen bedeckt, da ließ Santa-Anna Cavallerie hinter den ſtürmenden Regimentern folgen und gab den

Befehl, jeden Fliehenden niederzuhauen. Umſonſt ſtellten ſeine Generale ihm vor, daß es eines ſolchen Blutbads nicht bedürfe, da in kurzer Zeit der Mangel an Lebensmitteln die Beſatzung zwingen werde, ſich zu ergeben, er hörte ſie nicht und ſchwur, daß keiner der Vertheidiger die Sonne ſolle untergehen ſehen.

Wieder trieb er die Regimenter zum Sturme gegen die Alamo vor, doch diesmal ſchwiegen die Kanonen der Belagerten, denn ihre Munition war verbraucht. Von zwei Seiten drangen die Stürmenden in die Breſchen ein und Mann gegen Mann raſte der Kampf jetzt in den engen Räumen der Burg. Ganze Schichten von Leichen deckten den Boden und auf ihnen hin und her wogte das Morden und Schlachten.

Das Häuflein der Texaner ſchmolz raſch zuſammen, denn immer neue Truppen ſtürmten durch die Breſchen heran, da ſtellten ſich die Letzten der Heldenſchaar in dem Hofe um Albert Randolph auf, um ihn mit ihren Körpern gegen die Wuth der Angreifer zu ſchützen.

Dicht vor ſeine Bruſt trat Mac-Coor, als wolle er mit der ſeinigen die feindlichen Streiche für ihn auffangen, doch kaum ſtand er da, als Albert, von einem Büchſenſchuß am Kopf getroffen, zu Boden ſank.

Mac-Coor warf ſich bei ihm nieder, wiſchte das Blut von Albert's Stirn und hielt ſeine Hand auf die

Wunde gedrückt, um die Blutung zu ſtillen, da ſtürzten die fechtenden Männer um ihn mit dem Tod im Herzen über ihn hin und bedeckten ihn und Albert mit ihren blutenden Körpern. Mac-Coor rührte ſich nicht, er hielt die Hand feſt auf Albert's Wunde und fühlte, daß das Leben nicht aus ihm gewichen ſei.

Der letzte der Helden lag bald entſeelt auf dieſem Hügel von Leichen, die Schreckensaccorde des Kampfes verhallten und in der zerſtörten Veſte herrſchte die Stille des Todes. Da regte ſich Albert unter der Hand Mac-Coor's, als wolle er das Gewicht, welches ihn preßte, von ſich ſchieben, dieſer aber flüſterte ihm in das Ohr:

„Rühren Sie ſich nicht, Randolph, vielleicht iſt noch Rettung für uns möglich."

Albert's Bewußtſein kehrte zurück, er erkannte Mac-Coor an ſeiner Seite, verſtand deſſen Worte und beide lagen nun ſo unbeweglich als möglich, wenngleich letzterer nach und nach zwiſchen den Leichen über ſich eine Oeffnung bereitete, um freier Athem ſchöpfen zu können.

So verſtrichen wohl einige Stunden in ununterbrochener Stille, als plötzlich laute Stimmen hörbar wurden und Albert erkannte, daß die Mexicaner ihre Todten aus der Veſte trugen, um ſie zu beerdigen. Immer nä-

her kamen dieſelben mit ihrer Arbeit, bis ſie dicht um den Leichenhügel, unter welchem Albert und Mac-Coor lagen, die gefallenen Mexicaner wegzogen.

„Wer wird die Ketzer, die Amerikaner begraben?“ hörten die beiden einen Soldaten ſagen.

„Wir ſicher nicht, denn wir marſchiren morgen frühzeitig; die Geier werden ſich an ihnen füttern“, antwortete ein Anderer, und ſo kamen und gingen die Leichenbeſtatter, bis nach und nach ihre Arbeit beendet war und die Todtenruhe wieder in der Alamo herrſchte.

Albert und Mac-Coor hatten die Leichen ihrer auf ſie gefallenen Kameraden von ſich geſchoben und ſchauten zu dem Himmel empor.

Es wurde düſter in dem Hofe, die Sterne wurden ſichtbar und die Nacht brach raſch herein. Mac-Coor hatte ſich und Albert gänzlich von ihrer Laſt bereit und beide erhoben ſich und ſchritten über die Todten nach der Treppe, die hinauf in die Kuppel führte. Albert's Wunde war nur ein Streifſchuß und wenn auch noch ſehr ſchmerzhaft, ſo hatte ſie doch aufgehört zu bluten. In der Kuppel angelangt, band er ſich ein Tuch um die Stirn und ſchaute dann mit ſeinem Gefährten rund um die Alamo auf die Stadt und die Umgegend. Nur im Süden derſelben brannten Lagerfeuer der Mexicaner,

während im Norden die Prairie öde und verlassen zu erkennen war.

Vorsichtig schlichen sich die beiden Geretteten wieder in die Burg hinab und über die Leichen ihrer Kameraden hin aus derselben hinaus bis an die Mauer, welche sie in weitem Kreise umgab.

Nirgends war ein lebendes Wesen zu erkennen. So gelangten sie ungehindert in die Prairie hinaus und flohen nun mit aller Schnelligkeit, die ihre Kräfte noch erlaubten, durch die Nacht davon. Sie waren die Einzigen von der ganzen Besatzung, die ihr Leben retteten.

Einen theuern Sieg hatte Santa-Anna erfochten, er kostete ihn über zweitausend Mexicaner.

Von San-Antonio richtete er seinen Vertilgungszug nach der von seinen Truppen bereits eingeschlossenen Festung Goliad, um ihr ein gleiches Schicksal widerfahren zu lassen. Colonel Fannin befehligte die neunhundert Mann starke Besatzung derselben und leistete während einer Woche dem Feinde festen Widerstand, dann aber gingen die Vorräthe an Lebensmitteln und Munition auf die Neige.

Fannin ließ einen Kriegsrath halten, in welchem man beschloß, daß sechshundert Mann unter Kapitän Ward die Festung verlassen und sich durch den Feind schlagen sollten, um den texanischen General Houston zu

erreichen und mit ihm vereint der in Goliad zurückbleibenden Besatzung zu Hülfe zu kommen.

Der Ausfall wurde sehr plötzlich gemacht, Kapitän Ward warf die ihm entgegenstehenden Feinde über den Haufen und eilte nun in die Prairie hinaus dem Guadelupefluſſe zu, doch bald holte ihn die flüchtige mexicanische Reiterei ein und hemmte seinen raschen Marsch. In ein geschlossenes Viereck zusammengetreten, wiesen die Texaner zwar jeden Angriff der zahlreichen Cavallerie blutig zurück, doch wurde ihre Eile so sehr dadurch gehemmt, daß sie gegen Abend statt des ersehnten Flusses nur auf halbem Wege eine kleine Waldinsel in der Prairie erreichten. Hier verbrachten sie die Nacht, und als der Tag ihnen die rundum gelagerten Feinde zeigte, sahen sie, daß sich auch ein Scharfschützencorps und Artillerie bei demselben eingefunden hatte.

Kapitän Ward erkannte sehr richtig, daß Widerstand unmöglich sei; seine Leute waren nur für heute noch mit Lebensmitteln versehen, Wasser führten sie gar nicht mit sich und ihre Munition war sehr spärlich. Er schlug daher in einer gemeinschaftlichen Berathung vor, mit dem Feinde zu unterhandeln und womöglich freien Abzug zu erlangen. Das ganze Corps stimmte seinem Vorschlag bei und Capitän Ward selbst begab sich als Unterhändler in das mexicanische Lager. Der dort

befehligende General nahm das Anerbieten an, beſtand aber darauf, daß man die Waffen zurücklaſſe. Es war eine harte Bedingung, und als Ward ſie ſeinen Gefährten überbrachte, erklärten dieſe faſt einſtimmig, daß ſie lieber mit den Waffen in der Hand ſterben wollten. Ward aber überzeugte ſie, daß der Feind ſich außer dem Bereiche ihrer Büchſen halten und nur ſeine Kanonen ſpielen laſſen werde, welche in Verbindung mit Durſt und Hunger ihm bald den Sieg über ſie geben müßten, ohne daß er einen Mann dabei einbüße.

Nach langem Zögern wurde die Bedingung angenommen. Ward ließ ſeine Leute hinaus in die Prairie marſchiren, dort ſtellten ſie ihre Gewehre zuſammen und traten nun unbewaffnet ihren Weg nach dem Guadelupefluſſe an. Kaum aber hatten ſie ſich einige hundert Schritte entfernt, als die mexicaniſchen Dragoner auf ſie einſprengten und ſie niederzumetzeln begannen. Wie verwundete Tiger ſprangen die Texaner an die Reiter, riſſen viele von ihren Pferden und zerfleiſchten ſie mit ihren Meſſern, mit ihren Zähnen; die Uebermacht aber war zu groß, nach kurzer raſender Gegenwehr wurden ſie überwältigt, und nur drei Mann von den Sechshundert retteten ſich, indem ſie ſich während der Verwirrung in dem hohen Graſe verſteckten.

Santa-Anna hielt die Feſtung Goliad, ohne ſie weiter

zu beſchießen, noch acht Tage eingeſchloſſen, in welcher Zeit ihre Beſatzung ſämmtliche Lebensmittel verbraucht hatte. Am folgenden Morgen wehte die weiße Fahne über ihren Mauern, und bald darauf ſchritt eine Geſandtſchaft aus ihr hervor, um mit Santa-Anna über die Capitulation zu unterhandeln. Er bewilligte freien Abzug ohne Waffen und verlangte denſelben vor Ablauf einer Stunde. Als die Deputation den Belagerten dieſe Antwort überbrachte, ſprach Colonel Fannin gegen die Annahme der geſtellten Bedingung und rieth, ſich mit den Waffen in der Hand einen Weg durch die Feinde zu bahnen, da der Treuloſigkeit der Mexicanar kein Glauben zu ſchenken ſei; er wurde aber von der Beſatzung überſtimmt, und ehe die geſtellte Friſt abgelaufen war, verließ dieſelbe die Feſtung und die Mexicaner zogen in dieſelbe ein. Ein gleiches Schickſal, wie es Kapitän Ward und ſeine Gefährten betroffen hatte, war auch Colonel Fannin und ſeinen Leuten beſchieden, denn kaum hatten die Mexicaner ihnen den Rückweg in die Veſte abgeſchnitten, als Santa-Anna ſeinen Dragonern den Befehl gab, ſie niederzuhauen. Erbarmungslos wurde das Urtheil vollſtreckt und ſämmtliche dreihundert Texaner hauchten, ohne Waffen kämpfend, ihr Leben unter dem Mordſtahl von Santa-Anna's Henkern aus.

Wie Todesſchauer zogen die Nachrichten dieſer un-

geheuern Thaten durch das Land und wie hölliſche Mächte folgten die Schaaren Santa-Anna's ihnen nach. Alles floh, um von ihrem Tod bringenden Erſcheinen nicht überraſcht zu werden, und ganze Züge von Weibern, Greiſen und Kindern zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen eilten auf den Flügeln der Angſt, des Entſetzens nach Oſten. Die ſchönen Städtchen, die paradieſiſchen Niederlaſſungen an der Guadelupe und an den vielen kryſtallklaren, rauſchenden Bächen zwiſchen ihr und dem Coloradofluſſe wurden verlaſſen und die zügelloſen Banden Santa-Anna's ließen ſie in Flammen auflodern.

Eine ſeiner Heeresabtheilungen raſte mit Feuer und Schwert an der Meeresküſte hin gegen Velasco, eine andere zog nördlich auf San-Felipe; er ſelbſt mit einigen tauſend Mann ſeiner Kerntruppen führte das Centrum.

General Houſton hatte alle Streiter an ſich gezogen, doch nicht mehr als ſechshundert Mann zuſammenbringen können, eine zu unbedeutende Zahl, um der feindlichen Macht in offener Schlacht zu begegnen. Er war Schritt für Schritt zurückgewichen und hatte ſich darauf beſchränken müſſen, durch unerwartete plötzliche Ueberfälle dem Feinde kleine Nachtheile beizubringen, denn ſeine Leute waren ſämmtlich beritten und Büchſenſchützen erſten Ranges.

Er ſtand in San-Felipe, bei der Nachricht aber von dem Heranziehen der mexicaniſchen Diviſion unter General Viesca ging er mit ſeinen Reitern und ſechs Geſchützen über den Fluß, um ſich nach Harrisburg in ſumpfiges Land zurückzuziehen. Nur fünfzig Mann ließ er in der Stadt zurück, um deren Einwohnerſchaft unter ihrem Schutze Zeit zur Flucht zu geben, namentlich aber die vor dem barbariſchen Feinde heranziehenden flüchtigen Weiber- und Kinderſchaaren aufzunehmen und über den Fluß zu befördern. Der Führer dieſes kleinen Corps war Albert Randolph.

Seit General Houſton das Obercommando über die texaniſchen Streitkräfte übernommen hatte, war Albert deſſen rechte Hand geweſen und hatte ihn mit Rath und That unterſtützt.

Wenige Tage nach ſeiner Rettung aus der Alamo hatte er mit Mac-Coor Houſton's Lager erreicht und war mit ſtürmiſchem Jubel von dem Heere begrüßt worden. Schon am folgenden Tage übernahm er das Commando über ein Streifcorps und führte binnen kurzer Zeit mehrere Transporte Lebensmittel, welche er dem Feinde abgejagt hatte, den Texanern zu.

Jetzt hatte er mit ſeinen wenigen Leuten die Häuſer an dem Eingange in die Stadt San-Felipe beſetzt, um das Corps Viesca's aufzuhalten, und eben war man

damit beſchäftigt, die Pferde ſeiner Mannſchaft über den Fluß zu befördern, da wurde ihm die Nachricht gebracht, daß nur wenige Meilen rückwärts an der Straße eine Anzahl Frauen und Kinder ſich in eine verlaſſene Farm geflüchtet hätten und daß der Feind ſich raſch nahe. Ohne ſich einen Augenblick zu bedenken, befahl er die Pferde herbeizuholen, ließ aufſitzen und ſprengte nach der Farm, wo er ſechs Frauen und vier Kinder vorfand, die vor Ermattung nicht hatten weiter flüchten können. Albert erkannte die Frauen, ſie waren aus Gonzales und ihre Männer waren ſämmtlich in der Alamo getödtet worden. Er ließ ſie ſowie die Kinder ſchnell hinter ſo viele ſeiner Schützen auf deren Pferde heben und wollte mit ihnen den Rückzug nach San-Felipe antreten, als Trompetenton auf der nahen Biegung der Straße erſchallte und eine Abtheilung mexicaniſcher Dragoner, welche dem Heere des Generals Viesca vorauszog, herangeſprengt kam.

„Fort, fort!“ rief er den Reitern mit den Frauen und Kindern zu, und während dieſe davoneilten, ließ er ſeine Leute ſich zum Schuß gegen den herannahenden Feind fertig machen.

Alle ritten ihre jagdgewohnten Pferde und alle hatten ihre Büchſen auf die Dragoner gerichtet, als Albert ihr Feuer noch zurückhielt, indem er ihnen zurief:

„Laßt ſie nahe herankommen, ſodaß keine Kugel fehlgeht.“ Dann commandirte er: „Feuer!“ und einige dreißig Dragoner ſtürzten von ihren Roſſen.

„Es lebe die Republik Texas!“ rief Albert jetzt und ſtürmte mit wildem Hurrah ſeinen Schützen voran auf die verworrene Maſſe der Dragoner ein, die nun in wilder Flucht den Piſtolenkugeln und Säbelhieben der Texaner zu entkommen ſuchten.

Weit verfolgten dieſe die Fliehenden nicht, denn das Corps Viesca's konnte nicht mehr fern ſein. Albert ließ halten, wieder laden und jagte dann mit ſeinen Gefährten, ſo ſchnell die Gäule ſie tragen konnten, nach San-Felipe zurück. Mit den geretteten Frauen und Kindern zugleich, denn die Mexicaner ſchonten auch ſolcher Leben nicht, langten ſie in der Stadt an und Albert führte ſie eilig nach dem Fluſſe, wo mehrere große Boote die Ueberfahrt unterhielten. Die letzten Bewohner der Stadt waren eingeſchifft, ſämmtliche Schützen hatten ihre Waffen in die Boote gelegt, und als dieſelben die Mitte des Fluſſes erreicht hatten, ſpornten die Reiter ihre Pferde in den Strom hinein.

Da ertönten wieder die Trompeten des Feindes, und nach wenigen Minuten ſchwärmte die mexicaniſche Cavallerie auf dem Ufer hin und her, ihre Piſtolenkugeln aber erreichten die Schützen auf ihren ſchwimmen-

den Roſſen nicht mehr, und ſelbſt zu Pferde ihnen zu folgen, unternahmen die Mexicaner nicht.

Ihre Wuth ließen ſie aber an den hölzernen Häuſern aus, denn noch ehe Albert's Corps das jenſeitige Ufer verließ und der Straße nach Harrisburg folgte, war die Stadt San-Felipe in Flammen und Rauch gehüllt.

Alle Anſiedlungen am Brazosfluſſe und weiter öſtlich an den kleinen Gewäſſern wurden verlaſſen, Alles floh nach Oſten und ſtrebte der Grenze der Vereinigten Staaten zu.

Santa-Anna's Heer überſchritt an drei Punkten den Brazosfluß und bezeichnete ſeine Wege mit Raub, Brand, Mord und Greuelthaten der unerhörteſten Art. Er ſelbſt führte an der Spitze von zweitauſend Mann und ſechzehn Geſchützen die Mitte und nahm ſeine Richtung nach dem nordweſtlichen Arme der Galveſtonbai, unweit deren Ufer er ſüdlich von der Mündung des San-Jacintofluſſes in dieſelbe ein Lager aufſchlagen und daſſelbe verſchanzen ließ. Hier wollte er die Diviſion des Generals Vilaſola, welcher an der Meeresküſte heranzog, erwarten, um dann mit der ganzen Armee nach dem Trinityfluſſe vorzugehen und den öſtlichen, am zahlreichſten bevölkerten Theil von Texas mit Feuer und Schwert zu überziehen.

Ende des vierten Bandes.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang — 1866.

Dreizehnter Band.

Saat und Ernte.

Fünfter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Saat und Ernte.

Roman

von

Armand,

Verfaſſer von „Bis in die Wildniß“, „An der Indianergrenze“, „Ralph Norwood“, „Der Sprung vom Niagarafall“ ꝛc. ꝛc.

Fünfter Band.

Leipzig,
Ernſt Julius Günther.
1866.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung vor.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Erſtes Kapitel.

General Houſton ſtand einige zwanzig Meilen weiter nördlich, ohne von Santa-Anna's ſo weitem Vorgehen unterrichtet worden zu ſein. Sein kleines Herr war noch mehr zuſammengeſchmolzen und zählte kaum noch fünfhundert Mann, denn die Mehrzahl der Männer, aus denen es beſtand, waren im öſtlichen Texas zu Hauſe, und viele von ihnen entfernten ſich, um für Frau und Kind zeitig Sorge zu tragen. Ueberhaupt war die Stimmung unter ihnen eine ſehr trübe und niedergeſchlagene und alle feurigen, begeiſterten Reden für Freiheit und Ehre, welche Albert Randolph ihnen wiederholt abends beim Lagerfeuer hielt, waren nicht im Stande, die Wirklichkeit vor ihren Augen zu verdecken, denn ſie konnten es ja gar nicht wagen, dem ſo ſehr überlegenen Feinde eine entſcheidende Schlacht anzubieten. Kam aber Texas, woran ja nicht zu zweifeln war, wieder unter die Herrſchaft Mexicos, ſo war ihres Bleibens nicht mehr in dieſem

Lande und all ihr Eigenthum in demſelben für ſie auf immer verloren.

Es war am 20. April 1836, als die kleine Schaar ſtumm und ernſt bei den Lagerfeuern ſaß und ein Jeder ſich ſeinen eigenen finſtern Gedanken hingab. Die Feuer brannten düſter, denn es regnete und eine kalte Luft zog über die finſtere Prairie und rauſchte in den Bäumen der Waldinſel, um welche die Texaner ſich gelagert hatten.

General Houſton, ein koloſſal gebauter ſchöner Mann mit kleinen glänzend blauen Augen, ſchien auch in ſchwere Gedanken verſunken und dachte wohl gleichfalls an Haus und Hof, denn ſeine ſehr bedeutenden Beſitzungen lagen am Trinityfluß, an deſſen Ufern hinauf auch ſeine Heerden von zehntauſend Stück Rindvieh weideten.

Solange es möglich geweſen war, hatte er den Aufſtand zu unterdrücken geſucht und bis zu dem Entwaffnungsbefehl Santa-Anna's für Verbleiben im mexicaniſchen Staatenverband geſtimmt, beim Ausbruch der Empörung aber blieb ihm keine Wahl übrig, wollte er nicht ſein ganzes Eigenthum aufs Spiel ſetzen, er mußte Partei für die Republik nehmen.

„Wo bleibt Randolph?“ ſagte er, ſich in ſeinen Gedanken unterbrechend, zu einem Offizier an ſeiner Seite, der ein Stück Hirſchfleiſch an einem Stocke über

die Kohlenglut hielt, um ſein Abendeſſen daraus zu bereiten.

Er müßte ſchon längſt hier ſein, er iſt ja nur nach Lynchbury und San-Jacinto geritten, um zu ſehen, ob unſere Vorräthe angekommen ſind", entgegnete der Offizier.

„Wenn dieſelben noch nicht eingetroffen ſind, ſo werden ſie uns nichts mehr helfen können, denn wir müſſen uns nach dem Trinityfluß zurückziehen. Dort tritt wohl noch mancher Mann zu uns unter die Waffen, um ſein Eigenthum zu vertheidigen, hier laufen uns die Leute fort, wir werden täglich ſchwächer", ſagte Houſton, indem er eine kleine Pfeife aus dem Rock hervorzog und ſie anzündete.

Da wurde in der Ferne der Hufſchlag flüchtiger Pferde laut, Houſton horchte auf und bald ſprengte Albert, von mehreren Reitern begleitet, ins Lager.

Die Eile, womit ſie von ihren Pferden ſprangen und zu General Houſton ſchritten, und die Haſt, mit welcher derſelbe ihnen in das Dunkel der Bäume folgte, zeigten, daß die Reiter eine wichtige Meldung zu machen hatten. Der eine der Begleiter Albert's war ein Kundſchafter, der die Nachricht brachte, daß Santa-Anna mit nur zweitauſend Mann ein verſchanztes Lager bezogen habe.

Es war ein Augenblick der Entſcheidung für das

Schickſal von Texas, vielleicht der einzige, der für ſeine Selbſtſtändigkeit noch eine Hoffnung bot. Gelang es, Santa-Anna zu überraſchen, ihn zu überwältigen und ſeiner Perſon habhaft zu werden, ſo war Texas gerettet, wo nicht, ſo verfiel es unabänderlich in die tiefſte mexicaniſche Knechtſchaft.

Aber auch das Schickſal aller um Houſton verſammelten Streiter hing an dieſem Augenblicke, denn alle hatten in Texas ihr Eigenthum, ihre Familie, oder ſie hatten die Vereinigten Staaten unter Verhältniſſen verlaſſen, die ihnen unterſagten, jemals wieder ihren Fuß über deren Grenzen zu ſetzen.

Houſton trat nach kurzer Unterredung aus dem Dunkel der Bäume hervor und verkündete der ſich um ihn drängenden Menge, welche Nachricht ihm überbracht worden ſei, kaum aber war die Kunde ſeinen Lippen entſchwebt, als ein Sturm von Hurrahs durch die Nacht ſchallte und man einſtimmig den Angriff auf Santa-Anna's Lager verlangte.

Alles war jetzt Leben. Der ganze für die Nacht geſammelte Holzvorrath wurde auf die Feuer geworfen, ſodaß ſie hoch aufloderten und den kampfgierigen Männern dazu leuchteten, ihre Waffen in Stand zu ſetzen, die Pferde wurden aus dem Graſe geholt und geſattelt, die vier Geſchütze beſpannt, und ehe eine Stunde

verflossen war, zog die schlachtmuthige Schaar von den hellen Feuern hinweg in die finstere stürmische Nacht hinaus dem Regen und Wind entgegen. Schweigend eilten sie dahin, die letzten Streiter der jungen Republik, mit dem eisernen, unumstößlichen Entschluß, zu siegen oder zu sterben, und als der Morgen graute, hatten sie das Lager Santa-Anna's bis auf die Entfernung einer halben Meile erreicht.

Das hohe Erlengebüsch auf den Ufern eines Bachs verbarg sie den Blicken der mexicanischen Posten. Houston ließ absitzen, die Pferde wurden an den Erlen befestigt, die Waffen zum Gebrauch bereit gemacht, und nun setzte sich die Schaar mit den Geschützen nach Santa-Anna's Lager hin in Bewegung.

Noch lagen einige tausend Schritte zwischen den Texanern und den Schanzen, als auf denselben Rauchwolken aufstiegen und mit dem Donner der dort abgefeuerten Kanonen deren Kugeln über den Köpfen der Heranziehenden hinbrausten; diese aber gaben keine Antwort darauf, sondern beeilten schweigend nur noch mehr ihre Schritte.

Bis auf Büchsenschußweite hatten sie jetzt das Lager erreicht, ihre Geschütze wurden gerichtet, dieselben schleuderten ihren Kartätschenregen über die Wälle und mit den Schreckensrufen: „Alamo, Goliad!" stürzten die

Freiheitskämpfer, mit Büchſe, Piſtolen und Jagdmeſſer bewaffnet, ihren Kugeln nach. Die Erdaufwürfe um das Lager waren hoch und die Gräben vor ihnen tief, doch was waren den Stürmenden in dieſem Augenblicke Hinderniſſe und Gefahren!

Nach wenigen Minuten hatten ſie die Wälle erklommen. Nicht wie Menſchen, wie wuthſchäumende Raubthiere ſtürzten ſie ſich in die dichtgedrängten Maſſen der Mexicaner hinein und ſchoſſen und hieben ſie unter den nicht verhallenden Rufen: „Alamo, Goliad!“ reihenweiſe nieder. Da half kein Befehlen, kein Wehren, kein Anfeuern der mexicaniſchen Offiziere, unaufhaltſam wie eine Windsbraut raſten die Stürmenden in allen Richtungen durch das Lager und nach fünfzehn Minuten des gräßlichſten Mordens und Schlachtens war der Sieg für Texas entſchieden.

Das ganze Lager glich einer großen Blutlache, in der die Sterbenden und Verwundeten ſich krümmten und die Beſiegten ſich vor den Siegern niederwarfen und um Gnade, um Erbarmen flehten.

Der Ruf nach Santa-Anna machte dem Morden plötzlich ein Ende, ſein Name tönte wie ein lähmendes Wort von Mund zu Mund, denn ohne ihn gefangen zu haben, war kein Sieg erfochten, ſein Entkommen verhieß ganz Texas den Untergang. Nirgends war er zu finden, weder

unter den Gefangenen, noch unter den Todten. Da ließ Houſton ein Dutzend mexicaniſcher Generale vor ſich bringen und drohte ihnen mit Erſchießen, wenn ſie nicht die Richtung der Flucht ihres Befehlshabers verriethen.

Sie ſagten aus, daß derſelbe gleich beim Beginn des Kampfes mit mehreren Begleitern in einem leichten Wagen das Lager verlaſſen habe, und bezeichneten die von ihm genommene Richtung. Die friſche Wagenſpur bekundete die Wahrheit der Ausſage, und nun hing Alles davon ab, den Flüchtling einzuholen. Houſton ließ ſofort zweihundert Mann ihre Pferde beſteigen und trug ihnen auf, Santa-Anna womöglich lebendig einzufangen. Unter dieſen Reitern befand ſich auch Albert Randolph. Fort jagten ſie in flüchtigem Galopp, der Wagenſpur folgend, bis ſie nach Verlauf von einer halben Stunde ſich einer verlaſſenen Farm näherten. Schon von weitem ſahen ſie dort den Wagen ſtehen, aber ohne Pferde. Augenſcheinlich hatte Santa-Anna mit ſeinen Begleitern die Thiere, welche ihn bis hierher gezogen hatten, beſtiegen, um ſchneller und ungehinderter fortzukommen, und nach kurzem Suchen fanden die Texaner auch die Spuren der Pferde auf. Wieder folgten ſie denſelben mit möglichſter Eile und erkannten, daß die Fliehenden immer ſchneller geritten waren. Das Grasland, durch welches ſie zogen, ward bald vielfach von kleinen Bächen durchſchlängelt und

der Boden wurde immer ſumpfiger, ſodaß die Pferde oftmals bis an die Kniee einſanken.

Die Hoffnung, den Entflohenen einzuholen, ſteigerte ſich mehr und mehr, denn die von ſeinen Roſſen zertretenen Grashalme und Kräuter zeigten deutlich, daß dies erſt ſo eben geſchehen ſei. Immer mehr trieben die Verfolger ihre Pferde zur Eile an, als ſie plötzlich aus einem Erlengebüſch hervorritten und vor ſich in dem Graſe die drei Reitthiere Santa-Anna's ruhig weiden ſahen.

Er hatte alſo ſeinen Weg zu Fuße fortgeſetzt; doch trotz aller Mühe und Anſtrengung konnten die Streifſchützen ſeine Fährte nicht entdecken.

Nach langem vergeblichem Spüren hielten ſie eine Berathung und beſchloſſen, ſich in kleinern Abtheilungen von einander zu trennen und in den verſchiedenſten Richtungen die Gegend zu durchſuchen.

Albert Randolph zog es vor, ohne zahlreiche Begleitung zu reiten, und nahm nur Mac-Coor mit ſich. Dieſer behauptete, Santa-Anna habe die gerade Richtung nach der Meeresküſte eingeſchlagen, weil er dort leicht eines Bootes habhaft werden könne, und auf dieſe Vermuthung hin wandten die beiden Reiter ihre Roſſe nach Oſten, wo ſie aber bald ſo in Büſche und ſumpfigen Boden geriethen, daß ſie zu Pferde nicht weiter vordringen konnten. Sie hielten an einem kaum einen Schritt

breiten, doch ſchnell fließenden, zu beiden Seiten mit Erlenbüſchen bewachſenen Waſſer und ſchauten durch eine Oeffnung zwiſchen denſelben, als Mac-Coor plötzlich ſagte:

„Bei Gott, hier ſind ſie durchgegangen! Sehen Sie da an der andern Seite des Waſſers den zierlichen Fußtritt? Ich laſſe mich hängen, wenn dies nicht Santa-Anna ſelbſt geweſen iſt.“

Er ſowie Albert waren von ihren Roſſen geſprungen und nahmen die Fährte genau in Augenſchein, wobei ſie einige Schritte weiter noch zwei Männerſpuren fanden.

Es lag außer allem Zweifel, daß Santa-Anna mit zwei Begleitern hier durchgeſchritten war, und fern konnte er unmöglich ſein. Zu Pferde weiter vorzudringen ließ jedoch der ſumpfige Boden nicht zu. Albert und Mac-Coor befeſtigten darum ſchnell ihre Thiere an die Erlenbüſche und eilten nun den deutlich ausgedrückten Fußtritten der Fliehenden nach. Wieder und wieder hatten ſie Gebüſchſtreifen zu durchſchreiten, die ihnen den Blick in die Ferne wehrten, doch plötzlich öffnete ſich vor ihnen eine weite Grasfläche, an deren fernem Ende ſie drei Männer, dem Anſcheine nach Offiziere, erkannten, die dem dichten Gebüſche im Laufſchritte zueilten.

„Da ſind ſie! Vorwärts!“ ſchrie Albert und ſprang

Mac-Coor voran, der eine Büchse trug, während er selbst nur mit Pistolen und Säbel bewaffnet war. Noch hatten sie aber kaum die Mitte der Grasebene erreicht, als die Fliehenden in dem Gebüsch verschwanden.

Mit Blitzesschnelle folgte ihnen Albert mit seinem Gefährten; sie hatten nach wenigen Minuten die Büsche durcheilt, und vor ihnen auf einer kaum vierzig Schritte breiten Grasflur stürmten die drei Flüchtlinge dem nächsten Gebüsche zu.

„Steht, oder wir schießen!“ schrie Albert ihnen auf Spanisch nach, doch noch ehe er es verhindern konnte, gab Mac-Coor neben ihm Feuer und einer der drei Offiziere stürzte zusammen. Die andern beiden fuhren herum, und während Albert und Mac-Coor auf sie zueilten, erhob einer von ihnen eine Pistole und gab Feuer. Zugleich aber schoß Mac-Coor eine Pistole nach ihm ab; der Mann wankte einen Augenblick und sank dann in das Gras nieder.

„Ich bin getroffen“, sagte jetzt Mac-Coor mit krampfhafter Stimme und hielt die Hand gegen seine Brust. „Eilen Sie, Randolph; lassen Sie mich liegen und fangen Sie den Hund dort, es ist Santa-Anna.“

Der Offizier jedoch sprang jetzt flüchtigen Schrittes davon und in die nächsten Büsche hinein, während Al-

bert ſeinen Gefährten in ſeinen Armen aufrecht zu halten ſuchte.

„Laſſen Sie mich los, Randolph, mir können Sie nicht helfen, Texas aber können Sie retten. Eilen Sie, ehe er Ihnen entkommt“, ſtöhnte Mac-Coor und ſank, ſich den Armen Albert's entwindend, auf den Boden nieder. Dieſer aber ſtürzte nun dem Flüchtlinge, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen wollten, nach und ſtürmte ſpähenden Blicks durch das Buſchwerk hin, bis er an deſſen anderer Seite abermals eine offene weite Grasfläche erreichte. Santa-Anna war nirgends zu ſehen. Er mußte ſich in den Büſchen verſteckt haben. Schnell ſprang Albert zurück durch das Dickicht bis auf den Platz, wo er den Fliehenden hatte in daſſelbe eindringen ſehen, nahm dort deſſen Fährte auf und folgte derſelben nun mit Piſtole und Degen in den Händen Schritt für Schritt. Sie führte ihn ſeitwärts in dem dichten Geſtrüpp hin, zwiſchen welchem der Boden ſo ſumpfig wurde, daß Albert nur auf den Wurzeln der einzeln ſtehenden Büſche noch fußen konnte, auf denen er gleichfalls den Tritt des vor ihm fliehenden Mannes im Auge hielt. So drang er, immer eifriger ſpähend, vorwärts und war eben an einem ſehr dichten Gebüſch vorübergeeilt, als er plötzlich den Fußtritt vor ſich vermißte. Er blieb ſtehen, blickte rund um

ſich, nirgends eine Fährte; er wandte ſich nach dem dichten Buſche zurück, theilte das Laub mit ſeinen Händen auseinander und blickte plötzlich einem todtenbleichen Mannesantlitz in die Augen, welches ihn aus dem ſumpfigen Pfuhl in der Mitte des Dickichts anſtierte.

„Erbarmen! Schonen Sie mein Leben!“ flehte der Mann jetzt mit bebenden Kinnladen und richtete ſich aus dem ſchwarzen Sumpfwaſſer, in welches er ſich der Länge nach niedergeworfen hatte, empor. „Retten Sie mich und ich will Sie fürſtlich belohnen. Ich zahle Ihnen jede Summe, wenn Sie mich in Sicherheit bringen!“

Dabei hielt er Albert ſeine gefalteten Hände entgegen und zitterte am ganzen Körper. Es war ein ekelerregender Anblick, dieſen großen, breitſchulterigen Mann mit dem Säbel an der Seite in elender, nichtswürdiger Feigheit um ſein Leben flehen zu ſehen, und Albert trat mit Verachtung von ihm zurück, indem er ſagte:

„Sie, Santa-Anna, der herzloſe Mörder der Männer von Alamo und Goliad, der ſieggekrönte Held ſo vieler Schlachten, mit der Kaiſerkrone Mexicos in der Hand und dem Degen an der Seite, Sie ſchämen ſich nicht, um Ihr Leben zu betteln, Sie ſcheuen ſich nicht, einen Amerikaner durch Beſtechung ſeine Ehre, ſeine Pflicht vergeſſen machen zu wollen! Treten Sie heraus aus dem

Pfuhl und geben Sie mir Ihren Degen, das ist der Preis, den ich für Ihre Gefangennehmung fordere."

Bei diesen Worten trat Albert zur Seite und Santa-Anna schritt aus dem Sumpfwasser, in welchem er noch bis an die Kniee stand, hervor. Dann reichte er Albert seinen Säbel und sagte mit derselben flehenden, bebenden Stimme:

„Retten Sie mich, junger Mann! Sie haben ein ganzes Leben vor sich, ich will Ihnen Schätze geben, um es genießen zu können, ich nehme Sie mit mir nach —"

„Schweigen Sie, ehrloser Mann", fiel ihm Albert entrüstet ins Wort. „Wären Sie nicht in meiner Gewalt, so würde ich Sie für Ihre Beleidigungen züchtigen. Sie sind Eigenthum des Volkes von Texas, das Sie mit seinem Blute erkauft hat und dem Sie als Bürgschaft für seine Freiheit, seinen Frieden dienen sollen. Schreiten Sie vor mir hin auf dem Wege, den Sie gekommen sind!"

Dabei winkte ihm Albert verächtlich zu und Santa-Anna, der Dictator, der nach der Kaiserkrone von Mexico strebende Kriegsgott, ging mit bebenden Gliedern, schwarz mit Schlamm besudelt vor dem gefeierten Dichter Amerikas hin und rief murmelnd die heilige Jungfrau von Guadelupe um Beistand, um Rettung an.

Bald erreichten ſie den Platz, wo die beiden Adjutanten Santa-Anna's entſeelt im Graſe lagen; letzterer ſah kaum nach ihnen hin und ſchritt, nur mit ſeinem eigenen Schickſal beſchäftigt, an ihnen vorüber.

Als ſie ſich aber Mac-Coor nahten, eilte Albert an dem Gefangenen vorbei zu ſeinem Gefährten und ſank bei ihm auf ſeine Kniee; Mac-Coor lag regungslos und ſtarr, das Leben war aus ihm gewichen.

Albert war tief ergriffen und vergaß, ſeines Retters kalte Hand in der ſeinigen haltend, für den Augenblick den Gefangenen, in welchem er das Schickſal von Texas zu hüten hatte. Er dachte an Blancha, an Mac-Coor's Hülfe und dankte ihm ſchweigend mit ſeinen Thränen. Darauf unterſuchte er die Taſchen des Todten, nahm deſſen Börſe und Brieftaſche zu ſich und winkte Santa-Anna, der ihm, ohne ſich zu rühren, zugeſehen hatte, den Rückweg zu verfolgen, wobei er ihm mit der Piſtole in der Hand nachſchritt.

Er hatte bald die Erlenbüſche erreicht, wo ſein Pferd und das ſeines todten Gefährten befeſtigt war, band ſie los, ließ den Gefangenen letzteres beſteigen, nahm deſſen Zügel in die Hand, ſchwang ſich auf ſein Roß und eilte nun, das Thier Santa-Anna's neben ſich herleitend, im Trabe in der Richtung nach dem Lager davon.

Dort herrschte große Unruhe und Besorgniß unter den Siegern, denn alle ausgesandten Streifschützen waren bereits zurückgekehrt, ohne Santa-Anna aufgefunden zu haben. Hatte derselbe, wie anzunehmen war, die Meeresküste erreicht, so trug ihn wahrscheinlich jetzt schon ein Boot dem dort heranziehenden General Filasola entgegen, und wehe dann Texas, wenn er an die Spitze von dessen Truppen trat!

Die Sonne neigte sich schon; General Houston hatte die kleine Zahl der zu Gefangenen gemachten Mexicaner und die verwundeten Texaner nach Harrisburg bringen lassen und berieth jetzt mit seinen Gefährten die ernste Zukunft, die ihnen zunächst bevorstand.

General Viesca drohte ihnen von San-Felipe her und konnte sie jeden Augenblick mit seinem Corps überraschen, Filasola nahte sich ihnen von Süden und ihre eigene Zahl war auf weniger als vierhundert Mann zusammengeschmolzen.

Hier stehen zu bleiben, war nicht rathsam, denn sobald ihnen der Weg nördlich um die Galvestonbai durch Viesca abgeschnitten wurde, fielen sie vollständig in die Gewalt des Feindes.

Freilich blieben die zu Gefangenen gemachten Mexicaner als Geißeln in ihren Händen, was fragte Santa-Anna aber nach einigen hundert Menschenle-

ben, wenn er ſeiner Selbſtſucht, ſeiner Rache fröhnen konnte!

Hin und her wurde berathſchlagt und ſchließlich der Entſchluß gefaßt, am folgenden Morgen nach Harrisburg und von da ohne Aufenthalt nach dem Trinityfluſſe zu marſchiren, um ſich im Nothfall an die Grenze der Vereinigten Staaten zurückzuziehen und ſich unter den Schutz von deren Truppen, welche in Texas eingerückt waren, zu ſtellen.

„Unbegreiflich, daß Colonel Randolph noch nicht zurückgekehrt iſt. Wer hat ihn denn begleitet?“ ſagte General Houſton zu den bei ihm ſtehenden Männern.

„Mac-Coor allein iſt mit ihm geritten, Randolph wollte Niemand außer ihm bei ſich behalten“, entgegnete einer derſelben.

„Wenn ihm nur nichts zugeſtoßen iſt, er ſetzt immer Kopf und Kragen ein“, fuhr Houſton fort und trug dann den Offizieren auf, die gefallenen Kameraden begraben zu laſſen.

„Dort kommt Randolph mit Mac-Coor angeritten“, rief jetzt einer der Soldaten und zeigte nach der ſchon in der Dämmerung verſchwindenden Ferne, wo zwei Reiter wie zwei ſchwarze Punkte erſchienen.

„Gott Lob, ich fing ſchon an, um ihn beſorgt zu werden“, ſagte Houſton, ſeinen Adlerblick auf die beiden

Reiter heftend, und ſetzte nach einer kurzen Pauſe hinzu: „So iſt denn auch die letzte Hoffnung auf Santa-Anna's Gefangennehmung verſchwunden.“

Er wandte ſich nun mit verſchiedenen Befehlen an die Offiziere, blickte aber immer wieder nach den beiden Reitern hin, die ziemlich raſch näher kamen.

„Verdammt, wenn das Mac-Coor iſt, den Randolph bei ſich hat“, ſagte jetzt einer der Soldaten. „Der Kerl iſt ja noch einmal ſo groß als Mac.“

„Nein, Mac-Coor iſt das nicht“, fuhr ein anderer fort und alle richteten jetzt ihre geſteigerte Aufmerkſamkeit auf die Nahenden.

„Hängen laſſe ich mich, wenn Randolph nicht einen Gefangenen bringt. Bei Gott, er hält ja den Zügel von deſſen Pferd“, ſchrie jetzt einer aus der Menge und ſprang über mehrere todte Mexicaner hin auf den Wall des Lagers hinauf, um deutlicher ſehen zu können.

„Sollte er Santa-Anna bringen?“ ſagte Houſton halblaut in einem Tone, der die große Bewegung verrieth, die ihn in dieſem Augenblick ergriff. Alle um ihn verſtummten in dem Hoffnungsgedanken, den er in ihnen wachgerufen, und alle Blicke hingen, als ob die nächſte Minute über Leben und Tod entſcheiden müſſe, an den beiden Heraneilenden.

In raſchem Trabe kam Albert jetzt näher; augen-

ſcheinlich hatte er eine gute Botſchaft, denn er trieb beide Pferde zur Eile an.

Noch lagen wohl fünfzig Schritte vor ihm bis zu ſeinen Kameraden, als er ſich hoch im Sattel emporhob und mit jubelnder Stimme ihnen zurief:

„Es lebe die Republik Texas! Hier bringe ich Santa-Anna!“

Mit einem Donner, als ob die Welt zuſammenſtürze, begrüßten mit ſtürmiſchen Jubelrufen die Sieger von San-Jacinto die Freudennachricht und jauchzend und frohlockend ſchaarten ſie ſich um Albert und ſeinen Gefangenen.

Ein Bild des Entſetzens ſaß der mexicaniſche Gott Santa-Anna in Todesangſt zuſammengekauert auf dem Pferde und ſchreckte bei jeder Bewegung der ſich um ihn drängenden Menge auf. Dennoch wagte er es nicht, ſeinen Blick zu erheben; er ließ ſein langes, breites Kinn auf die mit Schlamm beſchmuzte goldgeſtickte Bruſt herabhängen und hielt ſeine Hände vor ſeinem Leib gefaltet.

„Das iſt alſo der Hund, der meine beiden Brüder vor Goliad ermorden ließ?“ rief ein Soldat, raſch durch das Gedränge zu dem Gefangenen hinſchreitend, und zog ein langes Meſſer aus ſeinem Gürtel.

„Zurück, Kerney, wenn Euch Euer Leben lieb iſt!“

rief Albert ihm zu und richtete ſeine Piſtole auf ihn. „Santa-Anna iſt mein Kriegsgefangener und Niemand ſoll ihm ein Haar krümmen. Außerdem hängt das Schickſal von Texas an ſeinem Leben.“

Dann wandte er ſich an General Houſton und ſagte:

„General, ich übergebe Ihnen hiermit den Gefangenen und bitte ihn mit einer Schutzwache zu verſehen.“ Hierauf ſprang er von ſeinem Pferde und wandte ſich zu Santa-Anna mit den Worten:

„Steigen Sie ab, Herr, und beſchimpfen Sie ſich nicht noch mehr durch Ihre Feigheit und Todesangſt. Ihr Leben wird nicht gefährdet werden.“

General Houſton übergab Santa-Anna einer von einem Offizier befehligten Wache und verkündete laut unabänderliche Todesſtrafe über denjenigen, welcher dem Gefangenen ein Leid zufügen würde. Dann öffnete er ſeine Arme, um Albert Randolph an ſeine Bruſt zu drücken.

„Kommen Sie, Sie unſer aller Retter, Sie Retter von ganz Texas, laſſen Sie mich den erſten ſein, der Ihnen im Namen der Republik, im Namen ihrer ganzen Bevölkerung dankt.“

Dabei umarmte er Albert und ſchloß ihn an ſein Herz, und als er ihn aus ſeinen Armen entließ, dräng-

ten ſich alle zu ihm heran, um ihm die Hand zu ſchütteln und ihm ihren Dank auszuſprechen.

Mit Jubel und Jauchzen führte ihn die frohlockende Schaar faſt ſchwebend nach einer Gruppe von uralten Lebenseichen, unter welchen für General Houſton und deſſen Stab das Lager aufgeſchlagen war, und dort mußte er nun berichten, in welcher Weiſe es ihm gelungen ſei, den mexicaniſchen Feldherrn gefangen zu nehmen.

Mac-Coor's Tod wurde allgemein bedauert.

Houſton verſammelte darauf die Offiziere um ſich und berieth mit ihnen, wie man den Beſitz Santa-Anna's für das Wohl des Landes ausbeuten ſolle. Während dieſer Berathung wurde Albert's Stimme oft gehört und ſeiner Anſicht ſtimmten alle bei. Er rieth, mit dem Gefangenen im Namen Mexicos einen Vertrag abzuſchließen, wonach dieſes die Provinz Texas aus ſeinem Staatenverband entlaſſen und als ſelbſtſtändige Republik anerkennen ſolle. Ferner empfahl er, Santa-Anna ſo lange gefangen zu halten, bis Texas von allen mexicaniſchen Truppen befreit wäre, und ihn dann gefangen nach Waſhington an die Regierung der Vereinigten Staaten abzuliefern, damit dieſe Mexico verantwortlich dafür mache, den Vertrag zu halten, den ſein Dictator mit Texas abgeſchloſſen habe.

Nachdem man sich über die zu thuenden Schritte geeinigt hatte, befahl Houston den Feldherrn vorzuführen.

Santa-Anna saß in kurzer Entfernung unter einer dichtbelaubten Eiche auf einer wollenen Decke, welche man dort für ihn ausgebreitet hatte. Um ihn her lagen die Männer, deren Aufsicht er übergeben war, ein Wachtposten schritt Gewehr in Arm um den Baum und hielt die texanischen Reiter ab, sich zu dem Gefangenen zu drängen. Wenn diese nun auch den Befehl Houston's ehrten und dem verhaßten Manne nicht thätlich zu nahe traten, so hielten sie sich doch nicht davon zurück, ihn mit Beschimpfungen aller Art zu überhäufen und durch Worte ihrem Ingrimme gegen ihn Luft zu machen. Er aber saß regungslos mit gefalteten Händen da und schien zu beten.

Bei der Aufforderung, sich zum General Houston zu begeben, schrak er zusammen, erhob sich aber schnell, um dem Befehl Folge zu leisten.

Er trat mit kriechender Höflichkeit in den Kreis der Offiziere, verneigte sich zuerst tief vor Houston und dann vor diesen und erklärte sich gern bereit, Alles zu thun, was in seinen Kräften stände, um sich ihrer Gnade werth zu zeigen. Es mache ihn glücklich, sagte er, solchen hochherzigen, wahrhaft edlen Helden in die Hände gefallen

zu ſein, und dabei verbeugte er ſich wieder und wieder nach allen Seiten.

Die Männer um ihn aber ſahen mit Verachtung auf ihn hin und würdigten ihn keiner andern Antwort.

Aus Santa-Anna's Zelt in dem eroberten Lager war ein Feldtiſch und ein ſolcher Stuhl herbeigeholt worden, auf welchem erſtern man Schreibmaterial ausgelegt hatte, und Houſton erſuchte Santa-Anna jetzt an demſelben Platz zu nehmen, welcher Aufforderung dieſer ſchnell nachkam.

„Schreiben Sie, Herr Dictator, an Ihre Generale Viesca und Filaſola, daß ſie ſich ſofort aus den Grenzen der Republik Texas zurückziehen ſollen, und ſagen Sie ihnen, daß Ihr Leben von der Ausführung dieſes Ihres Befehls abhinge, da ich im Weigerungsfalle Sie würde hängen laſſen", ſagte Houſton, indem er ſich an dem Stamme einer Eiche auf ein Lager von Büffelhäuten niederließ, während auf ſeinen Wink zwei Soldaten mit Kienfackeln in der Hand zu Santa-Anna traten und mit deren Flammen den Tiſch beleuchteten.

Santa-Anna ergriff raſch die Feder und ſchrieb mit zitternder Hand die beiden Befehle. Er unterzeichnete ſie und fügte mit dem Petſchaft an ſeiner Uhr ſein Siegel darunter.

„Die Befehle werden ſofort vollzogen werden, Eure

Herrlichkeit", ſagte er aufſtehend und hielt Houſton die Papiere hin; Albert Randolph aber nahm ſie ihm ab und las ſie beim Lichte der Fackeln.

„Sie ſind in Ordnung. Wer ſoll ſie den Generalen überbringen, General Houſton?" ſagte Albert zu dieſem gewandt.

„Die Oberſten Gordon und Jack will ich damit beauftragen; ich glaube, ſie zählen zu den wenigen unſerer Offiziere, welche heute ohne Wunde davongekommen ſind, obgleich ſie dort kämpften, wo die meiſten ausgetheilt wurden", antwortete Houſton mit einer Verneigung gegen die genannten Männer.

Dieſe traten vor, empfingen die Depeſchen, nachdem Houſton's Schreiber dieſelben verſiegelt hatte, und ehe eine halbe Stunde verging, ritten ſie, von Abtheilungen Streifſchützen gefolgt, davon.

Die Nacht war für die Texaner ſeit langer Zeit die erſte Nacht der Ruhe, des ſorgloſen, glücklichen Schlafes. Alles ſchlief im Lager feſt und regungslos, nur Santa-Anna konnte die Augen nicht ſchließen; die Schreckensdrohung Houſton's, daß er ihn unter Umſtänden werde hängen laſſen, tönte ihm in den Ohren und verſcheuchte den Schlaf von ſeinem Lager.

Am folgenden Morgen wurden die letzten gefallenen Texaner beerdigt, unter denen ſich auch Mac-Coor

befand, welchem Albert Randolph an dem Orte, wo derſelbe ſich verblutete, die letzte Ehre erzeigte.

Am Abend mit ſinkender Sonne langten die ſieggekrönten Helden von San-Jacinto vor Harrisburg an und wurden von der Einwohnerſchaft im Triumph empfangen.

Hier wurde der Vertrag mit Santa-Anna im Namen Mexicos in Bezug auf die Freiheit von Texas ausgefertigt und abgeſchloſſen und von hier aus wurde der Dictator unter Bedeckung nach Waſhington an die Regierung der Vereinigten Staaten geſandt, welche die junge Republik anerkannte und ihr ihren Schutz zuſagte. Erſt im folgenden Jahre kehrte Santa-Anna nach Mexico zurück.

Wenige Tage nach dem Einzug in Harrisburg zeigte Albert der Mutter Mac Coor's, welche in Baltimore lebte, den Tod ihres Sohnes an und überſandte ihr die Börſe und die Brieftaſche deſſelben, welche letztere die Werthpapiere enthielt, die er von Blancha Dandon erhalten hatte.

Texas war nun frei, jede Gefahr war von ihm gewichen, das abgelebte, verkommene ſpaniſche Element verſchwand wie verpeſtete Luft vor einem friſchen Winde aus ſeinen Grenzen und das lebenskräftige amerikaniſche Blut ließ es wie durch einen Zauberſchlag zum reichſten, geſegnetſten Lande dieſes Continents erblühen.

Zu Tauſenden ſtrömten Einwanderer aus allen Staaten der Union in ſeine paradieſiſchen Gefilde, die Ufer ſeiner Gewäſſer ſchmückten ſich mit Baumwollen- und Maisfeldern, ſeine Prairien bedeckten ſich mit zahlloſen Viehheerden und Handel und Gewerbe belebten ſeine Städte, ſeine Straßen.

Albert Randolph war der gefeierte Retter der Republik und eine der beliebteſten Perſönlichkeiten im Lande, doch ſein Ruhm als Dichter war Niemand bekannt.

Nach Beendigung des Kriegs ging er an die ſchöne Guadelupe nach Gonzales zurück und ließ ſich dort als Advocat nieder.

Zweites Kapitel.

Harry Williams hatte ſich nach ſeinem ſtillen Abſchied von dem kampfbewegten Texas einige Zeit in Neuorleans aufgehalten und war dann nach Natchez gefahren, um ſeinem Compagnon einen Beſuch abzuſtatten.

Er fand Dandon in großer Beſorgniß über den Ausgang des Kriegs in Texas, denn die Niederlagen der Aufſtändiſchen in Alamo und Goliad waren bereits in den Zeitungen gemeldet.

Harry jedoch ſchien vollſtändig unbeſorgt zu ſein und ſprach Dandon Muth zu, indem er namentlich auf die Demonſtrationen der Vereinigten Staaten hinwies und ſagte, daß die Amerikaner ihre Brüder in Texas nicht im Stiche laſſen würden. Er deutete Dandon aber zugleich an, daß man in keiner Weiſe die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ihre Neger am Bernardfluſſe lenken dürfe, man müſſe ſie ruhig unter der Leitung ſeines Bruders Aſhmore fortarbeiten laſſen, bis die Angelegenheiten in

Texas eine andere Gestalt annehmen würden. Bis dahin sei das plötzliche Erscheinen der Sklaven vergessen und Niemand würde mehr danach fragen, woher sie gekommen seien.

Dandon fand dies sehr in der Ordnung, konnte aber seiner Besorgnisse wegen des Ausgangs des Kriegs nicht Herr werden, so unbezweifelt ihm Harry denselben auch als einen erwünschten schilderte.

Dieser hielt sich nur kurze Zeit in Natchez auf und eilte dann nach dem Norden, um die Bäder zu besuchen und die dort gebotenen Lebensfreuden zu genießen.

In Saratoga, dem Sammelplatz der reichen, schönen Welt, hatte er beschlossen, den Sommer zu verbringen und dort die Entscheidung der Kämpfe in Texas abzuwarten, doch kaum war er dort angelangt, als die Nachricht von der Heldenschlacht von San-Jacinto wie ein Lauffeuer durch die Vereinigten Staaten ging und auch ihn erreichte.

Eine Stunde nach Empfang derselben sagte er Saratoga Lebewohl und eilte zu Dandon zurück.

Mit welchem Jubel, mit welcher Freude aber wurde er von diesem empfangen! Derselbe nannte ihn seinen Herzensfreund, schwur, daß Harry der schärfste Geschäftsmann sei, den Amerika geboren, und erklärte, daß er große Lust habe, ihn jetzt selbst nach Texas zu begleiten,

um ihr gemeinschaftliches Eigenthum in Augenschein zu nehmen. Harry bedeutete ihn aber, daß dies sehr unvorsichtig sein dürfte, denn gerade jetzt, wo die Verhältnisse in Texas geordnet würden, müsse man sich gar nicht auf der Plantage sehen lassen. Dandon überzeugte sich auch bald von Harry's richtiger Ansicht, und so reiste dieser allein nach Neuorleans zurück und schiffte sich mit dem ersten nach Galveston abgehenden Schiffe ein.

Dort angelangt, trat er stolz auf und verkündete die schwierigen Aufgaben, welche er für das Wohl von Texas gelöst habe. Er erzählte, daß er es gewesen sei, der früher durch seine Correspondenz und in der letzten Zeit durch seine persönliche Anwesenheit in Washington die Regierung dort veranlaßt, die Truppen nach Texas zu schicken, um, im Falle die Texaner unterliegen sollten, mit Gewalt sie von Mexico frei zu machen. Er fand williges Gehör, denn seine frühern rastlosen Bemühungen zu Gunsten der Republik, wobei er selbst sein Leben in Gefahr gebracht hatte, waren ja allgemein bekannt, wenn auch der Beweggrund dazu sein alleiniges Geheimniß blieb. Er war während der Zeit der Empörung ein so hervorragender Mann gewesen, daß man seine Abwesenheit in den Augenblicken des entscheidenden Kampfes nicht anders deuten konnte, als er sie selbst erklärte, nämlich nur im Interesse von Texas. Darum blickte man auch jetzt zu ihm auf wie zu einem

Hauptpfeiler, auf welchem die Republik erbaut war, und feierte ihn als einen ihrer wahrhaftesten Freunde. War er aber schon aus diesem Grunde ein Mann des Volkes, so hob ihn sein großer Reichthum noch mehr in der Achtung desselben und seine persönliche Liebenswürdigkeit verschaffte ihm aller Zuneigung und Wohlwollen. Er war mit Jedermann vertraut und befreundet, und wenn man ihn auch allgemein für einen geriebenen, scharfen Geschäftsmann hielt, so war die Bezeichnung „smart man“ nur ein Compliment. Und mit einem Compliment nur sah man auf seinen Besitz der zweihundert Sklaven, die er, Niemand wußte wie, an sich gebracht hatte; der Besitz selbst rechtfertigte die unbekannten Mittel, durch welche er sie erworben hatte, und ehrte deren Eigenthümer in den Augen der Welt.

Es waren allerdings durch die Klagen und den oft laut werdenden Jammer der um ihre Freiheit betrogenen unglücklichen schwarzen Menschen Vermuthungen und Gerüchte über deren Erwerb aufgetaucht, doch was galt ein Neger! Jedermann lachte und applaudirte dem „smart man“ Harry Williams.

Sklaverei war in die Constitution der Republik aufgenommen, sie war der mächtigste Hebel für das Aufblühen des Landes, und jeder in seine Grenzen eintre-

tende Sklave wurde als eine Wohlthat für daſſelbe willkommen geheißen.

Die Sklaven Harry's hatten ſich in ihr Schickſal ergeben, weil ihre Klagen nirgends Gehör fanden, weil ſie durch Widerſetzlichkeit ihre Lage nur verſchlimmerten und weil Aſhmore Williams ſie menſchlich und liebevoll behandelte. Es ſchien, daß derſelbe das Unrecht, welches ſein Bruder an ihnen begangen hatte, durch ein freundliches, mildes Verfahren gegen ſie gut machen wolle, und ſo erkannten ſie bald in ihm den einzigen Troſt, der ihnen in ihrem Unglück blieb. Sie folgten ſeinen Befehlen willig und ſuchten ſich durch Thätigkeit und Anhänglichkeit ſein Wohlwollen zu erhalten. So hatten ſie die Felder am Bernardfluſſe im Schweiße ihres Angeſichts zu einer ungeheuren Ausdehnung erweitert und eine Baumwollenernte vorbereitet, wie ſie Texas noch nie geſehen, eine Ernte, die einen Gewinn von mindeſtens fünfzigtauſend Dollars verſprach.

In dieſem Zuſtande fand Harry bei ſeiner Rückkehr ſeine Plantage. Er war jetzt ein ſehr reicher Mann, denn außer dem Vermögen, welches er hier am Bernardfluſſe beſaß, war ſein Grundeigenthum in den öſtlichen Theilen von Texas ſo im Werthe geſtiegen, daß er durch deſſen Verkauf auf Hunderttauſende rechnen konnte.

Dennoch war ihm der Gedanke, daß ein Anderer Anſpruch auf einen Theil ſeines Reichthums hatte, ein unerträglicher, und er ſah die Zeit gekommen, wo er ſich der läſtigen Compagnieſchaft Dandon's entledigen könne.

Dieſer Wunſch war kein neuer, erſt entſtandener, auch war der Plan, wie er Dandon aus ſeinem Rechte drängen wollte, nicht unüberdacht, im Gegentheil, derſelbe war ein vollſtändig zur Reife gelangter und nach allen Richtungen hin überlegter. Jetzt ſollte das Geheimniß, mit Tinte geſchriebene Schrift von dem Papier verſchwinden zu machen, welches er in Natchez von dem Schwindler Sulton erkauft hatte, große Bedeutung für ihn erhalten.

Wenige Tage nach ſeiner Ankunft zu Hauſe begab ſich Harry nach dem Frühſtück in ſein Zimmer und verſchloß die Thür. Er nahm die in ein Paquet zuſammengebundenen vielen Briefe Dandon's aus ſeinem Secretär hervor und wählte nach langem Prüfen und Vergleichen einen derſelben zum Gebrauch. Mit größter Sorgfalt löſchte er nun nach der Anweiſung Sulton's alle Schrift von dem Papier, nur die Namensunterſchrift Dandon's ließ er unberührt darauf ſtehen. Die Arbeit gelang zu ſeiner vollſten Zufriedenheit, und mit einem wohlgefälligen Lächeln ſchaute er auf den ſaubern

Briefbogen, auf welchem nie ein anderer Federſtrich als der zu Dandon's Unterſchrift gethan zu ſein ſchien.

Nachdem das Papier vollſtändig getrocknet und geglättet war, holte Harry eine fingirte Abrechnung mit Dandon aus ſeinem Koffer, welche er ſchon lange entworfen und vielfach verändert und verbeſſert hatte und worin dieſer erklärte, ſich mit Harry abgefunden und den ihm aus dem Compagniegeſchäfte zukommenden Antheil mit achtzigtauſend Dollars baar erhalten zu haben. Dieſe Abrechnung ſchrieb er in Dandon's Handſchrift auf den gereinigten Briefbogen über die Unterſchrift deſſelben.

Das Werk war vollendet und Harry trat mit dem Papier in der Hand an das Fenſter und betrachtete es mit der größten Aufmerkſamkeit. Er hielt es gegen das Licht, um zu ſehen, ob auch nirgends darin mehr ein Schimmer von der alten ausgelöſchten Schrift Dandon's zu erkennen ſei. Es war aber nichts daran zu ſehen und das Document mußte vor jedem Gerichte unumſtößlich für echt gelten.

Mit der größten Zufriedenheit legte Harry das Papier zuſammen und verſchloß es in ſeinem Koffer.

Nach dem Mittagseſſen ſetzte er ſich mit Aſhmore zu Pferde und ritt durch die prächtig blühenden Baumwollenfelder und unabſehbaren, mit Mais bepflanzten Flä-

chen, beſuchte dann die weiten üppigen Grasfluren, wo ſeine zahlreichen Viehheerden, Pferde und Maulthiere weideten, und zollte allenthalben ſeinem Bruder Anerkennung und Dank für deſſen Thätigkeit.

„Du haſt Unglaubliches hier geſchaffen, Aſhmore“, ſagte er zu ihm, „und der Gehalt von tauſend Dollars, den Du Dir ſelbſt angeſetzt haſt, ſteht in gar keinem Verhältniß zu Deinen Leiſtungen. Ich will, daß Du Dir in dieſem Jahre zehntauſend Dollars gutſchreibſt.“

„Ich danke Dir, Harry, für Deine Freigebigkeit, ich habe aber meine Freude an der Arbeit gehabt und finde den ſchönſten Lohn für dieſelbe in Deiner Zufriedenheit“, entgegnete ihm Aſhmore und reichte ihm dankend ſeine Hand.

„Es rufen mich wieder Geſchäfte nach den Vereinigten Staaten und ſchon übermorgen werde ich abreiſen. Meine Intereſſen hier ſind aber durch Dich ſo muſterhaft überwacht, daß meine Anweſenheit in keiner Hinſicht nöthig iſt. Ein wichtiges Geſchäft ſteht mir bevor, nämlich die Auseinanderſetzung und Abrechnung mit einem Theilhaber in der Negerunternehmung, der das Geld dazu vorſchoß. Es iſt ein Herr Dandon in Natchez, ein alter Gauner, mit dem ich lieber nichts mehr zu thun haben will. Ich habe jetzt die Mittel in Händen, ihm ſeinen Antheil herauszuzahlen, und bin entſchloſſen,

es zu thun, um nicht ferner für ihn zu arbeiten", ſagte Harry, während ſie ihre Pferde wieder der Plantage zulenkten.

„Ich habe es mir wohl denken können, daß Dir fremde Mittel bei ſolchen großartigen Unternehmungen zu Gebote ſtanden, doch bin ich ganz Deiner Anſicht, daß es beſſer iſt, ſein Geſchäft allein zu treiben, dann iſt man Niemand Rechenſchaft ſchuldig", antwortete Aſhmore.

„Ja, namentlich wenn man es mit einem ſo geriebenen Gauner zu thun hat, wie dieſer Dandon einer iſt", fuhr Harry fort und trug Aſhmore beim Abſteigen von den Pferden dann auf, den Negern am folgenden Tage, einem Sonntag, friſches Ochſenfleiſch, Weizenmehl, Kaffee, Zucker und Branntwein zu geben, damit ſie ſich einen luſtigen Tag machen möchten.

Montag früh reiſte Harry nach Galveſton ab und ſchiffte ſich von dort nach Neuorleans ein. Nach einer kurzen Fahrt landete er in der Nacht in dieſer Weltſtadt und bezog das St.-Charleshotel. Es war öde und ſtill in demſelben, denn die Fieberzeit hatte die Fremden vertrieben, und Harry würde ſich ſchon am folgenden Morgen nach dem Norden eingeſchifft haben, wenn nicht eine beſondere Veranlaſſung ihn noch einen Tag zurückgehalten hätte. Er wünſchte nämlich über den Aufenthalt Capper's,

des Mannes, welcher mit Dandon eine ſo außerordentliche Aehnlichkeit hatte und mit welchem er den Fluß hinaufgefahren war, Auskunft zu erhalten, und dieſe konnte er nur abends in dem Club der Sportsmen bekommen. Den Tag verbrachte er in behaglicher Ruhe in der kühlen marmornen Rotunde des prachtvollen Gaſthauſes und ſchwelgte in den Genüſſen, welche ihm deſſen Küche und Keller boten. Doch als die Dunkelheit eingebrochen war, hüllte er ſich in ſeinen Mantel und begab ſich nach der Burgundyſtraße, in welcher ſich der beſagte Club befand.

Das Haus war ihm aus früherer Zeit, wo er es mitunter in der Geſellſchaft Holeroft's beſucht hatte, noch im Gedächtniß und die rothe Laterne zeigte ihm ſchon von weitem den Eingang in daſſelbe. Es befand ſich in dem vordern Gebäude eine Reſtauration zweiten Ranges, und Harry trat, ſeinen Mantel vor das Geſicht haltend, in den Salon ein, an deſſen beiden Seiten ſich mit rothen Vorhängen geſchloſſene kleine, mit Tiſchen und Bänken verſehene Räume an einander reihten. Es ſaßen nur wenige Gäſte darin und auch an dem Schenktiſch ſtanden nicht mehr wie ſechs Männer von zweifelhaftem Aeußern, die ſich gegenſeitig Branntwein mit Waſſer zutranken. Als Harry eintrat, wandten dieſelben ſich neugierig nach ihm um, er aber ſchritt raſch an ihnen

vorüber und durch die hintere Thür aus dem Salon hinaus in einen langen, von einer düstern Oellampe ſchwach erleuchteten Gang. Am fernen Ende deſſelben befand ſich eine ſchmale Treppe, welche Harry erſtieg und auf welcher er abermals einen Gang erreichte, der noch weniger erhellt war als der untere. Dennoch erkannte er die Thür, durch welche er früher mit dem Sklavenhändler eingetreten war, und hörte jetzt in dem Zimmer, zu welchem ſie führte, laute zornige Stimmen. Einen Augenblick blieb Harry zögernd ſtehen, dann aber öffnete er raſch die Thür und trat ein.

„Zurück, Jem, oder bei Gott!“ rief in dieſem Augenblick ein athletiſch gebauter ſchlanker junger Mann mit hochgeſchwungener Fauſt, in der ein langes Meſſer blitzte, einem andern jungen Burſchen zu, der gleichfalls den blanken Stahl in der Hand hielt und einen dritten ältlichen Mann zu erreichen ſuchte, welcher ruhig auf ſeinen Angriff zu warten ſchien, indem er eine geſpannte Piſtole zum raſchen Gebrauch aus dem Buſen gezogen hatte.

„Seid Ihr verrückt? Wollt Ihr uns die Polizei über den Hals bringen, die nur auf eine Veranlaſſung wartet, unſern Club aufzuheben? Verdammt, wenn ich noch ein lautes Wort von Euch dulde; hier wird nicht gefochten oder ich fechte mit!“ ſagte der Athlet und

drängte den wuthentbrannten Jem zurück; da bemerkten ſie, daß ein Fremder eingetreten war, und ſteckten, verdutzt nach Harry hinſchauend, ſchnell die Waffen ein. Dieſer aber trat ruhigen Schritts auf ſie zu und ſagte, ſie mit einfachem Kopfnicken begrüßend:

„Ich bin langjähriger Gaſt hier, meine Herren. Holcroft hat mich eingeführt.“

„Holcroft? Gott habe ihn ſelig! Die Schurken, die Spanier in Havanna, haben ſeinem genialen Leben ein Ende gemacht. Seien Sie willkommen!“ ſagte der Athlet und reichte Harry die Hand.

„Ich wünſche Capper zu ſprechen oder zu erfahren, wo ich ihn finden kann“, fuhr Harry fort.

„Capper? Den treffen Sie dort in der Stube nebenan, er hat einige Lehrlinge bei ſich, die er im Kartenſpiel unterrichtet, worin er Meiſter iſt“, entgegnete der Angeredete und deutete nach dem fernen Ende des Saales, wo eine Thür halb geöffnet war.

In dem niedrigen, mit Tabaksrauch gefüllten und von düſtern Oellampen ſchlecht beleuchteten Saale befanden ſich einige vierzig Männer, die in Gruppen umherſaßen und ſtanden und ſich in ihren Unterhaltungen durch den Streit nicht hatten ſtören laſſen. Viele von ihnen ſpielten Karten, die bei weitem größere Zahl aber war in eifrigem Geſpräch begriffen. Ihr Aeußeres war ſehr

verſchieden und zeigte Männer aus allen Klaſſen der Geſellſchaft, von dem zerlumpten Straßenräuber bis zu dem eleganten, modiſchen Lebemanne der vornehmen Welt; hier aber ſchienen ſie ſich alle zu einer Rangordnung zu zählen.

Harry ſchritt raſch durch den Saal und trat in das anſtoßende Kabinet ein, wo auf einer Bank vor einem Tiſch von Tannenholz ſein alter Bekannter Capper ſaß und bei dem rothen Scheine eines Oellichts drei junge Burſchen, die kaum aus den Kinderſchuhen getreten waren, im falſchen Kartenſpiel unterrichtete.

Harry klopfte ihn auf die Schulter und ſagte:

„Nun, alter Freund, ſo fleißig?“

Capper ſah ſich um und ſprang dann, die Karten auf den Tiſch werfend, mit den Worten auf:

„Sieh da, Herr Williams! Habe ich doch heute früh noch an Sie gedacht!“

„Ich kann Sie wohl einen Augenblick allein ſprechen, Capper?“ fuhr Harry fort, und der Spieler entfernte mit einem Wink ſeine drei Zöglinge ſofort aus dem Zimmer.

„Setzen Sie ſich, Herr Williams!“ ſagte Capper und zog die Bank etwas vom Tiſche zurück. „Gibt es etwas für mich zu thun?“

„Ich habe tauſend Dollars für Sie vorräthig, wenn

Sie mir einen Dienſt erzeigen wollen", antwortete Harry zutraulich und reichte dem Spieler eine Cigarre.

„Zwei für einen. Womit kann ich helfen?" verſetzte Capper mit aufſtrahlendem Blick.

„Ich bin in die Hände eines Betrügers gefallen, aus denen Sie mich befreien ſollen. Hören Sie, Freund", fuhr Harry fort, „in acht Tagen ſchiffen Sie ſich nach Galveſton ein und erwarten mich dort; ich werde einige Tage nach Ihnen eintreffen. Laſſen Sie ſich während Ihres Aufenthalts ſo wenig als möglich ſehen und gehen Sie täglich um die Mittagsſtunde an dem Unionshotel vorüber; dort werde ich abſteigen und Sie dann wiſſen laſſen, wo wir uns ſprechen können. Hier ſind fünfzig Dollars für die Reiſe und tauſend zahle ich Ihnen nach abgemachter Sache; der Dienſt, den Sie mir erweiſen ſollen, iſt eine Spielerei für Sie, für mich aber von größtem Werthe."

„Darf ich denn wiſſen, worin er beſteht?" fragte Capper.

„Später, ſpäter, lieber Capper. Wenn wir uns in Galveſton treffen, ſollen Sie Alles erfahren. Alſo in einer Woche unfehlbar?" ſagte Harry und hielt dem Spieler die Hand hin.

„Unfehlbar", antwortete dieſer einſchlagend.

„Nun will ich Sie auch nicht länger ſtören; auf

„Und jetzt laſſen Sie uns nach dem Leſeclub gehen bis zum Mittagseſſen, wozu Sie meine Einladung nicht zurückweiſen dürfen", verſetzte Dandon, indem er ſich erhob und vor den Spiegel trat, um ſeine gelbe ſeidene Weſte und ſeinen kaffeebraunen Frack glatt zu ziehen.

„Wer hat Ihnen denn dieſen ſchönen Frack wieder gemacht?" fragte Harry, bewundernd auf Dandon ſchauend. „Sie haben immer eine Toilette, ſo geſchmackvoll wie kein Anderer. Von welchem Schneider iſt der Frack verfertigt? Er ſitzt wie angegoſſen. Ich muß mir Mehreres machen laſſen; in unſerm halbwilden Texas kann man nichts nach der Mode bekommen."

„O ja, der Frack iſt gut. Der Schneider Townſon am Markt hat ihn gemacht, doch mein Hauptarbeiter iſt Kellogg; wenn Sie etwas Schönes haben wollen, ſo wenden Sie ſich an dieſen", antwortete Dandon und ſpielte wohlgefällig mit den goldenen Knöpfen ſeines Fracks.

„Ich danke Ihnen. Alſo Kellogg iſt Ihr Lieblingsſchneider?" verſetzte Harry, immer noch den Anzug Dandon's muſternd.

„Jawohl, Kellogg", erwiderte dieſer. „Ich ließ dieſen Frack bei Townſon machen, weil er das Tuch beſaß und daſſelbe mir wegen ſeines goldigen Scheins ſo beſonders gefiel. Sehen Sie nur dieſe Farbe!"

Dabei hielt er den Arm gegen das Licht, um Harry darüber hin blicken zu laſſen.

„Wundervoll, in der That!“ ſagte dieſer. „Ich trage aber in der Regel Schwarz und darum werde ich mich an Kellogg wenden.“

„Nun laſſen Sie uns gehen, Freund Williams“, hob Dandon an und ergriff Hut und Stock.

„Nach dem Leſezimmer kann ich Sie nicht begleiten, verehrter Freund“, ſagte Harry. „Ich muß ſogleich zu meiner Mutter gehen; wenn Sie mir aber erlauben, ſo finde ich mich bei Ihnen zu Tiſche ein.“

„Nun ſchön, ſo erwarte ich Sie“, entgegnete Dandon. Auch Harry nahm ſeinen Hut, und ſo verließen ſie zuſammen das Gaſthaus. Vor demſelben aber trennten ſie ſich, weil ihre Wege in verſchiedenen Richtungen lagen.

Während Dandon nun wie ein Goldfaſan gemeſſenen, ſtolzen Schritts davonging, eilte Harry durch einige Nebenſtraßen ziemlich in derſelben Richtung hin wie Dandon und begab ſich nach dem Markt zu dem Schneider Townſon.

Derſelbe empfing ihn mit großer Höflichkeit und fragte nach ſeinem Begehr.

„Ich habe ſo eben einen Frack geſehen, den Sie für einen gewiſſen Herrn Dandon gearbeitet haben. Beſitzen

Sie noch von demſelben Tuche?“ ſagte Harry mit gleichgültigem Tone.

„Von demſelben Stück iſt noch Vorrath da; darf ich Ihnen einen Rock davon anfertigen?“ fragte der Schneider, das Maß aus der Taſche ziehend.

„Nicht doch, ich trage ſo buntes Zeug nicht“, entgegnete Harry; „einer meiner Freunde aber in Alabama hat denſelben Geſchmack wie Herr Dandon, und da er genau dieſelbe Figur beſitzt wie dieſer, ſo möchte ich ihm wohl eine Ueberraſchung bereiten und ihm einen ſolchen fertigen Frack mitbringen.“

„Wie Sie befehlen, ich kann ihn genau nach dem Maße des Herrn Dandon machen“, ſagte der Schneider.

„Schön“, verſetzte Harry, „aber er muß ganz ebenſo werden. Kennen Sie die gelbe ſeidene Weſte Dandon's?“

„Ei freilich, er hat ſie ja auch von mir bekommen.“

„Nun, ſo machen Sie mir auch eine ſolche Weſte, aber ebenſo wie ſie Dandon erhalten hat“, ſagte Harry. „Wann kann ich die Sachen abholen laſſen? Ich bleibe nur wenige Tage hier.“

„Bis zum Dienſtag will ich ſie Ihnen verſprechen“, antwortete der Schneider.

„So werde ich ſie Dienſtag abholen laſſen“, verſetzte Harry und wandte ſich mit einem: „Guten Morgen!“ nach der Thür, blieb dort aber ſtehen und ſagte:

„Da fällt mir bei, Herr Townſon, Dandon iſt ein eigener Kautz und kann es nicht leiden, wenn Andere ähnliche Kleider tragen wie er; ſagen Sie nichts davon, daß Sie einen Frack wie den ſeinigen gemacht haben.“

„Ei bewahre! Weshalb ſollte ich denn? Nein, nein, er wird nichts davon gewahr werden“, entgegnete der Schneider, und Harry ging mit einem freundlichen Gruß und den Worten: „Bis Dienſtag!“ in die Straße hinaus.

Er eilte nun zu ſeiner Mutter, wo er mit großer Freude und mit einer wahren Verehrung bewillkommnet wurde, denn nicht allein ſeine Briefe, ſondern auch Nachrichten von Bekannten aus Texas hatten ſie immer von dem Ruhme und dem Anſehen ihres Lieblingskindes unterrichtet.

Wie oft, wie unzählige Male ſchon hatte die Frau an die Knabenzeit Harry's zurückgedacht, in welcher ſie ſo ſehr um ſeine Zukunft bangte, und wie glücklich, wie ſegensreich hatte ſich ſein Leben entwickelt, welches Muſter von einem Manne war nun aus ihm geworden! Mit Dank gegen den Himmel dachte ſie an Harry, wenn ſie früh erwachte und abends auf ihrem Lager die Augen ſchloß. Noch ein Jahr wollte ſie ihrer Tochter opfern und in Natchez bleiben, dann aber mußte

ſie wieder zu ihrem Lieblinge, zu ihrem Harry ziehen, um in ſeiner beſeligenden Nähe ihre Tage zu beſchließen.

Als Harry bei Dandon zum Mittagseſſen erſchien, hatten ſich noch mehrere Herren dort eingefunden. Blancha aber wurde nicht ſichtbar.

Auf die Frage Harry's nach ihr antwortete Dandon, daß ſie immer noch mit gleichem Eigenſinn ſich von jeder geſellſchaftlichen Berührung mit Herren fernhalte und daß es umſonſt ſei, ſich bei ihr anmelden zu laſſen.

Während Dandon aber heute mit ſeinen Gäſten vergnügt zu Tiſche ging, war auch Blancha eine Freude bereitet worden, eine Freude, über die ſie augenblicklich alles erduldete Leid, allen Jammer vergaß. Sie hatte einen Brief von Albert erhalten, worin derſelbe ihr meldete, wie ſeine Verhältniſſe ſich täglich günſtiger geſtalteten. Er ſagte ihr, daß ſein Ruf als Advocat ſich ſo ſehr verbreitet habe, daß man ihm aus allen Theilen des Landes die ſchwierigſten und bedeutendſten Proceſſe übergäbe und daß ſein Einkommen ihn bald zu einem unabhängigen reichen Manne machen werde. Er theilte ihr auch mit, daß er ein Grundſtück an den Ufern der ſchönen Guadelupe gekauft habe, auf welchem er ſich einen Wohnſitz gründen wolle, um Blancha, ſobald es ihre Verhältniſſe zulaſſen würden, eine Heimat an ſeinem Herzen bieten zu können.

Blancha war theils durch Albert's Briefe, theils aber auch durch die Zeitungen fortwährend von der politiſchen Entwickelung der Republik, ſowie von dem ruhmvollen Antheil, den Albert daran genommen hatte, unterrichtet worden; mit Stolz und Verehrung hatte ſie im Geiſte den gefeierten Helden von Texas, den Geliebten ihrer Seele auf ſeiner ehrenvollen Bahn verfolgt und ihr treues, liebendes Herz hatte ſie von Tag zu Tag mit heißerer, innigerer Sehnſucht nach ihm hingezogen. Und doch hielt ſie die Kindespflicht bei ihrem alleinſtehenden Vater zurück, deſſen unüberwindliche Vorurtheile zwiſchen ihr und ihrem unſchuldigen, hochherzigen, braven Albert ſtanden.

So fern ihr aber die Ausſicht zu einer Vereinigung mit dieſem auch lag, ſo baute ſie doch bei jeder guten Nachricht von ihm ihre Luftſchlöſſer, höher auf, und jetzt träumte ſie ſich in das Paradies an der reizenden Guadelupe und gab ſich der beſeligenden Hoffnung hin, dort an dem Herzen des Geliebten einſt alles irdiſche Glück zu finden. Sie kannte ſchon ſeit längerer Zeit keine andere Freude mehr, als an Albert zu ſchreiben und Briefe von ihm zu empfangen, und dieſe Freude, dieſes alleinige Vergeſſen ihres Unglücks würde ſie ſich von Niemand haben rauben laſſen, ſelbſt nicht von ihrem Vater. Sie hatte es ihm geſagt, mit klaren, offenen Worten geſagt, daß

ſie ſelbſt Albert aus dem Gefängniß befreit, hatte ihm geſagt, mit welchem Gelde ſie die Hülfe dazu erkauft, und ihm erklärt, daß, wofern er noch einen einzigen Schritt gegen Albert oder gegen ihre Correſpondenz mit ihm thue, ſie ihn unwiderruflich verlaſſen und Albert folgen werde. Sie hatte ihn ermahnt, ſich niemals nach dem Aufenthalte deſſelben zu erkundigen, damit er ſich der Verſuchung, gegen ihn zu handeln, nicht ausſetzen und ſich nicht kinderlos machen möge.

Jetzt, während Harry Williams an der Mittagstafel Dandon's das Wort führte und ſeine Heldenthaten im Freiheitskampfe der Republik Texas in den glänzendſten Farben ausmalte, ſaß Blancha ſtill und die Welt um ſich vergeſſend an ihrem Secretär und ſchrieb an Albert.

An dieſem Tage ſah Blancha ihren Vater nicht mehr, denn den Abend bis ſpät in die Nacht hinein verbrachte derſelbe bei Harry Williams in deſſen Gaſthof, am folgenden Morgen aber begrüßte ſie ihn beim Frühſtück mit dem ernſten, wehmüthigen und doch liebevoll ergebenen Weſen, in welchem ſich das zerriſſene Glück ihres Lebens und zugleich die fromme kindliche Anhänglichkeit gegen den Vater ausſprach.

„Ich werde Dich auf einige Wochen verlaſſen,

Blancha", hob der Alte in freundlichem Tone an, während er die Serviette in seinen Busen schob, um seine Weste vor Flecken zu schützen.

„Du willst doch nicht nach Neuorleans reisen? Das gelbe Fieber ist dort heftig aufgetreten", sagte Blancha besorgt.

„Ich werde mich dort gar nicht aufhalten, sondern sogleich auf ein anderes Dampfboot gehen. Ich reise nach Texas", fuhr Dandon fort.

Blancha schrak zusammen, sie wurde bleich und ihr Blick heftete sich fest auf die Züge des Alten, als wolle sie in ihnen lesen, ob seine Reise zu der Person ihres Geliebten in Bezug stehe.

„Du erschrickst, liebe Blancha, Texas ist aber nicht mehr das Land, in dem man sich mit Messer und Pistole den Weg bahnen muß, es ist jetzt ein Land des Friedens und des Aufblühens, in welchem Recht und Gesetz so gut und sicher gehandhabt werden wie hier bei uns", nahm der Alte wieder das Wort.

„Recht und Gesetz hier bei uns? Großer Gott, dann mag der Himmel Dich in seinen Schutz nehmen!" antwortete Blancha mit einem schweren Athemzuge und einem verzweifelnden Blick nach oben.

Beide schwiegen. Dandon kannte und fürchtete die Stimmung seiner Tochter zu sehr, als daß er sie in

derſelben noch zu weitern Worten veranlaßt hätte, er bediente ſich der vor ihm ſtehenden Eier und des gebratenen Schinkens und nahm dann einige Buchweizenkuchen dazu auf ſeinen Teller. Nach einer kurzen Pauſe begann er wieder in freundlichem Tone:

„Ich kann es Dir jetzt ſagen, was bisher noch ein Geheimniß war, daß ich in Texas mit Herrn Williams ein ſehr bedeutendes Eigenthum, eine Baumwollenplantage beſitze, die mir jährlich wohl fünfundzwanzig bis dreißigtauſend Dollars einbringen wird. Sie ſoll in einer wundervollen Gegend liegen, und ich geſtehe Dir, ich hatte große Luſt, Dich mit mir zu nehmen, doch Herr Williams erklärte mir, daß für die Bequemlichkeit einer Dame auf Reiſen in Texas noch zu wenig gethan werden könne, ſodaß ich den Wunſch habe aufgeben müſſen. Nächſtes Jahr aber, ſo Gott will, ſollſt Du mich einmal dorthin begleiten; dieſes Texas muß wirklich das Paradies der Erde ſein.“

Blancha ſchlug die Augen nieder und beſchäftigte ſich ſchnell mit Meſſer und Gabel, denn ſie fühlte, wie ihr das Blut heiß in die Wangen ſtrömte. Dandon aber bemerkte es nicht und fuhr heiter fort:

„Dieſer Williams iſt ein ganz ungewöhnlicher, ausgezeichneter Menſch und ehrlich und freundſchaftlich, wie ich wenig Männer kenne. Ich habe nur ſeiner uneigen-

nützigen Zuneigung dieſe Quelle des Reichthums zu verdanken."

„Ich habe eine andere Meinung von ihm und würde Dir rathen, vorſichtig bei ihm zu Werke zu gehen. Er iſt unwahr, lauernd und ſelbſtſüchtig, und ich glaube, er würde ſeinen beſten Freund ſeinem Intereſſe opfern", verſetzte Blancha.

„Du thuſt ihm Unrecht, beſte Blancha. Die Zukunft wird Dich davon überzeugen", ſagte Dandon und gab dem Geſpräch ſchnell eine andere Wendung.

Der Dienſtag, an welchem Harry den beſtellten Frack und die Weſte empfangen ſollte, war gekommen, und nachdem er noch ein blaues ſeidenes Halstuch und einige Hemden mit ſo hohen Kragen, wie ſie Dandon trug, gekauft hatte, begab er ſich zu dem Schneider und fand die Kleidungsſtücke fertig. Sie waren ganz genau ſo gemacht wie die, welche Dandon trug; Harry bezahlte ſie und ließ ſie ſich durch einen Diener des Schneiders in ſein Hotel nachtragen. Dort verſchloß er ſie in ſeinem Koffer. Als er ſpäter mit Dandon nach dem Leſeclub gehen wollte, ſagte er zu ihm:

„Ich möchte mir wohl einen guten Strohhut kaufen; können Sie mir ſagen, wo ich einen ſolchen finde?"

„Wir gehen an einem Hutgeſchäft vorüber, da wollen

wir eintreten", entgegnete der Alte und führte seinen jungen Freund gleich darauf in einen Laden ein.

Während der Kaufmann eine Menge Hüte auf den Tisch trug, sagte Harry zu Dandon:

„Ohne Strohhut können Sie auch nicht nach Texas reisen, verehrter Freund; dort würden Sie in Ihrem grauen Biber zerschmelzen."

„Ja, daran hätte ich nicht gedacht. Lassen sie uns also gleiche Hüte aussuchen", antwortete Dandon und setzte einen der vor ihm liegenden auf.

„Der steht Ihnen prächtig und dieser paßt mir, wie für mich gemacht; wir haben ziemlich gleiche Kopfgröße", sagte Harry, gleichfalls einen Hut wählend.

„Gleiche Brüder, gleiche Kappen", versetzte Dandon lachend und bat den Kaufmann, den Hut nach seinem Hause zu senden, während Harry den seinigen nach seinem Gasthof beorderte.

Die Tage verstrichen schnell, der zur Abreise bestimmte Morgen erschien und Dandon nahm tief ergriffen Abschied von Blancha. Er versprach ihr, sich nicht in Neuorleans aufzuhalten und überhaupt vorsichtig zu sein, namentlich in Texas bei seinen Reisen zu Pferde. Als er an dem Werfte bei dem Dampfschiffe anlangte, welches ihn nach Neuorleans tragen sollte, ließ Harry, der sich bereits an Bord befand, sofort das Gepäck

des Alten auf das Schiff bringen. Er hatte auch schon eine Kajüte für ihn ausgewählt und führte ihn selbst zu derselben hin.

Die Fahrt ging ohne Störung schnell von statten und schon in der folgenden Nacht begaben sich die beiden Reisenden in Neuorleans von diesem Dampfschiff auf ein anderes, welches am nächsten Morgen seine Fahrt nach Galveston antrat.

Drittes Kapitel.

Das Wetter war herrlich, der Golf ruhig und glatt wie ein Spiegel und Dandon befand sich in einer so rosigen Laune, wie ihn Harry nie früher gesehen hatte. Er schritt mit jugendlicher Spannkraft ununterbrochen auf dem Verdeck auf und nieder und unterhielt sich, Cigarre über Cigarre rauchend, unermüdlich mit Harry über ihre gemeinschaftliche Plantage am Bernardfluſſe.

Er hatte unzählige Fragen zu stellen, unzählige Vorschläge für Verbesserungen in der Geschäftsführung zu machen und erklärte, daß er gar nicht abgeneigt wäre, im Falle das Land wirklich so schön sei, wie es Harry ihm beschrieben, sich auf der Plantage ein Haus zu bauen und einen Theil des Jahres dort mit seiner Tochter zu verbringen. Harry äußerte sich sehr erfreut über diesen Gedanken und sprach die Hoffnung aus,

daß Dandon ſchließlich ſeinen feſten Wohnſitz dorthin verlegen würde.

Der faſt ewig heitere Himmel des ſonnigen Golfs von Mexico wölbte ſich klar und durchſichtig über der grünen Küſte von Texas, als das Dampfſchiff ſich mit Harry und ſeinem Compagnon der Inſel Galveſton näherte und bald darauf an der Stadt gleichen Namens anlegte. Es ſchien, als habe ſich die ganze männliche Bevölkerung der Stadt auf dem Werfte eingefunden, um das Schiff landen zu ſehen, denn Hunderte von Männern aus allen Ständen drängten ſich zu ihm heran, und kaum war die Verbindungsbrücke auf das Werft gelegt, als alle an Bord eilten, um Freunde zu bewillkommnen, Briefe und Zeitungen zu empfangen, Neuigkeiten zu erfragen oder auch nur ſich einen friſchen Trunk an dem Schenktiſch in der Kajüte zu kaufen.

„Sieh, Harry!“ „Willkommen Harry!“ „Hollah, Williams!“ „Freut mich, Herr Williams!“ ſchallte es Harry von allen Seiten entgegen, und er hätte zehn Hände haben müſſen, hätte er alle die Hände drücken wollen, die ihm zu gleicher Zeit entgegengehalten wurden.

Dandon fühlte ſich durch die Ehrenbezeigungen und Freundlichkeiten, womit man ſeinen Aſſocié empfing, geehrt, warf ſich in die Bruſt und ſuchte durch ſeinen

wohlgefälligen, halbgrüßenden Blick darzuthun, daß er zu ihm gehöre.

Dabei ſtellte Harry ihn mit unglaublicher Schnelligkeit einer großen Zahl von Herren vor, ſodaß Dandon gar keine Zeit blieb, ſich mit dem einen oder andern derſelben in ein Geſpräch einzulaſſen; er konnte ſich nur verneigen und kaum ſeine Freude ausſprechen, als Harry ihn ſchon wieder einem andern Bekannten mit den Worten: „Mein Freund, Herr Dandon!“ zuführte, bis er ihn ſchließlich am Arm ergriff und ihn, links und rechts grüßend, raſch mit ſich durch die Menge auf das Werft hinauszog und mit ihm in der Straße hinauf nach dem Unionshotel eilte.

„Gott ſei Dank, daß wir hier ſind!“ ſagte Harry zu ſeinem athemloſen, von Schweiß triefenden Compagnon. „Man kann ſich ja gar nicht vor Freundlichkeiten und Höflichkeiten retten. Alles was Recht iſt und was man ertragen kann!“

Dabei führte er Dandon aus der glühenden Sonne in den kühlen Corridor des Gaſthauſes und rief einem ihm entgegenkommenden und ihn begrüßenden Kellner zu, ihnen zwei Zimmer im erſten Stock anzuweiſen.

„So, verehrter Freund. Willkommen in Texas!“ ſagte Harry zu Dandon, als er mit ihm in den reich ausgeſtatteten Salon trat. „Nun ſetzen Sie ſich in das

Sopha und ruhen Sie ſich aus. Wir haben noch einige Stunden bis zur Tiſchzeit vor uns."

„Sie haben hier ſo viele Freunde, daß ich vor lauter Vorſtellen eigentlich mit keinem bekannt geworden bin", ſagte Dandon, ſich behaglich niederſetzend.

„Sie ſollen ſie alle kennen lernen; ehrlich geſagt, zu viele Freunde iſt auch eine Laſt", entgegnete Harry.

„Aber auch eine Ehre", fiel Dandon mit einer Verneigung des Kopfes ein.

„Wünſchen Sie jetzt noch etwas? Wollen Sie etwas trinken oder eſſen, verehrter Freund, ſo dürfen Sie nur befehlen, dort hängt der Schellenzug", ſagte Harry. „Ich habe nun einige Beſorgungen, die ich noch vor Tiſche abmachen kann, werde mich aber zeitig wieder bei Ihnen einfinden, um Sie zur Tafel zu geleiten."

„Laſſen Sie ſich durch mich nicht von Ihren Geſchäften abhalten; ich will ein wenig ruhen", antwortete Dandon, worauf Harry ihn mit einem freundlichen Gruß verließ.

Er begab ſich hinunter in das Gaſtzimmer, zündete eine Cigarre an und ſetzte ſich an das offene Fenſter.

Es war nicht weit mehr von zwölf, Harry hatte nach der Uhr geſehen und ſchaute nun in der ſandigen, rohen Straße hinauf und hinab. Nur einzeln eilte ein Neger vorüber, die weiße Bevölkerung ſetzte ſich den

ſenkrechten Strahlen der Sonne nicht aus. Kaum aber hatte es zwölf geſchlagen, als in der Ferne vom Werfte her ein Mann in ſchmuzigem Leinenanzug mit einem alten, beſchädigten, breitrandigen Palmblatthut auf dem Kopfe herangeſchritten kam. Harry faßte ihn ſcharf ins Auge, denn er konnte in ihm den erwarteten Spieler Capper noch immer nicht erkennen. Und doch war es derſelbe, und als Harry ihn erkannte, ſetzte er ſeinen Hut auf, ging in die Straße hinaus und gab, die Cigarre aus dem Munde nehmend, mit dieſer Bewegung dem heranſchreitenden Spieler zugleich einen Wink, ihm zu folgen. Dann ging er raſchen Schritts in der Straße hinauf, wo in kurzer Entfernung die letzten Häuſer ſtanden, und folgte nun einem Fußpfad, der durch eine weite Grasfläche nach den Dünen und über dieſelben hin an die Meeresküſte führte. Die Sonne brannte glühend auf Harry nieder, doch der friſche Seewind zog ihm kühlend entgegen und machte die Luft angenehm und erquickend. Er hatte ſich einmal umgeſehen und bemerkt, daß der Spieler ihm folgte, doch erſt als er die Dünen überſchritten und den öden Strand erreicht hatte, blieb er ſtehen und erwartete Capper.

„Sie ſind ein Mann von Wort und pünktlich wie eine Kirchenuhr“, ſagte Harry, ihm entgegentretend, und hielt ihm die Hand zum Gruße hin.

„Und bereit für Ihren Dienſt. Worin beſteht er?“ entgegnete Capper und drückte Harry die Hand.

„Sie ſollen morgen früh gegen elf Uhr auf wenige Minuten die Rolle des Mannes ſpielen, der mich betrügen will. Ich habe einen Anzug mitgebracht, genau ſo, wie dieſer Mann ihn trägt, und da Sie eine auffallende Aehnlichkeit mit ihm haben, ſo wird Jedermann Sie für ihn halten. Heute Abend gegen zehn Uhr finden Sie ſich bei den letzten Häuſern, an denen wir vorübergingen, ein, damit ich Ihnen die Kleider einhändigen kann. Der Mann heißt Dandon und iſt ein vornehmer eitler Geck, der in ſeiner Toilette ſeinen größten Stolz findet, und Sie müſſen dieſen Ausdruck in Ihre Erſcheinung legen.“

„Das ſoll mir nicht ſchwer fallen“, entgegnete Capper; „ich bin in meiner Jugend Schauſpieler geweſen.“

„Vortrefflich, lieber Freund!“ fuhr Harry fort. „Nun hören Sie weiter. Morgen frühzeitig werfen Sie ſich in die Kleider, die ich Ihnen dieſen Abend zuſtellen werde, und machen eine Promenade hierher und an dem Strande hinaus, ſodaß Sie gegen neun Uhr auf dieſen Platz zurückkehren, wo ich Sie dann erwarten will. Wir gehen von hier zuſammen in die Stadt, in wenigen Minuten iſt das ganze Geſchäft abgemacht und dann eilen Sie nach Ihrem Quartier zurück, ziehen dieſe Ihre Kleider wieder an und ſchiffen ſich mit der allererſten Gelegen-

heit nach Neuorleans ein. Das ist die Arbeit, die Sie für mich thun sollen und für die ich Ihnen, ehe wir scheiden, tausend Dollars bezahlen werde."

„Und mit meinem besten Dank im voraus will ich sie ausführen", antwortete Capper vergnügt.

„Apropos, ich habe Ihren ganzen Anzug mitgebracht, nur fehlen die Stiefeln, und diese, welche Sie anhaben, möchten schlecht zu der übrigen Kleidung passen; kaufen Sie sich heute ein feines Paar, damit Sie den Modeherrn vollkommen spielen können", nahm Harry nochmals das Wort, drückte Capper dann die Hand und verließ ihn eilig auf Wiedersehen an diesem Abend.

Als er wieder zu Dandon in den Salon trat, war derselbe eingeschlafen und träumte wahrscheinlich von der Plantage, den Negern und den dreißigtausend Dollars, die ihm dieselben einbrachten, denn ein behagliches, wohlgefälliges Lächeln, wie es sich oft bei dem Gedanken an seinen Reichthum auf seine Züge stahl, umspielte seine Lippen.

Harry blieb vor ihm stehen und lächelte gleichfalls, es war aber mehr das Lächeln eines Triumphs, mit dem er auf den Schläfer niederschaute, und zugleich lag etwas Verächtliches in seinem Blick, als fühle er seine große Ueberlegenheit über den kurzsichtigen, leichtgläubigen Mann.

„Nun, verehrter Freund", ſagte er, ſeine Hand auf Dandon's Schulter legend, „das Klima von Texas ſcheint Ihnen ſehr gut zu bekommen, ein ſo wonniger Schlaf iſt der beſte Zeuge von ungetrübter Geſundheit. Wovon haben Sie geträumt?"

Dandon hatte bei der Berührung die Augen aufgeſchlagen und ſah Harry verwundert an, dann aber richtete er ſich lächelnd auf und ſagte:

„Wahrhaftig, ich glaube, ich war im Geiſte ſchon auf unſerer Plantage am San-Bernard! Da ſehen Sie, wie ſehr ich danach verlange."

„Machen Sie Toilette, das Tamtam wird bald zu Tiſche rufen!" verſetzte Harry und ſagte Dandon, daß auch er ſich bereit machen und ihn dann abholen wolle.

Bald darauf ſaßen die beiden Compagnons in dem Speiſeſaale vor der reich beſetzten Tafel und fröhnten den Genüſſen, welche die franzöſiſche Küche ihnen bot. Freilich hatte ſich auch ein Anklang der ſpaniſchen hineingeſchlichen, denn die Speiſen waren ſo ſtark mit ſpaniſchem Pfeffer gewürzt, daß Dandon wiederholt den Mund aufſperrte, um kühle Luft in denſelben einzulaſſen, ganz wie die Hühner zu thun pflegen, wenn ſie der heißen Sonne ausgeſetzt werden. Harry aber kam ihm dann immer zu Hülfe, indem er ſein Glas mit gekühltem

Champagner füllte und ihn durch irgend einen Toaſt zum Trinken aufforderte.

„In dieſem Lande ſcheint Alles heiß zu ſein; in der Sonne zerfließt man, beim Eſſen verbrennt man und beim Trinken erglüht man“, ſagte Dandon lachend, indem er ſein leeres Glas auf den Tiſch ſtellte.

„Das Transſpiriren bekommt vortrefflich, der ſpaniſche Pfeffer hält das kalte Fieber ab und der Champagner belebt“, fiel Harry ein, füllte die Gläſer abermals und ſagte dann, das ſeinige erhebend:

„Möge Ihnen unſer Klima recht gut bekommen, verehrter Freund!“

Dandon trank mit erhöhter Begeiſterung ſein Glas aus und fragte dann mit muthiger Stimme:

„Wann brechen wir denn nach dem San-Bernard auf?“

„Nun, ich denke übermorgen, wenn es Ihnen genehm iſt“, antwortete Harry.

„Genehm? Ich dürſte nach der Prairieluft, meinetwegen können wir morgen ſchon reiſen“, verſetzte Dandon und ſchob ein Stück Antilopenbraten zwiſchen ſeine Lippen.

„Den morgigen Tag möchte ich wohl zur Ruhe vor unſerm langen Ritte vorſchlagen“, nahm Harry wieder das Wort. „Außerdem, verehrter Freund, wäre es mir

lieb, wenn Sie die Mühe und Zeit daran wenden wollten, alle Rechnungen und Belege sowie das Inventar unseres Geschäfts durchzusehen, dann sind Sie doch vorbereitet auf den Augenschein, den Sie nehmen sollen, und besser im Stande, ein Urtheil zu fällen. Ich dachte, daß Sie dies Geschäft am besten morgen früh vornehmen könnten."

„Mein Gott, Freundchen, haben Sie denn die Papiere bei sich?" fragte Dandon mit aufstrahlendem Blick.

„Ja wohl. Ich wollte sie Ihnen schon in Natchez vorlegen, da fehlte aber immer die Ruhe, denn man muß solche Arbeiten gründlich anfassen oder gar nicht. Aber morgen früh ist nichts vorhanden, was Sie abziehen oder unterbrechen könnte. Nach dem Frühstück schließen Sie sich in Ihrem Salon ein und öffnen nicht, und wenn der Kaiser von Marokko selbst Ihnen seine Aufwartung machen wollte. Sie können ganz gut bis zum Mittagsessen mit dem Durchsehen der Papiere fertig werden, auch wenn Sie sich kleine Notizen und Auszüge daraus machen wollen."

„Gern, gern, Herzensfreund, gehe ich morgen früh gleich nach dem Frühstück an die Arbeit, und Sie sollen Ihre Freude an mir erleben. Wenn es gilt, kann Apollo Dandon schaffen wie Wenige!" sagte dieser mit unter-

nehmendem Tone und richtete ſein rothglühendes, fettglänzendes Antlitz auf ſeinen jungen Aſſocié.

„Den Kaffee laſſen Sie uns auf dem Balkon vor Ihrem Zimmer trinken, dort iſt es luftig und kühl, denn die Sonne trifft ihn nicht mehr und dort wird uns eine feine Cigarre ganz vortrefflich ſchmecken“, ſagte Harry nach gehaltener Mahlzeit, ergriff den Arm ſeines augenblicklich etwas ſchwerfälligen Compagnons und führte ihn hinauf und durch ſein Zimmer auf den Altan.

Sie ſetzten ſich hinter dem leichten Eiſengeländer in Armſeſſeln nieder, ließen ſich von der friſchen Seeluft umfächeln und ſchwelgten in dem Genuſſe, den ihnen der ſtarke Kaffee und die feine Cigarre gewährten.

Die Straßen hatten ſich ungewöhnlich belebt, denn am folgenden Tage ſollte eine politiſche Verſammlung in Galveſton abgehalten werden, wozu eine große Zahl von Bewohnern des Feſtlandes ſchon heute auf die Inſel gekommen war. Harry war mit dieſen ebenſo gut bekannt wie mit den Einwohnern von Galveſton, und von beiden wurden ihm im Vorüberſchreiten viele Grüße nach dem Balkon heraufgewinkt, welche Dandon dann immer zugleich mit ihm erwiderte.

Als aber die Sonne ſich neigte, ließ Harry ein Cabriolet aus dem Miethſtall holen und beſtieg daſſelbe mit ſeinem Compagnon, um die Kühle des Abends zu

genießen. Er fuhr Dandon hin und her durch die belebten Straßen der Stadt und dann hinaus an den Meeresstrand, wo jetzt Hunderte von Herren und Damen zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen erschienen. Allenthalben wurde er begrüßt, und mit Neugierde wurde der fremde Herr im kaffeebraunen Rock und mit der gelben Weste betrachtet, doch bei keinem seiner Freunde hielt Harry an, sodaß Dandon keine Gelegenheit geboten wurde, Bekanntschaften zu machen.

Das Abendessen stand schon auf dem Tisch, als sie in das Hotel zurückkehrten, und gleich nach demselben begleitete Harry seinen Freund auf sein Zimmer und rieth ihm, sich früh zur Ruhe zu begeben, damit er am folgenden Morgen zur Arbeit frisch sei. Dandon war durch das viele Essen und Trinken sowie durch die lange Fahrt in der Seeluft ermüdet und ging schon vor zehn Uhr zu Bett, während Harry um diese Zeit mit dem Anzug für Capper nach den bezeichneten letzten Häusern eilte und ihn demselben übergab.

„Hier nehmen Sie auch diese Uhr mit goldener Kette", sagte Harry zu dem Spieler und fügte dann lachend hinzu: „Ich erbitte sie mir aber morgen wieder zurück, sie gehört nicht zu dem Anzug, den Sie nach Belieben verwenden können; doch würde ich Ihnen rathen, später die goldenen Knöpfe des Fracks gegen andere zu vertauschen."

Harry machte seinen Helfershelfer nun noch auf viele Eigenthümlichkeiten in der Erscheinung Dandon's aufmerksam, gab ihm verschiedene Winke in Bezug auf Bewegung und Benehmen und schied dann von ihm auf Wiedersehen um neun Uhr am folgenden Morgen auf dem Strande.

Der Tag kam, und kaum hatte das Tamtam zum Frühstück gerufen, als Dandon sich mit Harry im Speisesaal einfand und beide eilig ihr Morgenmahl zu sich nahmen.

Kaum hatte Dandon es aber beendet, als er sich rasch erhob und mit geschäftigem Eifer zu Harry sagte:

„Nun an die Arbeit, Freund, ich bin so recht dazu aufgelegt."

„Das freut mich zu hören, ich werde Ihnen sogleich das Material dazu in Ihr Zimmer bringen", antwortete Harry, eilte auf seine Stube und trug dann einen ganzen Stoß von Papieren zu Dandon in dessen Salon. Dieselben enthielten die von Ashmore Williams geführten Rechnungen über die Geschäfte auf der Plantage sowie über das ganze Inventar auf derselben.

„Hier, verehrter Freund, haben Sie den Nachweis über den Stand unseres gemeinschaftlichen Besitzes, und nun bitte ich, sich durch nichts in der Durchsicht dieser Documente stören zu lassen. Haben Sie noch

etwas nöthig, so befehlen Sie es vorher bei dem Kellner, dann aber verschließen Sie Ihre Thür und geben Niemand mehr ein Lebenszeichen von sich, bis Sie Ihre Aufgabe gelöst haben."

Mit diesen Worten hatte Harry seinem Compagnon die Papiere übergeben, derselbe geleitete ihn mit dem Bemerken, daß er sofort an die Arbeit gehen werde, an die Thür und verschloß dieselbe hinter sich, daß das Schloß laut erklang.

Als Harry dies hörte, wandte er sich lächelnd nochmals nach der Thür um, ging dann nach seinem Zimmer, um seinen Hut zu holen, und begab sich nun auf den Weg nach der Meeresküste. Als er über die Dünen stieg und den ersten Blick auf den Strand warf, brach er in ein schallendes Gelächter aus, denn der leibhaftige Dandon schritt ihm von dort entgegen.

„Kostbar! Unvergleichlich!" schrie er dem heranschreitenden Capper zu, der, wie ein Pfauhahn sich brüstend, seine gelbseidene Weste glatt strich und mit der schweren goldenen Uhrkette spielte. „Nein, eine solche Komödie ist noch nie in dieser Welt aufgeführt worden. Bei Gott, ich selbst würde, wenn ich Ihnen anderswo begegnete, darauf schwören, daß Sie der alte Narr Dandon in eigener Person wären!"

Die Aehnlichkeit war aber auch in der That ganz

unglaublich und überraſchend und Harry zweifelte nicht im geringſten mehr daran, daß ſeine geiſtige Ueberlegenheit über die gewöhnlichen Menſchen abermals triumphiren werde. Er nahm den Arm Capper's und ging mit ihm nach der Stadt zurück.

Es war nicht lange nach neun Uhr, als Harry mit ſeinem falſchen Compagnon am Arme durch eine Seitenſtraße unweit des Werftes in die Hauptſtraße einbog. Dort war es ſehr belebt, denn um elf Uhr ſollte die politiſche Berathung beginnen und man ſammelte ſich in der Nähe des dazu beſtimmten Lokals, um vorher noch Mancherlei mit einander zu beſprechen. Namentlich vor den Trinkhäuſern fand man ſich zuſammen, um die Beredungen und Begrüßungen mit einem Morgentrunk zu krönen.

Harry ſchritt mit dem falſchen Daudon am Arme langſam durch die Menge hin, indem er mit größter Heiterkeit und Freundlichkeit die vielen Grüße, die ihm von allen Seiten zu Theil wurden, erwiderte, und ließ dabei ſeinen Späherblick um ſich ſchweifen, um die Perſönlichkeiten aufzufinden, die er ſuchte.

Plötzlich verdoppelte er mit ſeinem Gefährten ſeinen Schritt und eilte durch das Gedränge einem Trinkhaus zu, vor welchem eine Gruppe von Männern ſtand, die der beſſern Geſellſchaft anzugehören ſchienen.

Er trat nun langsam zu diesen hin, zog dabei mit einer nachlässigen Bewegung die gefälschte Abrechnung mit Dandon, welche er auf dessen von der Schrift befreiten Brief geschrieben hatte, aus der Tasche und legte dann mit einem zutraulichen: „Guten Morgen, meine Herren!“ seine Hände auf die Schultern des Richters Jack und des Kaufmanns und zugleich Colonels Kinney, zwei der angesehensten Leute von Texas.

„Sieh, Williams!“ „Guten Morgen!“ antworteten ihm beide und drückten ihm die Hand; Harry aber ließ sie nicht weiter reden, sondern sagte:

„Ich darf mir wohl eine Gefälligkeit von Ihnen erbitten, meine Herren. Mein Freund hier, Herr Dandon, und ich haben eine geschäftliche Abrechnung unter uns gemacht und bedürfen für dies Document den Namen zweier ehrenwerther Männer als Zeugen, und ein paar dieser Anforderung mehr entsprechende Persönlichkeiten, als Sie es sind, dürfte man in Texas wohl nicht finden.“

Dann stellte er ihnen seinen Gefährten als Herrn Apollo Dandon von Natchez vor, und von beiden Seiten verneigte man sich höflich.

„Mit dem größten Vergnügen, lieber Williams“, sagten die beiden Herren nun zu Harry, und dieser bat sie, mit ihm in das nahe Geschäftslokal des Friedensrichters Turner zu treten.

Dieſer empfing ſie freundlich, und indem Harry ihm die Hand reichte, ſagte er:

„Ich muß Sie einen Augenblick ſtören, lieber Turner. Mein Freund, Herr Dandon aus Natchez, und ich haben Sie um Ihre gerichtliche Beglaubigung dieſer zwiſchen uns gemachten Abrechnung zu bitten, und meine lieben Freunde, die Herren Jack und Kinney, wollen ſo gütig ſein, ihre Namen als Zeugen darunter zu ſetzen.“

Der Friedensrichter nahm Harry das ihm hingehaltene Papier aus der Hand, trat damit an ſein Pult und reichte dem Richter Jack und dann dem Oberſten Kinney ſeine Feder hin, welche beide ihre Namen unter das gefälſchte Document ſetzten. Dann trat Harry mit ihnen zur Seite und ſtellte einige Fragen in Bezug auf die heutige Verſammlung an ſie, während der falſche Dandon zu dem Friedensrichter an das Pult ging, als wolle er ſich von der Richtigkeit der Unterſchriften und der Beglaubigung überzeugen.

Kaum aber hatte Turner ſein Siegel unter ſeinen Namenszug geſchlagen, als Harry das Papier ihm abnahm, eine Fünfdollarnote auf das Pult legte und mit den Worten: „Ich komme nachher wieder vor, jetzt bin ich in der Eile!“ ſeinen falſchen Compagnon beim Arme nahm und den beiden Zeugen tauſend Dank ſagend in die Straße hinauseilte.

Er ſchritt mit Capper ſchnell in das dichteſte Menſchengewühl und dann einer Seitenſtraße zu, durch welche er bald nach einem entferntern, jetzt menſchenleeren Theile der Stadt gelangte.

„Abgemacht!“ ſagte Harry mit leiſem, aber jubelndem Tone. „Verdammt, wenn dies nicht mein Meiſterſtück war!“

Dabei zog er ein Papier aus der Taſche hervor und reichte es dem Schwindler mit den Worten:

„Hier ſind Ihre tauſend Dollars mit meinem Dank für Ihre Hülfe. Nun aber eilen Sie ſich, daß Sie ungeſehen aus dieſer Faſanentracht herauskommen, und verlaſſen Sie mit dem erſten Schiff, und wenn es ein Fiſcherboot wäre, dieſe Inſel.“

Capper nahm das Papier mit dem Gelde, dankte für die ihm gegebene Arbeit und empfahl ſich für gelegentliche fernere Beſchäftigung, indem er Harry zum Abſchied die Hand reichte und ſich von ihm wandte.

„Hollah, Capper, meine Uhr! Bei Gott, die hätte ich bald vergeſſen“, rief ihm Harry zu, wobei der Spieler ein einfältig lächelndes Geſicht machte und, die Uhr ihm hinreichend, ſagte:

„Wirklich, auch ich hätte ſie beinahe vergeſſen.“

Harry ſteckte ſie in ſeine Taſche, erſuchte Capper nochmals, ſobald als möglich ſich von der Inſel zu ent-

fernen, drückte ihm zutraulich dabei die Hand und eilte dann von ihm hinweg und durch eine Seitenstraße seinem Hotel zu.

Er schritt leise an Dandon's Zimmerthür und blieb lauschend vor derselben stehen, bis sein Compagnon einmal hustete und ihm dadurch verrieth, daß er noch eifrig an seiner Arbeit sitze. Darauf ging Harry in sein Zimmer, warf sich in das Sopha und zog das für ihn jetzt so werthvolle gefälschte Document aus der Tasche hervor.

Mit einem Triumph im Blick schaute er auf das Papier. Da standen sie, die Namen der beiden angesehensten, würdigsten Männer von Texas und gaben Zeugniß, unumstößliches Zeugniß, daß Harry seinem Compagnon Dandon nicht einen Dollar mehr schulde.

Seine Züge erglühten im Bewußtsein seines Siegs, seine Augen erglänzten im Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit, und das Papier zusammenfaltend und wieder in seine Tasche schiebend, sagte er:

„Wo gibt es ein besseres Kapital als die Menschen selbst!"

Dandon saß eifrig an seinem Schreibtische, machte sich Notizen über sein bedeutendes Vermögen in der Plantage am San-Bernardfluſſe, und kurz vor dem Mittagsessen hatte er die Arbeit zu seiner größten Zu-

friedenheit beendet. Mit freudeſtrahlendem Antlitz trat er, den Stoß Papiere in der Hand, zu Harry in das Zimmer und ſagte:

„Nun, mein theurer, liebenswürdiger Aſſocié, was ſagen Sie jetzt zu Apollo Dandon? Iſt er nicht ein Arbeiter, wie er im Buche ſteht? Fix und fertig, ſage ich Ihnen, und auch nicht eine Zahl überſehen. Die Sache ſteht brillant und Ihr Bruder verdient eine beſondere Anerkennung für ſeine Leiſtungen. Wir ſind es ihm ſchuldig, ihm eine beſondere Gratification von einigen hundert Dollars zukommen zu laſſen.“

Harry verzog bei den letzten Worten Dandon's die Lippen zu einem verächtlichen Lächeln, nahm die Papiere in Empfang und ſagte:

„Sie ſind ein wahres Arbeitsgenie, verehrter Freund. Sie haben denſelben Grundſatz wie ich: Was man thun will, ſoll man mit ganzer Seele thun oder es unterlaſſen. Sie ſind alſo zufrieden?“

„Zufrieden? Nein, ich bin überglücklich und kann kaum den Augenblick erwarten, wo ich mit eigenen Augen unſere Schätze ſehen werde. Es bleibt doch dabei, daß wir morgen früh reiſen?“

„Unwiderruflich“, antwortete Harry. „Ich habe ſchon einen Wagen beſtellt, der uns an die Weſtſpitze der Inſel bringen ſoll; von da laſſen wir uns an das Feſtland

überſetzen, beſteigen die beſtellten, dort unſer harrenden Pferde, und dann geht es in einer Tour bis auf die Plantage. Es wird ein harter Ritt werden, verehrter Freund, und erſt ſpät in der Nacht können wir unſer Ziel erreichen."

„Apollo Dandon kann viel, wenn es nöthig iſt", verſetzte dieſer, ſich in die Bruſt werfend, und noch beriethen ſie ihre Reiſe, als ſie zu Tiſche gerufen wurden.

Nachmittags lud Harry wieder ſeinen Compagnon in ein Cabriolet und führte ihn in Parade durch die Stadt und dann hinaus nach der prächtigen See, von wo ſie erſt ſpät zum Abendeſſen zurückkehrten, ſodaß Dandon wieder keine Gelegenheit geboten wurde, perſönliche Bekanntſchaften zu machen. Dann gingen ſie früh zu Bett und am folgenden Morgen noch lange vor Tagesanbruch fuhren ſie ſchon auf dem Strande hin nach dem weſtlichen Ende der Inſel. In einem Nachen ſetzten ſie über den ſchmalen Arm der Bai nach der Küſte hinüber, dort beſtiegen ſie die bereitgehaltenen Pferde und gegen Mitternacht erſt langten ſie auf der Plantage am Bernardfluſſe an.

Dandon war mehr todt wie lebendig. Die ungewohnte ſchaukelnde Bewegung auf dem paßgehenden Pferde hatte ihn ſehr empfindlich berührt und ſchon vor Ablauf einer

halben Stunde nach ſeiner Ankunft lag er ausgeſpreizt auf ſeinem Ruhelager und träumte von dem harten Sattel und dem unermüdlichen Roſſe.

Lucy war durch einen Brief Harry's von der Plantage entfernt worden und befand ſich bei Colonel Jack, wo ſie ſchon ſeit langer Zeit einen Beſuch zugeſagt hatte, ſodaß ſie Dandon nicht begegnen und erkennen konnte.

Am folgenden Tage beſchränkten ſich, weil Dandon ſehr ermüdet war und das Reiten nicht vertragen konnte, ſeine Wanderungen auf die nahe Umgebung des Wohngebäudes; er beſuchte mit Harry das Milch- und Rauchhaus und ſah mit Wohlgefallen dort die Vorräthe, dann begab er ſich nach den Negerhütten, ließ ſich die farbigen Kinder vorführen und durchwanderte den Obſt- und Gemüſegarten, und abends, als die Sklaven aus den Feldern zurückkehrten, ließ er ſie ſämmtlich an ſich vorüberparadiren, ſprach Worte des Lobes zu ihnen und ſagte ihnen, daß ſie es immer recht gut bei ihm und Herrn Williams haben ſollten.

Am nächſten Morgen aber nach dem Frühſtück fühlte er ſich wieder ſo erfriſcht, daß er es unternahm, ein Maulthier zu beſteigen, über deſſen Sattel eine dicke wollene Decke ausgebreitet lag, und ritt nun mit Harry in die Felder, um den Reichthum mit eigenen Augen zu

betrachten, der dort für ihn der Erde entstieg. Auf den unabsehbaren Baumwollenfeldern glänzte die von den Stauden in langen Troddeln herabhängende schneeige Wolle aus deren frischem Grün hervor, während die Farbenpracht der Blüten ihre Spitzen krönte. Es war ein prächtiger, dem Auge des Beschauers wohlthuender Anblick; auf Dandon aber machte er einen besonders angenehmen Eindruck, denn er sah im Geiste schon die schöne Wolle in Geld verwandelt und überdachte, wie er die Kapitalien am vortheilhaftesten anlegen könnte.

Von den Feldern ritten sie hinaus in die Grasfluren und suchten die dort weidenden Heerden auf, und auf dem Rückwege nahmen sie die Baumwollenmühle und die Presse, wo die Wolle verpackt wurde, in Augenschein, denn das Pflücken derselben hatte begonnen und täglich wurde eine große Anzahl von Ballen zum Versenden fertig gestellt.

„Wir haben nun noch nicht bestimmt, an welches Haus in Neuorleans wir unsere Baumwolle zum Verkauf senden wollen", hob Dandon hier an. „Ich schlage jedenfalls Hardridge & Comp. daselbst vor. Sie sind langjährige Freunde von mir und wir können uns auf deren Pünktlichkeit und Rechtlichkeit verlassen."

„Sehr wohl, verehrter Freund", antwortete Harry. „Das wollen wir thun."

„Und dann wollte ich Sie noch bitten, die Ballen mit unſerer gemeinſchaftlichen Firma Dandon & Williams zu bezeichnen; die beiden Namen zuſammen werden einen guten Klang in der kaufmänniſchen Welt haben."

„Ganz wie Sie es wünſchen, beſter Freund", entgegnete Harry. „Alſo Dandon & Williams!"

„Ja wohl. Ich glaube, das wird gut ſein", ſagte Dandon, ſich die Hände reibend.

Harry bot Alles auf, um ſeinem Compagnon das Leben auf der Plantage ſo angenehm wie möglich zu machen; er hatte für Küche und Keller ſowie für feine Cigarren beſte Sorge getragen, ritt täglich ganz nach Dandon's Wunſch mit ihm umher, ging mit ihm auf die Jagd und fiſchte mit ihm in dem ſchönen San-Bernard, und die Abende verbrachte er mit ihm unter der luftigen, von duftig blühenden Schlingpflanzen und Roſen umrankten Veranda, wobei ein junges hübſches Negermädchen dem Alten mit einem Pfauenſchweif Kühlung zuwehen mußte.

So verbrachte Dandon einige Wochen im ungetrübten Glauben an das Glück, welches ihm aus dieſer Plantage erwuchs, und es wurde ihm ſchwer, ſich von ihr zu

trennen. Er that es auch nur mit der feſten Erklärung, bald wieder kommen zu wollen und dann jedenfalls in Begleitung ſeines geliebten Kindes Blancha, deren Alleinſein ihn jetzt nach Natchez zurückziehe.

Harry ſprach ſeine größte Freude über dieſe beglückende Zuſicherung aus und begleitete dann ſeinen entzückten Compagnon nach Galveſton zurück.

Dort führte er ihn abermals zur Schau durch die Stadt und nahm insbeſondere einen Augenblick wahr, wo er wußte, daß er die bei ſeinem Betrug als Zeugen benutzten Herren Jack und Kinney nach eingenommenem Morgentrunk unter der Veranda eines Trinkhauſes finden würde, mit Dandon an dieſen vorüberzugehen, wobei er ihnen ſeinen Gruß zuwinkte und, raſch vorbeiſchreitend, zurief:

„Nochmals unſern Dank für Ihre Freundlichkeit!“

Mit größter Umſicht aber hielt er Dandon von jeder Unterhaltung mit einem Dritten fern und wünſchte ihm nach zweitägigem Aufenthalt eine recht vergnügte, glückliche Reiſe nach Neuorleans, die der alte betrogene Mann auf einem dorthin abgehenden Dampfboot antrat.

Kaum hatte der Dampfer das Werft verlaſſen, als Harry zu dem Countyſecretär, welcher die Hypothekenbücher führte, eilte und ihm die gefälſchte Abrechnung

zum Eintragen in dieſelben übergab. Sobald dies Geſchäft aber abgemacht war, ließ er ſich nach dem Feſtlande überſetzen, ritt zu Colonel Jack, um die Nacht bei ihm zu bleiben, und kehrte dann am folgenden Morgen mit Lucy auf ſeine Plantage zurück.

Viertes Kapitel.

Die Ernte fiel über alle Erwartung günstig aus und Harry begann mit der Versendung der Baumwolle nach Neuorleans. Er übermachte dieselbe aber nicht dem von Dandon bezeichneten Hause Hardridge & Comp., sondern einem andern, ihm persönlich befreundeten, und zeichnete die Ballen auch nicht Dandon & Williams, sondern einfach mit H. Williams.

Gegen das Ende des October hatte Harry bereits gegen fünfhundert Ballen Baumwolle an seinen Commissionär in Neuorleans abgeschickt, als er eines Morgens einen Brief von Dandon erhielt.

„Endlich!“ sagte er, auf die Adresse schauend. „Endlich wird der alte Schafskopf doch entdeckt haben, daß man seine Befehle wenig achtet.“

Dabei öffnete er das Schreiben und las dasselbe mit der größten Ruhe durch, als ob er auf dessen Inhalt gewartet hätte.

„So, nun kann der Tanz beginnen. Ich werde dir luſtig aufſpielen, du alter Narr!“ fuhr Harry ebenſo ruhig fort und begab ſich an ſeinen Schreibtiſch.

Dandon hatte in dieſem Briefe an Harry ſich darüber beklagt, daß er die Baumwolle nicht ihrer Abrede gemäß an Hardridge & Comp. geſandt und daß er ſie auch nicht mit Dandon & Williams gezeichnet habe, und erſuchte ihn, ihm die Gründe zu nennen, aus welchen er ſo ganz gegen Uebereinkunft gehandelt habe. Namentlich aber bat er Harry, das Haus, an welches er die Baumwolle geſchickt habe, zu veranlaſſen, die Hälfte des Erlöſes daraus an ihn nach Natchez zu ſenden und die betreffende Abrechnung darüber beizufügen.

Harry beantwortete den Brief folgendermaßen:

„Herr Dandon!

Ich habe Ihren Brief vom 19. October heute erhalten und ihn geleſen. Ueber den Inhalt deſſelben aber bin ich noch immer ebenſo im Unklaren, als hätte ich ihn nicht geleſen. Ich verſtehe nicht, mit welchem Rechte Sie ſich jetzt noch in meine Angelegenheiten miſchen können, nachdem wir uns auseinandergeſetzt und vollſtändig abgerechnet haben und Sie Ihr Guthaben von mir bei Dollar und Cent baar empfingen. Im erſten Augenblick hielt ich das ganze Schreiben für einen Scherz, nachdem ich mich nun aber von dem

wirklichen Ernſte ſeines Inhalts überzeugt habe, bleibt mir nichts Anderes von Ihnen zu denken übrig, als daß Sie verrückt geworden ſein müſſen. Ich hoffe und wünſche, daß dieſer Krankheitsanfall keine dauernden ſchlimmen Folgen für Sie haben möge, und bleibe mit dieſem Wunſche

Ihr ergebener

Harry Williams."

Laut auflachend ſchloß und verſiegelte Harry dieſen Brief, ſteckte ihn nebſt Dandon's Schreiben in ſeine Bruſttaſche und trat dann in ſeinem Cabriolet, von einem Neger zu Pferd gefolgt, ſeine Reiſe nach Galveſton an, wo er den Brief am folgenden Tage ſelbſt der Poſt übergab.

Sein nächſter Weg von dort aus war zu dem Friedensrichter Turner.

„Willkommen, Herr Williams!" rief dieſer ihm freudig zu. „Endlich ſieht man Sie einmal wieder. Wo haben Sie denn ſo lange geſteckt?"

„Die Baumwollenernte macht mir viel zu ſchaffen, doch ehrlich geſagt, ich konnte es nicht länger zu Hauſe aushalten und mußte meine Freunde in Galveſton einmal wiederſehen", antwortete Harry, indem er die ihm von Turner gebotene Hand mit großer Herzlichkeit drückte.

„Doch Alles wohl und friſch zu Haus; kein Fieber unter den Negern?" fuhr der Friedensrichter fort.

„Gott Lob! Der Arzt wird in dieſem Jahre nicht viel bei mir verdienen", erwiderte Harry. „Ich habe aber eine recht traurige Kunde aus einem Brief erſehen, welchen ich geſtern erhielt. Denken Sie ſich, mein früherer Aſſocié, Herr Dandon in Natchez, der vor einiger Zeit hier war, muß den Verſtand verloren haben. Sie wiſſen, Sie haben doch meine Abrechnung mit ihm, nach welcher er keinen, auch nicht den entfernteſten Anſpruch mehr an mein Eigenthum zu machen hat, ſelbſt beglaubigt, und nun ſchreibt mir der Mann über unſer Geſchäft und macht mir Vorwürfe über meine Baumwollenverſendungen."

„Das iſt wohl nicht möglich!" fiel Turner ein. „Bündiger und reiner kann ja ein Geſchäft gar nicht abgemacht werden, als es zwiſchen Ihnen beiden geſchehen iſt. Was fällt dem Manne ein?"

„Er muß übergeſchnappt ſein, eine andere Erklärung gibt es nicht dafür", ſagte Harry, die Achſeln zuckend, und ſetzte, den Brief Dandon's aus der Taſche hervorziehend, hinzu: „Da iſt ſein Schreiben. Leſen Sie ſelbſt und ſagen Sie mir, ob der Mann ſeine fünf Sinne noch beiſammen hat oder nicht."

Turner öffnete den Brief, und als er denſelben durchblickt hatte, gab er ihn Harry zurück, indem er ſagte:

„Der Mann ist toll, denn die Absicht, Sie zu betrügen, zu berauben, kann man unter den obwaltenden Verhältnissen ja nicht annehmen, es würde ja jedes Gericht der Welt seine Klage gegen Sie als einen Wahnsinn zurückweisen. Offen gesagt, verehrter Herr Williams, er kam mir schon bei seinem Hiersein mit Ihnen sonderbar vor, wie er zu mir an das Pult trat und mir auf die Finger sah, als zweifle er an der richtigen Beglaubigung des Documents. Ich sehe ihn noch vor mir stehen!"

„Ach nein, bester Turner, damals war er bei ganz gutem Verstande, denn er hat mir bei der Abrechnung wahrlich nichts geschenkt. Es ist aber seine Habgier, die ihn toll gemacht hat. Ich habe ihm auch ganz kurz und bündig geschrieben, daß er verrückt sein müsse", sagte Harry leichthin und wandte dann das Gespräch auf Politik.

Ehe er den Friedensrichter verließ, bat er ihn, bei ihm im Gasthof zu Abend zu speisen, und bemerkte, daß er noch mehrere Freunde einladen wolle. Dann suchte er den Richter Jack und auch Colonel Kinney auf, theilte ihnen dasselbe mit, was er Turner gesagt hatte, und erhielt von ihnen dieselbe Antwort, nämlich daß Dandon verrückt geworden sein müsse. Auch sie nahmen seine Einladung auf den Abend an, und außer ihnen fand

ſich noch ein Dutzend der angeſehenſten Männer aus Galveſton bei ihm ein. Bei dieſer Gelegenheit wurde die Sache mit Dandon nun abermals vielſeitig beſprochen, und alle erklärten ihn einſtimmig für toll.

Harry blieb auch noch am folgenden Tage in der Stadt, um ſein Verhältniß zu Dandon ſowie deſſen unerklärliches Betragen möglichſt bekannt werden zu laſſen und die Stimmung allgemein gegen denſelben zu richten; denn daß derſelbe die Antwort auf ſeinen Brief ſofort in eigener Perſon bringen werde, darüber konnte Harry nicht im Zweifel ſein. Nachdem er nun glaubte ſeinem verabſchiedeten Compagnon in Galveſton den nöthigen Empfang bereitet zu haben, reiſte er ab und begab ſich nach Brazoria, wo deſſen Klage gegen ihn zur Entſcheidung kommen mußte, wenn ſie überhaupt von dem Gerichte angenommen wurde. Dort benutzte er abermals ſeinen ganzen Einfluß und ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft, um Vorurtheile gegen Dandon zu erzeugen, ſprach aber dabei ohne jedes ſichtbarliche eigene Intereſſe und bedauerte nur das Unglück, welches den ihm befreundeten armen Mann betroffen habe.

Mit einem Gefühl von Triumph kehrte er abends nach Hauſe zurück und mit wahrem Verlangen wünſchte er die Ankunft Dandon's herbei, um ihm gegenüber zu treten und ihn in offener Schlacht zu ſchlagen.

Lucy küßte Harry die Hand, als derſelbe aus dem Cabriolet ſtieg, doch als ſie ihm in ſein Zimmer folgte und die Lichter auf dem Tiſche unter dem Spiegel anzündete, da ſchlang er zärtlich ſeine Arme um ſie und führte ſie nach dem Kamin, wo ein leichtes Feuer aufflackerte.

„Du biſt doch meine ſüße, meine reizende Lucy und bleibſt mir immer lieber als alle Mädchen der Welt!“ ſagte er zu dem wonnetrunkenen, in Seligkeit erzitternden Mädchen und zog ſie, in den Schaukelſtuhl niederſinkend, auf ſeinen Schooß.

„Und Du biſt mein geliebter, mein einziger Harry, biſt mein Glück, meine Welt, für die ich jeden Augenblick bereit bin, meinen letzten Blutstropfen hinzugeben“, ſagte die Mulattin und preßte, ihre vollen weichen Arme um ſeinen Nacken ſchlingend, ihre üppigen, liebeglühenden Lippen in langem Kuſſe auf ſeinen Mund.

„Ach Herr, ach Geliebter“, fuhr ſie nach einer beſeligenden Pauſe mit bebender Stimme fort, „könnte ich doch durch die That Dir meine Liebe, meine Treue, meine Anhänglichkeit darthun!“

„Haſt Du dies nicht gethan, als Du mir hierher folgteſt?“ antwortete Harry, ſich an der Innigkeit des treuen Mädchens weidend.

„Ich that es nicht aus freiem Willen, ich that es, weil ich nicht anders konnte, that es auch nicht für Dich, ich that es für mich ſelbſt, für mein eigenes Glück, für meine Seligkeit", ſagte Lucy mit leiſerer Stimme und barg ihr glühendes ſchönes Antlitz tiefer an Harry's Bruſt.

„Sieh, Du erinnerſt mich an ein ſehr wichtiges, werthvolles Papier in meiner Bruſttaſche, welches ich die größte Luſt hätte ins Feuer zu werfen", hob Harry an und zog die gefälſchte Abrechnung mit Dandon hervor. Einige Augenblicke ſah er ſinnend auf das Document und fuhr dann fort: „Dies Papier iſt hunderttauſend Dollars werth und doch ſollte ich es den Flammen übergeben, denn es könnte möglicherweiſe mein Leben in Gefahr bringen."

„Wirf es hinein, ſchnell! Laß mich es thun, Geliebter meiner Seele", rief Lucy erſchreckt aus und griff nach dem Papier, doch Harry entzog es ihrer Hand und ſagte lächelnd:

„Es iſt nicht ſo ernſt gemeint, ſüßes Mädchen; wenn ich es aber ruhig bedenke, ſo hat dies Papier eigentlich doch gar keinen Werth mehr für mich, und es iſt Thorheit, daß ich mich nicht entſchließen kann, es zu verbrennen. Es iſt ein Document, welches ich in das Hypothekenbuch in Galveſton habe eintragen laſſen und

deſſen Vorhandenſein nun gänzlich unnöthig iſt, während es mir doch wirklich gefährlich werden könnte."

„O ſo vernichte es, Harry. Gib es den Flammen hin, damit ſeine Aſche mit dem Rauch durch den Schornſtein verwehe. Warum zögerſt Du noch?" ſagte Lucy bittend und ſuchte, ihm ſchmeichelnd, des Papiers habhaft zu werden.

„Nein, nein, es ſoll leben. Dieſen Triumph kann ich mir nicht verſagen", verſetzte Harry und trug das Document nach ſeinem Schreibtiſch, wo er es mit noch andern Papieren, die er bei ſich trug, verſchloß.

Lange ſollte Harry nicht auf die Nachricht von Dandon's Ankunft in Galveſton warten, denn kaum hatte er die Möglichkeit berechnet, daß derſelbe ſeinen Brief erhalten und den Weg bis nach der Inſel zurückgelegt haben könnte, als er auch ſchon einen Expreſſen von ſeinem Spediteur in Galveſton erhielt, durch den derſelbe ihm meldete, daß Herr Dandon dort eingetroffen wäre.

Harry brach ſofort auf und langte am folgenden Morgen gleichfalls auf der Inſel an. Beim Eintreten in das Unionshotel empfing man ihn ſogleich mit der Neuigkeit, daß ſein früherer Compagnon in dem Waſhingtonhotel eingekehrt ſei, daß er verrückt wäre, wie ein brüllender Löwe in der Stadt umherlaufe und vergebens Jemand zu finden ſuche, der ſeine tol-

len Geſchichten glauben wolle. Er ſei ſchon bei allen Advocaten geweſen und habe ihnen Geld auf Geld geboten, ſeine Klage gegen Harry zu übernehmen, ſie hätten ihn aber alle ausgelacht und ihm gerathen, er möge ſich eines Beſſern beſinnen und wieder nach Hauſe reiſen.

Harry jubelte und jauchzte bei dieſer Erzählung in ſeinem Innern auf, ſeine äußere Erſcheinung aber behielt den Ausdruck des Bedauerns und der Theilnahme, und wiederholt ſagte er mit einem leidvollen Athemzug:

„Der arme Mann! Es iſt recht traurig für ihn.“

Kaum hatte er ſeine Toilette geordnet, als er ſich zu dem Richter Jack begab, der ihn auch mit der Nachricht von Dandon's Erſcheinen begrüßte.

„Er iſt richtig da und ſo toll wie möglich. Denken Sie ſich, daß der Mann es mir ins Geſicht abgeleugnet hat, mit Ihnen bei dem Friedensrichter geweſen zu ſein und mich und Kinney aufgefordert zu haben, eine Abrechnung mit Ihnen dort zu bezeugen. Da hört denn doch wirklich Alles auf.“

„Er iſt toll, wie ich Ihnen geſagt habe, denn eine ſolche Frechheit bei geſundem Verſtande iſt nicht denkbar“, ſagte Harry. „Dennoch wollen wir verſuchen, ob wir ihn nicht dadurch zur Vernunft zurückführen können, wenn Sie und Kinney mit mir vor ihn treten. Es iſt ja gar nicht möglich, daß er es dann noch

in Abrede ſtellen kann. Haben Sie jetzt Zeit, ſo laſſen Sie uns Kinney abholen und zuſammen zu dem Manne gehen, vielleicht gelingt uns das gute Werk, ihm den Verſtand wiederzugeben."

Der Richter Jack war gern erbötig, Harry's Vorſchlag auszuführen, und beide eilten nun zu Kinney, der ſie gleichfalls mit Worten der Verwunderung über Dandon's Verrücktſein empfing. Auch er erklärte ſich ſofort bereit, einen Verſuch zu machen, ob man ihn nicht zu Verſtande bringen könne, und einige Minuten ſpäter traten ſie in das Waſhingtonhotel ein.

Der Wirth theilte ihnen mit, daß Herr Dandon auf ſeinem Zimmer wäre, und meldete Harry auf deſſen Erſuchen bei jenem an.

„Wo iſt der Menſch?" rief Dandon und eilte der Thür zu, als Harry, von ſeinen Begleitern gefolgt, ruhig in das Zimmer auf den Alten zutrat.

„Aber, verehrter alter Freund, iſt es denn möglich, daß Gott weiß was Ihnen die Erinnerung ſo weit geraubt haben ſollte, daß Sie unſere freundſchaftliche Auseinanderſetzung und Abrechnung ſowie den Empfang Ihres Guthabens von mir vergeſſen haben könnten?" ſagte Harry mit theilnehmendem Tone und hielt Dandon die Hand dann mit den Worten hin: „Beſinnen Sie ſich doch! Wir waren ja zuſammen bei dem Frie-

densrichter Turner, und dieſe beiden Herren erzeigten uns ja die Gefälligkeit, das von Ihnen ausgeſtellte und mit Ihrem Namen unterſchriebene Document zu bezeugen.“

„Elender, nichtswürdiger Schwindler, wie kannſt Du die unerhörte Frechheit haben, mir eine ſolche Lüge ins Geſicht zu ſagen!“ rief Dandon, mit raſender Wuth auf ihn zu- und wieder von ihm zurückſpringend, als ſei er von einer Natter gebiſſen worden.

„Herr Dandon, Ihre Anſchuldigung gegen Herrn Williams trifft auch mich und meinen Freund, den Colonel Kinney hier, und wenn wir beide nicht die Ueberzeugung hätten, daß Sie toll wären, ſo würden wir Sie für Ihre Beleidigung zur Rechenſchaft ziehen. Einem Verrückten gegenüber kann aber von Beleidigung keine Rede ſein. Sie ſind nicht zurechnungsfähig“, ſagte der Richter Jack in höchſter Entrüſtung und fügte mit zorniger Stimme noch hinzu: „Kinney und ich, wir beide haben Ihre Abrechnung mit Herrn Williams in Ihrer Gegenwart vor den Augen des Friedensrichters Turner als Zeugen unterſchrieben und alle Gerichte der Welt können an der Vollſtreckung Ihrer vollſtändigen Abfindung mit Herrn Williams nicht zweifeln.“

„Es iſt nicht wahr, es iſt hölliſcher Raub, der an mir begangen werden ſoll, und weder Sie noch dieſen

Herrn Kinney oder den Friedensrichter habe ich in meinem Leben von Angeſicht zu Angeſicht geſehen", ſchrie Dandon umherſpringend und ſich wie ein Raſender geberdend.

„Laſſen Sie uns gehen, meine Herren", nahm Kinney das Wort. „Der Kerl iſt toll, und wenn er ſich ferner unterſteht, Schmähreden gegen uns auszuſtoßen, ſo werde ich ihn von Gerichtswegen gefangen nehmen und nach Hauſe ſenden laſſen."

„Aber, alter Freund, ſo nehmen Sie doch Vernunft an und machen Sie ſich nicht lächerlich", ſagte Harry mit gutmüthigem, mitleidigem Tone, wieder auf Dandon zutretend. Doch dieſer fuhr wie vor einem Peſtkranken zurück und rief mit entſetzter Stimme:

„Komm nicht in meine Nähe, Du Ungeheuer, Du Ausgeburt der Hölle!".

„Kommen Sie, Williams! Laſſen Sie den wahnſinnigen Menſchen gehen; wenn er noch viel Unfug macht, ſo bringen wir ihn in Sicherheit", nahm der Richter Jack das Wort wieder, ergriff Harry's Arm und zog ihn mit ſich aus dem Zimmer, während Dandon die Hände über ſeinem Kopfe rang und ſeiner Wuth durch Stampfen mit den Füßen und durch unzuſammenhängende Worte der Verzweiflung Luft machte.

Kaum hatten die Drei ihn verlaſſen, als er in

fliegender Eile zu einem Kaufmann Namens Miers rannte, um bei ihm sein verzweifelndes Herz auszuschütten. Miers war der einzige Mann in der Stadt, der in Dandon keinen Narren, wohl aber in Harry Williams einen ruchlosen Betrüger sah. Erklären konnte er sich es nicht, wie die Fäden gesponnen waren; daß Dandon aber niemals mit Harry Williams abgerechnet hatte, davon war er überzeugt.

Dandon kam wie vernichtet zu ihm in das Zimmer geeilt und berichtete ihm mit stotternder Stimme die ungeheure That, die Harry Williams so eben durch sein Erscheinen vor ihm begangen habe.

„Es wäre kein Wunder", sagte er mit bebender Stimme, „wenn man verrückt würde, denn die Hölle selbst kann keine größern Martern erfinden, als dieser ruchlose Bösewicht über mich gebracht hat. Was soll ich thun, was soll ich anfangen, um wenigstens als vernünftiger Mensch angesehen zu werden und meinem Rechte einen Weg zu verschaffen?"

„Sind Sie denn bei dem Advocaten Osler gewesen?" fragte Miers, indem er Dandon einen Lehnsessel hinschob und ihn nöthigte, sich darin niederzulassen.

„Bei allen, bei allen war ich schon; sie verhöhnten mich, lachten mich aus, nannten mich toll und verrückt und riethen mir, Vernunft anzunehmen und wie-

der nach Hauſe zu reiſen", antwortete Dandon, die Hände ringend.

Miers ſchwieg jetzt und ſchien einem plötzlich in ihm aufkeimenden Gedanken zu folgen, nach einer kurzen Pauſe aber ſagte er:

„Hier finden Sie keinen Rechtsbeiſtand, man hat zu ſehr gegen Sie vorgearbeitet."

Dann ſchwieg er wieder einige Augenblicke und hielt die Lippe zwiſchen ſeinen Fingern gefaßt, fuhr aber gleich wieder fort:

„Es gibt einen Advocaten in Texas, der Ihnen helfen würde, wenn Sie ihn zu ſprechen bekämen, ehe man ihn gegen Sie einnimmt. Er iſt einer der angeſehenſten, rechtlichſten Männer im Lande und vielleicht der erſte Advocat auf dem ganzen amerikaniſchen Continent."

„Um Gottes willen, nennen Sie mir den Mann, damit ich zu ihm fliegen kann!" rief Dandon aufſpringend und ergriff mit beiden Händen die Rechte des Kaufmanns.

„Er heißt Randolph und wohnt in Gonzales", antwortete Miers. Dandon fuhr zuſammen.

„Randolph ſagen Sie? Wo iſt er zu Hauſe? Kam er aus den Vereinigten Staaten?" fragte er mit klangloſer Stimme, als ob eine Schuld ſie in ſeiner Bruſt zuſammenklemme.

„Ja, Randolph ist sein Name; er muß schon sehr lange in Gonzales wohnen, hat aber erst, seit Texas frei ist, seine Praxis als Advocat begonnen", entgegnete Miers und sah Dandon verwundert an, da ihm die plötzliche Veränderung von höchster Aufregung zu vollständiger Erschlaffung seines Wesens auffiel.

Dandon holte tief Athem und sagte beruhigt:

„So, er wohnt also schon seit vielen Jahren in Gonzales."

Darauf schwieg er einige Augenblicke, während welchen er sich wieder in den Stuhl sinken ließ, und sagte dann:

„Ich will sofort zu ihm reisen und ihn um seinen Beistand bitten."

„Thun Sie es, wenn es dunkel geworden ist, damit Ihre Feinde nichts von Ihrer Abreise gewahr werden und Ihnen nicht folgen können", sagte Miers. „Ich will sogleich einen Expressen nach der Westspitze der Insel senden und die Ueberfahrt von dort für Sie bestellen. Auch will ich sorgen, daß ein Wagen nach eingebrochener Dunkelheit für Sie bereit steht. Machen Sie sich zur Reise fertig und am Abend kommen Sie wieder hierher."

Dandon schöpfte neue Hoffnung und verließ den theilnehmenden Helfer in der Noth unter tausend Danksagungen.

Mit einbrechender Nacht war Dandon auf dem Wege nach dem westlichen Ende der Insel und am folgenden Morgen bestieg er auf dem Festlande ein Maulthier, welches ihn in fliegendem Paßgange in der Richtung nach Gonzales davontrug. Ohne mehr Rast oder Ruhe, als seinem Thiere nothwendig war, eilte Dandon dahin, und schon am vierten Abend, als die Sonne hinter der flachen duftigen Ferne versank, erreichte er das Ziel seiner mühevollen Reise.

Kaum nahm er sich in dem Gasthof die Zeit, den Staub von seiner Kleidung zu wischen oder seinem sonst so gepflegten Aeußern einige Aufmerksamkeit zu schenken, er fragte nur nach der Wohnung des Advocaten Randolph und wandte dann eilig seine Schritte trotz aller Ermüdung derselben zu.

Albert saß hinter dem kleinen, mit blühenden Rosenranken überhangenen Fenster seines Arbeitszimmers, hatte die Feder niedergelegt und schaute in den dämmernden Abend hinaus; er folgte aber mit seinen Gedanken nicht der Sonne, deren Bahn noch durch das glühende Roth am westlichen Himmel bezeichnet wurde, sie zogen nach Osten hin, zu der Geliebten seiner Seele, zu seiner Blancha.

Da sah er einen fremden Herrn rasch unter dem Fenster vorübergehen und hörte gleich darauf im Hause

ſeinen Namen nennen. Er ſtand auf und wandte ſich der Thür zu, da flog dieſelbe auf und Dandon und Albert ſtanden einander gegenüber.

Starr und regungslos wie zwei Bildſäulen hielten ſie ihre Blicke auf einander gerichtet und beider Oberkörper blieben für einige Augenblicke in der wie im Schreck zurückweichenden Stellung, doch faßte ſich Albert zuerſt, indem er die Worte ausſtieß:

„Mein Gott, Herr Dandon!“

Dieſer hatte den Thürpfoſten ergriffen, um ſich an ihm aufrecht zu halten, denn ſeine Glieder zitterten und es war ihm, als müſſe er in die Erde ſinken. Endlich ermannte er ſich aber und ſagte:

„Ich habe nicht geahnt, daß Sie es wären, bei dem ich Hülfe ſuchen wollte, Herr Randolph. Verzeihen Sie!“ Dabei trat er rückwärts wieder mit dem Fuße aus der Zimmerthür.

„Nicht doch, Herr Dandon!“ rief Albert ihm aber zu. „Treten Sie herein; wenn Sie Hülfe bei mir ſuchen wollten, ſo ſoll das Unrecht, welches Sie mir thaten, nicht zwiſchen uns ſtehen. Womit kann ich Ihnen dienen?“

Dabei ſchritt er zu dem Alten hin, legte ſeine Hand auf deſſen Schulter, führte ihn ſo in das Zimmer und nöthigte ihn, ſich in einem Seſſel niederzulaſſen.

Dandon blickte wie vernichtet vor ſich nieder und

ſchwieg, Albert aber ſetzte ſich zu ihm und fuhr beruhigend fort:

„Sagen Sie mir offen, Herr Dandon, womit ich Ihnen helfen kann, und ſeien Sie meiner Hülfe gewiß. Ich trage keinen Groll gegen Sie im Herzen.“

Er ſagte dieſe Worte mit unverkennbarer tiefer Ergriffenheit und nahm dabei die Hand des Alten freundlich in die ſeinige.

„Herr Randolph“, ſtotterte Dandon jetzt, heftig erſchüttert, ohne zu Albert aufzublicken, „wie kann, wie darf ich Ihre Hülfe in Anſpruch nehmen! Ich war es ja —“

„Laſſen Sie die Vergangenheit ruhen, Herr Dandon“, fiel ihm Albert raſch ins Wort. „Ich habe nur einen Vorwurf für das Unrecht, welches ich ſelbſt thue, nicht aber für das, was mir zugefügt wird. Vertrauen Sie mir! Es macht mich glücklich, wenn ich Ihnen einen weſentlichen Dienſt erweiſen kann. Was bringt Sie ſo ſchnell nach Texas zurück, welches Sie noch vor kurzer Zeit ſo zufrieden verlaſſen hatten? Haben Sie ſich in dem Herrn Williams geirrt?“

„So iſt's, Herr Randolph. Der Mann iſt der Hölle entſprungen! Woher aber wiſſen Sie?“ rief Dandon außer ſich.

„Das thut nichts zur Sache. Theilen Sie mir ſchnell

mit, was Ihnen hier begegnet iſt; ich ſehe, es muß etwas Ernſtes, etwas Wichtiges ſein! Schnell! Ich helfe Ihnen, wenn es in meiner Kraft ſteht", ſagte Albert in wachſender Aufregung und ergriff abermals die Hand des Alten.

Dieſem war es jetzt, als habe ſich ſeine Bruſt geöffnet und das Angſtgefühl, das ihn zu erſticken drohte, einen Ausweg gefunden. Er erfaßte die Rechte Albert's mit krampfhafter Bewegung und ſagte:

„Ja, ja, Sie ſind ein edler Menſch, mein Freund, mein Retter in der höchſten Noth. Sie können, Sie werden mir helfen, ſchon wegen des Andenkens an mein einziges Sie verehrendes Kind, an meine brave gute Blancha werden Sie es thun!" Und nun erzählte er ſo ſchnell, als ſeine Aufregung es erlauben wollte, was zwiſchen ihm und Harry Williams ſich zugetragen hatte.

Albert hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen, und auch nachdem Dandon ſeine Mittheilung beendet hatte, ſaß er noch eine Zeit lang in ſich verſunken da, als vergleiche er die verſchiedenen Gedanken, die ſich ihm bei der Erzählung des Alten aufgedrängt hatten. Nach einer Weile hob er ſeinen Blick langſam zu ihm auf, ſah ihn ernſt und forſchend an und ſagte, ihn feſt im Auge haltend:

„Iſt das Alles Wahrheit, was Sie mir da geſagt haben, Herr Dandon?“

„Wahrheit, lautere, reine Wahrheit, Herr Randolph. Ich ſchwöre es bei dem Wohle meines einzigen Kindes, meiner theuern Blancha, daß ich Ihnen Alles ſo berichtete, wie es ſich zugetragen, und daß ich Ihnen nichts verſchwieg“, antwortete Dandon mit mehr Feſtigkeit und Vertrauen.

„So haben Sie ein ſchweres Verbrechen begangen, Herr Dandon, und aus der böſen Saat iſt eine böſe Ernte für Sie erwachſen. Ihr Theilnehmer an dem Sklavengeſchäft hat ſich gegen Sie gewandt, um Ihnen die Strafe dafür zu geben und wahrſcheinlich ſpäter ſelbſt die Strafe für ſein doppeltes Vergehen zu ernten. Ich bin Ihr Richter nicht und will es nicht ſein, ich werde Sie vor Gericht gegen Ihren ruchloſen Widerſacher ſchützen, doch niemals aus dem Auge verlieren, was ich der Menſchheit ſchuldig bin. Ich will morgen mit Ihnen nach Brazoria aufbrechen, um Ihre Klage anhängig zu machen, denn in acht Tagen hält dort das höchſte Gericht ſeine Sitzung.“

Als Albert dies ſagte, ergriff Dandon mit ſtürmiſcher Bewegung deſſen Hand und ſtammelte dann Worte des Dankes hervor, doch Albert bat ihn, ſich zu beruhigen, und fragte dann:

„Haben Sie Ihre Correſpondenzen mit Williams bei ſich?“

„Hier ſind meine ſämmtlichen Papiere, welche Bezug auf meine Geſchäftsverbindung mit ihm haben“, antwortete Dandon, zog zwei Paquete aus ſeinen Taſchen hervor und reichte ſie Albert hin.

„Wir dürfen den verbrecheriſchen Erwerb der Sklaven jetzt nicht berühren, ſondern müſſen bei dem gemeinſchaftlichen Beſitz beginnen, denn der Erwerb war ein Criminalverbrechen, Herr Dandon, und Niemand kann aus einem ſelbſt begangenen Unrecht vor dem Geſetze ein Recht herleiten. Auch unſere Gegner müſſen in ihrer Vertheidigung vermeiden, dieſes Erwerbs zu erwähnen, und deshalb ſind Ihre Correſpondenzen mit Williams von um ſo größerer Wichtigkeit. Ich will die Papiere noch heute durchſehen und werde morgen früh bereit ſein, die Reiſe mit Ihnen anzutreten.“

Bei dieſen Worten erhob ſich Albert, geleitete Dandon aus ſeiner Wohnung und entließ ihn mit dem Verſprechen, am folgenden Morgen zur Abreiſe vor ſeinem Gaſthauſe ſich einzufinden.

Den Ritt nach Brazoria legten ſie in drei Tagen zurück, und am vierten reichte Albert im Namen Dandon's die Klage ein.

Niemals hatte in Texas eine Privatangelegenheit

größeres Aufſehen gemacht und allgemeineres Intereſſe erweckt, als der Rechtsſtreit zwiſchen Harry Williams und Apollo Dandon, zumal da Albert Randolph als Vertreter für die Rechte des letztern auftrat; denn Randolph und Williams waren zwei Namen, die in dem Siegeslorbeer der jungen Republik als zwei Edelſteine glänzten. Aus der ganzen Umgegend von Brazoria ſtrömten die Männer dieſer Stadt zu, um den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, und von Galveſton fanden ſich Hunderte zu gleichem Ende dort ein.

Daß Dandon in dem Advocaten Randolph aus Gonzales einen Rechtsbeiſtand gefunden hatte, war für Harry eine unerwartete, jedoch nicht beunruhigende Nachricht, wenn er auch gehofft hatte, daß irgend ein talentloſer, in der Achtung des Volkes nicht ſo hochſtehender Anwalt in Brazoria ſeinen Gegner vor Gericht vertreten würde; denn es war ja unmöglich, die Echtheit der Abrechnung mit Dandon und die von deſſen Quittung in Zweifel zu ziehen, geſchweige denn ihre Fälſchung zu beweiſen. Er ſah nicht nur mit der größten Zuverſicht einer für ihn günſtigen Entſcheidung des Gerichts entgegen, nein, er verlangte nach dem Augenblick des Triumphs, den er über den alten betrogenen Mann feiern würde; mochte der ihm perſönlich nicht bekannte Advocat Randolph einen noch größern Namen haben, als es ſchon

der Fall war, ſo mußte ſeine Geſchicklichkeit ja doch an den unumſtößlichen Beweiſen, die Harry gegen Dandon in Händen hatte, ſcheitern.

Der Tag, an dem die Sitzungen des höchſten Gerichts in Brazoria ihren Anfang nehmen ſollten, erſchien, und das Haus, in welchem ſie gehalten wurden, füllte ſich zum Erdrücken mit Zuhörern.

Harry mit ſeinem Rechtsbeiſtand, dem Advocaten Watrous, hatte ſich auf die vorderſte Bank geſetzt, die Geſchworenen nahmen ihre Plätze ein, und der Richter begab ſich nach ſeinem Sitze, als Albert Randolph, von Dandon gefolgt, in den Saal trat und der vorderſten Bank zuſchritt.

Wie vom Blitz getroffen, fuhr es Harry beim Anblick Albert's durch die Glieder, er wurde todtenbleich und der Herzſchlag ſtockte in ſeiner Bruſt; dennoch hielt er ihm ſeine Augen offen entgegen, um ihm zu zeigen, daß er ſeinem Blicke nicht ausweiche. Albert ſah mit eiſerner kalter Ruhe und Geringſchätzung auf ihn nieder, ſchritt, ohne ihn weiter zu beachten, an ihm vorüber und ließ ſich an Dandon's Seite auf der Bank nieder.

Der Sheriff zeigte jetzt an, daß die Klage Dandon's gegen Williams verhandelt werden ſolle.

Albert erhob ſich und trat vor die Schranken, um die Klage zu begründen, und eine Todtenſtille lag auf

der verſammelten Menge, als Harry plötzlich von der Bank emporſchoß und, die Hand nach dem Richter hin ausſtreckend, rief:

„Geſtatten Sie mir wenige Worte, Euer Ehrwürden, damit das Gericht nicht durch einen verurtheilten, unter dem Galgen entſprungenen Verbrecher entehrt werde. Dieſer Randolph wurde in Natchez wegen Mord und Fälſchung zum Tode durch den Strick verurtheilt und entfloh dort aus dem Gefängniſſe; er kann hier nicht im Namen meines geiſteskranken Widerſachers gegen mich deſſen vermeinte Rechte vertreten. Ich rufe Herrn Dandon als Zeugen gegen ihn auf, denn die Fälſchung, die Randolph beging, war gegen dieſen ſelbſt gerichtet!“

Wie ein Donnerſchlag trafen dieſe Worte Richter und Zuhörer, wie betäubt ſtierten alle nach Albert hin, und Jedermann ſchien den Athem anzuhalten und auf die Antwort des hochgeachteten, gefeierten jungen Mannes zu warten, Albert aber ſchwieg, ließ ſtolz und hochaufgerichtet ſeinen aufflammenden Blick über die Menge hinſchweifen und wandte dann ſeine großen dunkeln Augen fragend nach dem Richter.

Dieſem fehlten für einige Augenblicke die Worte, dann aber ſagte er mit feierlicher Stimme:

„Albert Randolph, Held von Alamo, Retter der Republik, was haben Sie hierauf zu antworten?“

Noch waren die Worte des würdigen alten Mannes nicht verhallt, als es wie ein Sturm von aller Lippen losbrach und die Hurrahs für Albert Randolph das Haus in seinen Grundmauern erschütterten.

Albert aber winkte dankend und um das Wort bittend nach der Zuhörermenge hin, die jubelnden Donnerrufe derselben verhallten und eine Todtenruhe trat wieder ein.

„Das Opfer von Neid und Mißgunst wurde ich in Natchez zum Tode verurtheilt; ich war schuldlos an den Verbrechen, deren man mich anklagte, und schwöre dies bei dem allmächtigen Gott, der mir zu Hülfe kam und mir in meiner letzten Stunde gnädig sein möge."

Hier schwieg Albert einen Augenblick, gab aber durch eine Bewegung mit der Hand zu verstehen, daß er weiter reden wolle, und fuhr dann mit lauter Stimme fort:

„Mit der Unabhängigkeitserklärung von Texas aber wurde zugleich die allgemeine Vergebung für die begangenen Sünden der Freiheitskämpfer der Republik ausgesprochen und darum weise ich den Protest dieses Herrn Williams gegen mein Auftreten für Herrn Dandon hier auf das bestimmteste zurück."

Sobald das letzte dieser Worte auf Albert's Lippen erstarb, brach abermals der Sturm von Hurrahs aus

der Verſammlung hervor, und erſt nach geraumer Zeit gelang es dem Sheriff, die Ruhe wiederherzuſtellen. Dann nahm der Richter das Wort und bat Albert, mit Begründung der Klage gegen Williams zu beginnen.

Derſelbe folgte dieſer Aufforderung, legte dann aus Harry's Briefen an Dandon dem Gerichte eine große Anzahl von Beweiſen vor, daß die Baumwollenplantage am Bernardfluſſe gemeinſchaftliches Eigenthum dieſer beiden Herren ſei, und verlangte ſchließlich, daß Williams darthue, in welcher Weiſe er ſich mit Herrn Dandon über deſſen Antheil an demſelben abgefunden habe.

Der Advocat Watrous trat nun für Harry vor, zog mit einem verächtlichen Lächeln die gefälſchte Abrechnung aus ſeiner Taſche und reichte ſie dem Richter mit den Worten hin:

„Ich glaube, Euer Ehrwürden, es wird außer dieſem rechtsgültigen Document keiner weitern Beweiſe bedürfen, um feſtzuſtellen, daß Herr Dandon nichts mehr von Herrn Williams zu fordern hat und daß die Klage jenes Herrn nur auf einer Störung ſeiner geiſtigen Kräfte begründet iſt.“

Das Erſcheinen dieſes entſcheidenden Documents brachte allgemein das größte Erſtaunen hervor, der Richter las es mit wachſender Ueberraſchung, und gab es dann mit einem verdammenden Blick auf Dandon den

Geſchworenen zur Anſicht hin, die nun gleichfalls verwundert und verächtlich nach dieſem ſchauten.

„Sie haben mir von einer Abrechnung mit Herrn Williams ja nichts geſagt, Herr Dandon“, hob Albert mit einem Vorwurf im Tone zu dieſem gewandt an.

„Ich habe auch nie eine ſolche mit ihm gemacht und weiß nichts von dieſem Document“, antwortete Dandon erbleichend mit bebenden Lippen, worauf Albert mit ihm an den Tiſch trat, um das Papier ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Immer ernſter, immer finſterer wurden beim Durchſehen deſſelben Albert's Züge und als er endlich Dandon's Unterſchrift und die der beiden Zeugen ſowie die Beglaubigung des Friedensrichters erblickte, ſagte er mit harter Stimme:

„Haben Sie dies unterſchrieben, Herr Dandon?“

Dandon zitterte am ganzen Körper, ſeine Augen ſchienen aus ihren Höhlen ſpringen zu wollen, und indem er das Papier mit bebender Hand erfaßte, ſtotterte er:

„Es iſt meine Unterſchrift!“

„Was ſagen Sie?“ rief Albert entrüſtet aus und ergriff zornig den Alten bei der Schulter.

„Ja, ja, es iſt meine Unterſchrift, doch das ganze Document iſt mir fremd; ich habe niemals mit Williams abgerechnet, ſo wahr mir Gott helfe!“ fiel ihm Dandon raſch ins Wort.

Der Advocat Watrous war hinzugetreten und wollte Albert das Papier aus der Hand nehmen, doch dieſer wies ihn zurück und ſagte:

„Entſchuldigen Sie, ich wünſche es noch näher zu betrachten.“

Dann wandte er ſich mit beruhigendem Tone wieder zu Dandon und ſagte flüſternd zu ihm:

„Faſſen Sie ſich, Herr Dandon, und betrachten Sie das Papier genau. Iſt es nicht ſolches Papier, welches Sie zu Ihren Briefen benutzen? Ich meine, mehrere Ihrer mir eingehändigten Notizen wären auf ſolches geſtreiftes bläuliches Papier geſchrieben.“

„Ja, ja, es iſt mein Briefpapier; ich kaufte es vor vielen Jahren in Philadelphia und glaube kaum, daß außer mir noch ein Anderer ſolches Papier beſitzt“, entgegnete Dandon, das Blatt betrachtend.

„Haben Sie jemals bemerkt, daß die Tinte, die Sie gebrauchen, nach einiger Zeit dieſen röthlichen Schein annimmt, und benutzen Sie immer nur eine und dieſelbe Tinte?“ fragte Albert mit zunehmender Spannung.

„Niemals wird meine Tinte roth und ſchon ſeit Jahren gebrauche ich nur eine und dieſelbe Tinte“, verſetzte Dandon ſich ermuthigend, als Harry ſeinem Anwalt einige Worte zuflüſterte und dieſer wieder zu Albert trat und ihm das Document aus der Hand nehmen wollte.

„Noch einen Augenblick, Herr Watrous“, ſagte Albert zu dem Advocaten, wandte ſich dann raſch nach dem Richter um und ſagte, indem er ihm das Papier entgegenhielt:

„Ich erkläre dies Document hiermit für eine Fälſchung und werde den Beweis für meine Behauptung führen. Euer Ehrwürden wollen die weitern Verhandlungen auf morgen verlegen und für die Sicherheit dieſes Documents Sorge tragen, denn es iſt wahrſcheinlich in das Hypothekenbuch in Galveſton eingetragen, und man könnte es jetzt wohl rathſam finden, dies Original aus der Welt zu ſchaffen.“

Bei dieſen ſehr laut und beſtimmt geſprochenen Worten entſtand eine allgemeine Bewegung und Laute der Verwunderung, der Entrüſtung und des Beifalls wurden gehört. Da erhob ſich Colonel Kinney von ſeinem Sitze und ſagte in ungehaltenem Tone: „Herr Randolph, Ihre Erklärung wird ſich hoffentlich nur auf das Document ſelbſt beziehen, nicht aber auf meine und des Herrn Jack Unterſchrift, die wir in Gegenwart und auf Anſuchen des Herrn Dandon darunter ſetzten.“

„Es iſt nicht wahr, ich habe dies Papier nie früher geſehen, noch habe ich Sie um Ihre Unterſchrift als Zeuge gebeten“, fiel Dandon ihm heftig in das Wort, worauf der Richter Ruhe gebot und die Klagſache

Dandon gegen Williams bis auf den folgenden Morgen vertagte.

Albert dankte dem Richter, nahm Dandon beim Arm und verließ eiligst das Haus. In dem Hotel angelangt, ließ er sofort sein Pferd satteln, ermahnte Dandon, nach eingebrochener Dunkelheit den Gasthof nicht zu verlassen, und sprengte mit dem Versprechen davon, in der Nacht wieder zu ihm zurückzukehren.

Fünftes Kapitel.

Etwa zwanzig Meilen oberhalb Brazoria wohnte ein deutſcher Apotheker Namens Schütz, welcher früher in Gonzales gelebt hatte und dort mit Albert befreundet geweſen war. Dieſer hatte ihn als einen wiſſenſchaftlich gebildeten Mann hochſchätzen gelernt, ſtand immer noch in Briefwechſel mit ihm und wollte jetzt deſſen Kenntniſſe als Chemiker in Dandon's Angelegenheit zu Rathe ziehen.

Albert war nämlich durch Dandon's Benehmen zu der vollſten Ueberzeugung gekommen, daß die Abrechnung, welche Williams dem Gerichte vorgelegt hatte, gefälſcht ſei, und die Gleichheit des eigenthümlichen Papiers, welches Dandon ſchon ſeit Jahren zu ſeinen Briefen benutzt hatte, mit dem, auf welches die Abrechnung geſchrieben war, hatte ihn auf den Gedanken gebracht, daß ein Brief Dandon's benutzt worden ſein könnte,

um das Document mit ſeiner Originalunterſchrift zu verſehen.

Es war Abend, als Albert die Wohnung des Apothekers erreichte und derſelbe ihn mit freudiger Ueberraſchung empfing. Nach den erſten Begrüßungen theilte er Schütz ſofort den Grund ſeines Erſcheinens mit und ſtellte die Frage an ihn, ob es möglich ſei, nachzuweiſen, daß Schrift auf einem Papiere geſtanden habe, wenn ſie auf chemiſche Weiſe von demſelben entfernt worden wäre. Schütz erklärte dies nicht allein für möglich, ſondern für eine gar nicht ſchwierige Aufgabe und bot in vorliegendem Falle mit Freuden ſeine Dienſte an. Er ließ zeitig das Abendeſſen auftragen, verſorgte Albert nach Beendigung deſſelben mit einem friſchen Pferde, und kaum war die Nacht hereingebrochen, als ſchon beide, ſo ſchnell die Thiere ſie tragen konnten, auf der Straße nach Brazoria dahinritten. Es ging gegen Morgen, als ſie in der Stadt anlangten und ſogleich ſich zur Ruhe begaben, um noch einige Stunden ſich von ihrem ſcharfen Ritte zu erholen.

Harry hatte den Abend und die Nacht in ganz anderer Weiſe verlebt. Er hatte außer einer großen Zahl ſeiner Bekannten alle Gerichtsperſonen und alle anweſenden Advocaten zum Abendeſſen zu ſich eingeladen, hatte beim ſchäumenden Weine die Nacht mit ihnen

durchſchwelgt und ſaß noch zechend und jubelnd in ihrem Kreiſe, als Albert mit ſeinem Reiſegefährten das Ruhelager ſuchte. So heiter und ſorglos ſein Aeußeres aber auch erſchien, ſo ſtand doch der Gedanke an eine mögliche Aufdeckung ſeines Verbrechens wie ein drohender Rieſe vor ſeiner Seele, und die Reue, das Document nicht den Flammen übergeben zu haben, folterte ihn auf das entſetzlichſte.

Die Reue aber kam zu ſpät, das Document befand ſich in den Händen des Gerichts, und nur Feſtigkeit und Entſchloſſenheit konnten noch zum Siege führen.

Die laute Stimme des Sheriffs hatte am Morgen kaum das Wiederbeginnen der Gerichtsverhandlungen verkündet, als der Gerichtsſaal ſich auch wieder Kopf an Kopf mit Zuhörern füllte, die mit geſpannter Erwartung der Entwicklung der geheimnißvollen Verhältniſſe zwiſchen Dandon und Williams harrten.

Harry erſchien wie immer in eleganteſter Toilette mit Heiterkeit und Frohſinn auf ſeinen ſchönen Zügen und Witz und Scherz auf ſeinen Lippen. Links und rechts grüßte er beim Eintreten in den Saal mit fröhlichen Worten und luſtigen Winken, und ehe er ſich auf der Bank niederließ, ſammelte er einen Kreis ſeiner Gäſte von vergangener Nacht um ſich und brach mit ihnen wiederholt in lautes Lachen aus. Als aber der

Richter eintrat und ſeinen Platz einnahm, ſetzte ſich Harry nieder, ſchlug ein Bein über das andere und wehte ſich mit ſeinem parfümirten Batiſttuch gemüthlich Kühlung zu, während er von Zeit zu Zeit lächelnd einige Worte mit ſeinem Advocaten wechſelte.

Ein ganz anderes Bild bot Albert in ſeiner Unterhaltung mit Dandon; der Ernſt und die Wichtigkeit der nahenden entſcheidenden Augenblicke ſtanden auf ſeinen edlen Zügen geſchrieben und in ſeinen Augen war der feſte Glaube, ſiegreich aus dem Kampfe hervorzugehen, zu leſen. Nur flüchtig und im Vorübergleiten warf er einen Blick ſeitwärts nach dem Eingange in den Saal, wo zwiſchen den zuſammengedrängten Zuhörern der Apotheker Schütz ſtand, und dann wieder ſah er verlangend nach dem Richter hin. Da klopfte dieſer einigemal auf ſein Pult, um die nöthige Ruhe zum Beginnen der Verhandlungen herzuſtellen, und ſagte dann mit einem Wink nach Harry's Advocaten:

„Der Anwalt des Angeklagten kann mit ſeiner Vertheidigung fortfahren."

„Wir ſtützen uns ausſchließlich auf das Document, welches wir geſtern dem Gericht übergeben haben", begann Watrous, ſich erhebend, mit einer Verbeugung gegen den Richter.

„Es iſt uns ſehr angenehm, daß unſere Gegner ſich

ausſchließlich auf dieſes Document ſtützen", nahm Albert jetzt das Wort und hob ſich von ſeinem Sitz empor, „denn wir werden den Beweis führen, daß daſſelbe uns gegenüber ein gänzlich werthloſes Papier, ein gefälſchtes Document iſt, und wir erſuchen den Richter um die Erlaubniß, einen Fachmann an die Schranken treten zu laſſen, der das Papier einer Unterſuchung und einer Probe unterwerfen ſoll."

„Wir proteſtiren dagegen, das Document, unſer Eigenthum, irgend einer Beſchädigung auszuſetzen", rief Harry's Advocat aufſpringend, „denn mit ihm würde unſer Beweismittel zerſtört werden."

„Das Papier iſt für unſere Gegner von gar keinem Werthe mehr, denn es iſt in dem Hypothekenbuch in Galveſton eingetragen", fiel ihm Albert raſch in das Wort. „Euer Ehrwürden wollen darum geſtatten, daß es uns zur Beweisführung der Fälſchung übergeben werde."

Watrous ſprach abermals dagegen, doch der Richter gebot Ruhe und fuhr dann zu Albert gewandt fort:

„Hier iſt das Document. Laſſen Sie Ihren Fachmann vortreten und die Probe damit vornehmen."

Albert winkte nun nach Schütz hin. Dieſer trat mit einer Verneigung gegen den hohen Richter vor die Schranken und empfing aus deſſen Hand das Document.

Er betrachtete daſſelbe mit größter Aufmerkſamkeit und ſagte dann nach einer Weile in ruhigem, entſchiedenem Tone:

„Ich glaube, daß dies Papier einem chemiſchen Proceſſe unterworfen worden iſt, um Schrift davon zu entfernen, welche früher darauf geſtanden hat, und ich habe die Ueberzeugung, daß ich dieſe Schrift wieder ſichtbar machen kann.“

„So verſuchen Sie es, Herr!“ verſetzte der Richter, worauf Schütz eine Porzellanſchüſſel unter ſeinem Rock hervornahm, ſie auf den Tiſch ſtellte, das Papier darauf legte und nun eine Flaſche aus der Taſche zog, deren flüſſigen Inhalt er darauf goß. Dabei neigte er ſich über das Papier und ſagte nach einigen Augenblicken:

„Es iſt ſo, wie ich vermuthete; da ſteht die alte Schrift deutlich zwiſchen der neuen.“

Zugleich hob er das Papier aus der Flüſſigkeit heraus, ließ dieſelbe von ihm ablaufen und legte es dann vorſichtig auf Löſchpapier, welches er zuvor auf dem Tiſche ausgebreitet hatte.

Der Richter verließ in großer Aufregung ſein Pult und trat an des Apothekers Seite, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen, doch kaum hatte er ſeinen Blick auf das Papier geheftet, als er in höchſter Entrüſtung ausrief:

„Es iſt ein Brief des Herrn Dandon geweſen. Hier ſteht: „Mein lieber Freund Williams!“ und oben darüber: „Natchez, den 12. Juli!““

Dabei warf der alte würdige Mann einen Blick voll der tiefſten Verachtung nach Harry hin, ergriff dann das gefälſchte Document und legte es mit den Worten vor die Geſchworenen auf den Tiſch:

„Ueberzeugen Sie ſich ſelbſt, meine Herren! Es iſt eine ruchloſe, teufliſche Fälſchung, und ich glaube nicht, daß Herr Watrous noch weitere Anſtrengungen machen wird, einen ſo vollſtändig überführten Verbrecher zu vertheidigen.“

Harry war bleich geworden wie der Tod, er bebte am ganzen Körper, und als ſein neben ihm ſitzender Vertheidiger ſich erheben wollte, um dem Richter zu antworten, zog er ihn krampfhaft zu ſich heran und ſtotterte ihm zu:

„Berufen Sie ſich auf die Zeugen Kinney und Jack.“

„Euer Ehrwürden wollen erlauben!“ hob Watrous ſich erhebend nun an. „Die Herren Kinney und Jack ſowie der Friedensrichter Turner ſind ja bereit, es zu beſchwören, daß Herr Williams mit Herrn Dandon ſie aufforderte, das Document zu unterzeichnen, was ſie auch in Gegenwart des Friedensrichters thaten, demnach muß Herr Dandon doch mit Herrn Williams abgerechnet haben.“

„Wir ſind bereit, zu beſchwören, daß Williams mit einem Manne, der Herrn Dandon ſehr ähnlich ſah, uns aufforderte, das Document zu bezeugen", fiel ihm Kinney mit heftiger Stimme in das Wort; „daß dieſer Mann aber kein Anderer als Herr Dandon war, darauf können wir nicht ſchwören, denn wir haben uns nicht mit ihm unterhalten, wir haben ihn nicht einmal ein Wort reden hören."

„Ich habe nichts mehr zur Vertheidigung des Angeklagten vorzubringen", nahm jetzt Watrous das Wort, zog ſeine Hand aus den Händen Harry's, der dieſelbe krampfhaft umfaßt hielt, und trat mit einem verächtlichen Blick von ihm hinweg. Dieſer aber ſank wie vernichtet in ſich zuſammen und ſtierte mit hoffnungsloſer Verzweiflung vor ſich auf den Fußboden.

Die Verhandlung hatte ihr plötzliches Ende erreicht; das ſtarre Schweigen, welches die Zuhörermenge erfaßt hatte, gab einem ſchnell lauter werdenden Gemurmel Raum, aus dem nur Worte der Entrüſtung, der Verdammung hörbar wurden, und einzelne Stimmen riefen Schmähungen nach dem Fälſcher hin, ſodaß der Sheriff ſeine Gewalt geltend machen mußte, um die Ruhe herzuſtellen.

Der Richter gab nun eine kurze Ueberſicht über den verhandelten Fall, ermahnte dann die Geſchworenen, nach Pflicht und Gewiſſen ihren Wahrſpruch zu

fällen, und ließ ſie durch den Sheriff aus dem Saale führen.

Harry ſaß allein und verlaſſen auf der Sünderbank zuſammengekauert und dachte an Holcroft, wie derſelbe ihm von dem Wagen des Henkers ſeinen Abſchiedsgruß zuwinkte.

Dandon zitterte und bebte in dem Glück, welches ſo plötzlich über ihn gekommen war, und die ungeheuern Summen, welche er in ſeinen Negern beſaß und welche dieſelben ihm nun einbringen ſollten, tanzten wie goldenes Gaukelſpiel vor ſeinem Geiſte.

Er drückte wiederholt Albert's Hand und Arm und flüſterte ihm Worte des Dankes zu.

„Sie ſind mein Retter, mein guter Engel geweſen; Apollo Dandon hat ein dankbares Herz, er gibt Ihnen ſein einziges Kind, ſeine Blancha dafür!“ ſtotterte er in ſeinem Glücke hervor und drückte dann wieder die Hand Albert's in der ſeinigen.

„Laſſen Sie uns hinausgehen, Herr Dandon, ich habe mit Ihnen zu reden“, ſagte Albert, gleichfalls überglücklich, nahm den Arm des Alten und ſchritt mit ihm durch die Menge, die ehrerbietig Raum für ſie machte und Ausrufe des Lobes, der Verehrung ertönen ließ.

„Das ſchändliche Unrecht, welches man Ihnen in Natchez

angethan hat", hob Dandon, als ſie in das Freie hinaustraten, wieder an, „verbietet Ihnen, in den Vereinigten Staaten zu wohnen, ich werde aber mit Blancha auf meine Plantage am Bernardfluſſe ziehen und Ihnen, meinem Retter, dort deren Hand geben. Wir wohnen dann zuſammen und theilen den ungeheuern Nutzen, den wir dort ernten."

„Herr Dandon", nahm Albert das Wort, indem er deſſen Hand ergriff und ſtehen blieb, „die Sprache hat keine Worte für das Glück, für das Dankgefühl, womit Sie durch Ihre Einwilligung in meine Verbindung mit Ihrer Tochter Blancha meine Seele erfüllt haben, laſſen Sie aber auf unſerer Vereinigung keine Sünde, keinen Fluch laſten. An jedem Dollar, den Ihre Neger am Bernardfluſſe Ihnen werth ſind, hängt eine Thräne, die Ihnen in Ihrer letzten Stunde auf der Seele brennen wird. Geben Sie den unglücklichen, ihrer Freiheit beraubten Menſchen dieſelbe zurück, und jeder Dollar, den ſie Ihnen erarbeiten werden, wird Ihnen Glück, Segen und Freude bringen."

„Herr Randolph," ſtieß Dandon wie vom Blitz getroffen hervor und ſtierte ihn zurückfahrend an, „bedenken Sie, daß dieſe Neger einſt Ihr Eigenthum werden!"

„Solange eine Sünde an ihrem Beſitz klebt, mag mich Gott davor behüten!" entgegnete Albert mit einem

Ausdruck des Entſetzens, fuhr aber gleich in mildem, freundlichem Tone fort, indem er zugleich Dandon's beide Hände ergriff:

„Hören Sie mich, Herr Dandon; folgen Sie mir um Ihres eigenen, um des Glücks Ihres Kindes willen! Sie ſind ohne die Neger ein ſehr reicher Mann; dieſelben werden gern für Sie arbeiten und Ihnen noch mehr Schätze verdienen; geben Sie die Unglücklichen, Betrogenen frei und der Allmächtige wird Sie tauſendfach dafür ſegnen."

„Nimmermehr! Wo denken Sie hin, Herr Randolph! Wiſſen Sie denn nicht, welches Kapital damit verloren gehen würde? Unter keiner Bedingung!" rief Dandon in höchſter Aufregung und zog ſeine Hände zurück.

„So werde ich ſofort die Klage wegen Betrug und Raub gegen Sie anhängig machen, Herr Dandon, und Arreſt auf die Sklaven und auf Ihre Perſon legen laſſen", nahm Albert nun mit ernſter Stimme das Wort. „Ueberlegen Sie wohl, was Sie thun, Herr Dandon, und bedenken Sie, daß ich Ihnen bei dieſer Klage nicht als Retter erſcheinen würde."

Dandon wurde bleich und zitterte an allen Gliedern; er bat, er flehte, er beſchwur, drohte mit dem Verluſte Blancha's, Albert blieb unerſchütterlich feſt bei

ſeiner Erklärung und verlangte augenblickliche Entſcheidung. Er ließ dem Alten nicht einen Zoll breit Spielraum, drängte ihn unabläſſig und zwang ihn endlich, ſeine Zuſtimmung zu ſeiner Forderung zu geben. Dann nahm er ihn beim Arm, ſuchte Aſhmore Williams mit ihm auf und ſtellte dieſem als dem muthmaßlichen ſpätern Beſitzer der Sklaven gleichfalls die Wahl, dieſelben frei zu geben oder ihretwegen vor Gericht gezogen zu werden.

Aſhmore, gebeugt von dem Schickſale, welches über ſeinem Bruder ſchwebte, willigte gern ein und verſprach, wenn er in den Beſitz der Sklaven kommen ſollte, den Freiheitsbrief für dieſelben durch Albert ausfertigen zu laſſen.

Ein wilder, wogender Lärm von dem Gerichtsgebäude her unterbrach plötzlich ihre Verhandlungen und der Ruf „Schuldig!“ verkündete, daß die Geſchworenen ſchon ihren Wahrſpruch abgegeben hatten. Alles drängte ſich jetzt nach dem Hauſe hin, um das Urtheil zu vernehmen, welches über Harry gefällt werden würde.

Unweit des Eingangs in das Gebäude ſtand Lucy an die Wand gelehnt und hielt ihr Antlitz in dem Tuche, welches ſie über den Kopf gehangen hatte, verborgen. Sie weinte bitterlich und rang unter dem Tuche ihre Hände in tiefſter Verzweiflung.

„Er wird gehangen werden", tönte es wiederholt von Vorübergehenden in ihr Ohr, und dann zuckte ſie zuſammen, als führe ihr ein Dolchſtoß durch das Herz. Dennoch blieb ſie ſtehen; ſie mußte das Urtheil wiſſen, welches jetzt über Harry geſprochen wurde, ſie mußte ihn retten oder mit ihm ſterben. Ihre Angſt, ihre Verzweiflung ſteigerten ſich von Minute zu Minute, es war ihr, als wollten ihre Kniee zuſammenbrechen, als fühle ſie ihr Herzblut fließen, der Gedanke aber an den einzig Geliebten ihrer Seele hielt ſie aufrecht, bis plötzlich die Menſchen aus dem Gerichtsgebäude hervorſtrömten und ſie die Worte vernahm: „Zum Galgen verurtheilt!"

Ihre Kniee zitterten, ihr Herzſchlag ſtockte, und mit dem kaum hörbaren Rufe: „Gott, ſei barmherzig!" ſank ſie zuſammen. Kaum aber hatte ſie mit ihren Händen den Boden berührt, als ſie ſich wieder aufraffte und mit fliegenden Schritten davoneilte. An dem letzten Hauſe der Straße, die am Fluſſe hinaufführte, ſtand ihr Pferd, ſie riß deſſen Zügel von der Einzäunung, an der ſie denſelben befeſtigt hatte, ſchwang ſich in den Sattel und ſprengte in Carrière davon. Ohne dem Roſſe eine Minute Zeit zum Verſchnaufen zu geben, jagte ſie auf der Straße dahin und erreichte Harry's Plantage, wo ſie dem ſchaumbedeckten Thier Sattel und Zeug ab-

nahm, es dann ſich ſelbſt überließ und eilig nach Harry's Zimmer eilte. Wie immer, wenn derſelbe ſich vom Hauſe entfernte, hatte er ihr auch diesmal die Schlüſſel zu ſeinem Secretär eingehändigt; ſie zog dieſelben aus ihrem Kleide hervor, öffnete raſch den Schreibtiſch und nahm ſämmtliches darin vorräthiges Geld aus ihm hervor. Es belief ſich auf beinahe ſechstauſend Dollars, theils in Gold, theils in Banknoten.

Dann ging ſie in ihr Zimmer, warf ſich in der Mitte deſſelben auf ihre Kniee nieder und flehte unter Thränen zum Allmächtigen auf, er möge ihr beiſtehen, Harry zu retten.

In Jammer und Wehklagen verbrachte ſie den Tag in ihrer Stube, als aber der Abend kam und die Dämmerung über die Erde ſtrich, da eilte ſie hinaus nach der Einzäunung, in welcher Harry's Reitpferde umhergingen. Sie ſattelte die beſten zwei von ihnen, füllte die Satteltaſchen mit Mundvorrath und Kleidungsſtücken, beſtieg das eine Roß und trat, den Zügel des andern in der Hand, eilig den Rückweg nach Brazoria an.

Harry war zum Tode verurtheilt worden, weil das Geſetz dieſe Strafe für eine derartige Fälſchung beſtimmte, dennoch hatten die Richter dieſelbe ungern über ihn aus-

geſprochen, und die Nachricht davon wurde im Allgemeinen mit großem Widerſtreben aufgenommen. Die Zeit war noch zu neu, wo Harry ſein Leben für das Wohl des Landes und des Volkes in Gefahr gebracht und in demſelben Gefängniſſe geſeſſen hatte, in dem er jetzt eingeſchloſſen war. Außerdem aber hatte er ſo unzählig viele Bekannte und Freunde und war ſo Vielen gefällig und hülfreich geweſen, daß man ſich dem Gedanken nicht hingeben wollte, Harry könne gehangen werden. Auf ſeinem Wege nach dem Gefängniſſe wurde ihm mancher tröſtliche Blick, mancher beruhigende Wink zugeſandt, und hin und wieder hörte er die Worte: „Hat nichts zu ſagen, Williams, Eure Freunde leben noch!“

Jetzt ſaß er in dem Blockhauſe eingeſchloſſen und vor demſelben ging ein Wachpoſten auf und nieder.

Es war Nacht. In den Straßen von Brazoria herrſchte lautes Leben, denn die vielen Fremden aus dem Lande, welche bei den Gerichtsverhandlungen betheiligt waren oder nur ihnen beiwohnen wollten, nahmen die Gelegenheit wahr, mit ihren Freunden und Bekannten den Abend vergnügt zu verbringen.

Die Trinkhäuſer waren mit Menſchen überfüllt und vor denſelben ſaßen und ſtanden die Leute zuſammen, und allenthalben wurde die Verurtheilung Harry's beſprochen. So ſehr man aber auch dem Richterſpruche

Gerechtigkeit widerfahren ließ, ſo machte ſich doch das Gefühl des Bedauerns, des Mitleids für den Verurtheilten allgemein geltend und Aeußerungen wie: „Schade um den netten Kerl! — Verdammt, Texas ſchuldet ihm mehr als ſeine Begnadigung! — Wenn der Vogel nur morgen früh ausgeflogen wäre!“ hörte man häufig, von kräftigen Flüchen begleitet, laut werden.

Dieſe guten Wünſche hatten aber keine längere Tragweite und in der Gegend des Gefängniſſes blieb es öde und ſtill.

Es ging auf Mitternacht, als ſich Jemand dem Kerker näherte und der Wachpoſten: „Wer da?“ rief.

„Ein Freund“, antwortete eine zarte Stimme und ein Mulattenknabe trat leiſen Schritts zu dem Poſten heran.

Es war die treue Lucy in ihrer frühern Knabentracht, die ihrem Herrn, ihrem Geliebten zu Hülfe kommen wollte.

„Ich bin der Hausburſche des Herrn Williams“, ſagte ſie zu dem Poſten, indem ſie die Mütze von ihrem ſchönen Kopfe nahm, den ſie abermals ſeines Schmucks, der prächtigen Lockenfülle, beraubt hatte. „Ich komme mit der Bitte, mich mit meinem Herrn reden zu laſſen, wenn Sie es erlauben dürfen, Herr.“

„Bei Gott, ich würde es Dir erlauben, Burſche, und

wenn ich es auch nicht dürfte! Williams iſt ein braver Texaner, und es wäre eine Schande für die Republik, wenn man ihn eines alten Geizhalſes wegen, der vom Miſſiſſippi herüberkam, aufhängen wollte; er hat ja ſein Leben oft für unſere Freiheit eingeſetzt, und hinge es von mir ab, ſo ſollte er nicht lange in dieſem verdammten Käfig ſitzen", erwiderte der Poſten, indem er nach dem Blockhauſe zeigte, von welchem ſie noch einige vierzig Schritte entfernt ſtanden.

„Es hängt ja aber von Ihnen ab, Herr, meinem guten Gebieter, dem Freund des Volkes, die Freiheit zu geben; er wird ſich Ihnen gewiß dankbar zeigen", antwortete Lucy raſch und faltete bittend die Hände auf ihrer Bruſt.

„Es hängt von mir ab, allerdings, doch würden die Herren vom Gerichte mich morgen ſelbſt in dieſen Kaſten ſetzen und als einen Criminalverbrecher richten. Williams hat keine Macht und keine Mittel mehr, mich zu ſchützen oder mich zu entſchädigen, wenn ich das Weite ſuchen müßte", ſagte der Poſten und ſchüttelte den Kopf.

„Wenn mein Herr nun aber doch noch Mittel in Händen hätte, um Sie zu belohnen und Sie zu entſchädigen für den Fall, daß Sie hier Ihre Heimat aufgeben müßten, wie groß ſollte die Summe ſein?" nahm

Lucy wieder das Wort und ſuchte ihre Bewegung zu bemeiſtern.

„Ja, wenn ich ein paar tauſend Dollars dabei verdienen könnte, dann möchte das Gericht zur Hölle gehen; mich ſollte es wohl laufen laſſen", ſagte der Poſten auf den Vorſchlag eingehend.

„So helfen Sie ihm, Herr, ich bitte, ich beſchwöre Sie! Helfen Sie Herrn Williams, er zahlt Ihnen zweitauſend Dollars ſofort baar aus; er iſt im Beſitz des Geldes", fiel Lucy weinend ein und warf ſich, ihre Hände flehend zu dem Mann erhebend, vor ihm auf ihre Kniee nieder.

„Hat er wirklich das Geld, Burſche? Verdammt, hätteſt Du mir eine Lüge geſagt, ſo ſollte es Dir das Leben koſten", verſetzte der Mann und hob die Fauſt drohend empor.

„Nein, nein, ich ſage keine Lüge, er wird Ihnen die Summe ſogleich aushändigen, ſo wahr ein Gott über uns lebt! Laſſen Sie mich einige Worte mit ihm reden und dann wird er es Ihnen ſelbſt ſagen", antwortete Lucy und ſprang, ohne die Antwort abzuwarten, nach der Thür des Gefängniſſes.

„Herr. Herr, ich bin es, Ihr Burſche Charly!" rief ſie an die Pforte ſchlagend. „Ich habe ſechstauſend Dollars bei mir und der Poſten will Sie für zweitauſend

befreien; ſagen Sie ihm, daß Sie das Geld bei ſich haben!"

In dieſem Augenblicke trat der Wächter herzu und rief:

„Hollah, Herr Williams, können wir ein Geſchäft zuſammen machen?"

„Jawohl, Freund. Ich zahle Ihnen ſofort zweitauſend Dollars, wenn Sie mich befreien, und meinen ewigen Dank bekommen Sie mit in den Kauf", antwortete Harry und ſetzte nach einigen Augenblicken noch hinzu:

„Ich glaubte, ich hätte keine Freunde mehr. Wer ſind Sie, edler Mann, der noch nicht vergeſſen hat, daß ich hundertmal mein Leben für Texas und deſſen Volk aufs Spiel ſetzte?"

„Ich bin John Hays, derſelbe, welcher Ihre Mulattin Lucy über den Fluß ſetzte, als ſie in der Nacht zu Colonel Jack ritt, um deſſen Bruder und Ihnen Hülfe gegen die verdammten Mexicaner, die Sie erſchießen wollten, zu verſchaffen.

„O Freund Hays, helfen Sie mir auch jetzt! Mit zweitauſend Dollars können Sie ſich im Weſten eine ſchöne Heimat gründen, wenn man Ihnen hier Ihre edle That mit Undank lohnen wollte", rief Harry mit aller Gewalt ſeiner Beredtſamkeit.

„Haben Sie das Geld auch wirklich, Herr Wil-

liams? Sie wiſſen recht gut, daß meines Bleibens hier nicht länger wäre", ſagte Hays noch zögernd.

„Ich ſchwöre es Ihnen, Freund, bei Allem, was mir heilig iſt; ich zahle Ihnen zweitauſend Dollars aus, ſobald Sie mich befreit haben. Nun eilen Sie!" antwortete Harry in dringendem Tone.

„So ſei es!" verſetzte der Poſten nach einer augenblicklichen Pauſe. „Ich will mir einen Schlüſſel für dieſe Thür holen, eine Axt, und komme ſogleich zurück."

Damit ſprang er fort, den Häuſern zu, welche in einiger Entfernung durch die Dunkelheit zu erkennen waren.

„Du mein Glück, mein Leben, meine Lucy, wie ſoll ich Dir danken, Du braves, gutes Mädchen!" rief Harry jetzt mit überſtrömendem Gefühl ſeiner neu erwachten Hoffnung.

„Ach, Harry, rede nicht von Dank, es iſt ja mein eigenes Leben, für das ich handle, für das ich den Schutz des Allmächtigen anrufe. Wenn der Mann nur Wort hält!" antwortete Lucy, ſich feſt an die Thür anlehnend.

„Er hält Wort", ſagte Harry, ſich ſelbſt beruhigend. „Zweitauſend Dollars ſind für ihn eine große Summe, und außerdem iſt er mir zugethan, er wird keine Zeit verlieren, um das Geld zu verdienen."

„Haſt Du Pferde mitgebracht?"

„Den Falben und den Rappen, Geliebter; ſie ſtehen dort unten im Holze. Auch für Lebensmittel habe ich geſorgt", entgegnete Lucy und kämpfte gegen die Thränen, die ihr die Angſt und die freudige Hoffnung in die Augen drängten.

Die Hoffnung ſollte aber ſiegen, denn bald wurden flüchtige Schritte hörbar und Hays kam durch die Dunkelheit herangeeilt. Er trug eine Axt, ſtellte ſeine Büchſe an das Blockhaus und trat mit den Worten an deſſen Thür:

„Da bin ich, Herr Williams. Gehen Sie von der Thür weg, damit Ihnen kein Splitter in die Augen fliegt."

Dann ſchwang er die ſchwere Axt durch die Luft und ließ ſie ſauſend gegen das Thürſchloß fliegen, daß es weit durch die Nacht hinſchallte. Hieb auf Hieb führte er nun ſchneller und gewaltiger gegen die ſtarke Pforte, bis ſie plötzlich aufflog und Harry aus ſeinem Kerker hervortrat.

„So, das wäre geſchehen. Nun laſſen Sie uns ſchnell abrechnen, Herr Williams", ſagte Hays und zog ihn wieder in das Blockhaus. „Ich habe ein Licht mitgebracht, daß wir ſehen können."

Während er nun das Licht anzündete, trat Lucy zu Harry und reichte ihm ein Papier mit Banknoten, welches dieſer eiligſt öffnete und ſeinem Befreier die bedungene Summe daraus zuzählte.

„Meinen Dank, Herr Williams!“ ſagte Hays. „Nun will ich machen, daß ich fortkomme. Auch Sie werden ſich wohl nicht länger hier aufhalten!“

„Verkaufen Sie mir Ihre Büchſe, Hays“, nahm Harry das Wort, „ich möchte ihrer vielleicht dringend bedürfen.“

„Meinetwegen; für fünfzig Dollars ſteht ſie Ihnen zu Dienſten“, antwortete Hays, reichte Harry das Gewehr und ſeine Kugeltaſche hin und empfing das Geld dafür. Dann drückte er Harry die Hand, wünſchte ihm eine glückliche Flucht und verſchwand eiligſt in der dunkeln Ferne, während jener mit der Mulattin dem nahen Gehölz zueilte, wo die Pferde ihrer harrten.

Harry trat ſchnell zu dem Rappen hin und wollte deſſen Zügel von dem Aſte löſen, da warf die Mulattin ſich ſchluchzend und unter Freudenthränen an ſeine Bruſt, ſchlang ihre Arme um ſeinen Nacken und ſtammelte Worte überwältigender Seligkeit hervor.

„Ja, ja, Du biſt mein guter Engel, meine Lucy“, ſagte Harry, ſie an ſich drückend. „Jetzt aber laß uns eilen, die Minuten ſind koſtbar.“

Hiermit entwand er ſich der Umarmung des wonnetrunkenen Mädchens und ſchwang ſich auf ſein Pferd, während Lucy ihre Thränen trocknete und den Falben beſtieg. Der anbrechende Tag fand ſie ſchon viele Meilen

von Brazoria entfernt, auf einſamem Wege den weiten Prairien des Nordens von Texas zueilend.

Die Nachricht von Harry's Flucht wurde in Brazoria mit großer Freude begrüßt und Niemand fiel es ein, ihn zu verfolgen; dagegen wurde an dieſem Morgen die Straße nach dem Gefängniſſe nicht leer, man wollte den leeren Käfig, aus welchem der Vogel entflohen war, in Augenſchein nehmen, und manches Hurrah für Harry Williams wurde vor der zerſprengten Thür des Gefängniſſes laut.

Wenige Tage ſpäter friſchte eine Nachricht von Galveſton die Erinnerung an Harry noch einmal unter der Einwohnerſchaft von Brazoria auf; man hatte nämlich in jener Stadt in dem Wirthshauſe, in welchem der Spieler Capper ſich damals aufgehalten hatte, von deſſen ſonderbarer Veränderung ſeiner Kleidung gehört, ſie mit dem an Dandon verübten Betrug in Zuſammenhang gebracht und ſomit denſelben aufgeklärt. Die Begebenheit erhielt dadurch etwas Komiſches, es wurde darüber wie über einen guten Scherz gelacht und Alles wünſchte dem genialen, liebenswürdigen Urheber deſſelben eine glückliche Reiſe.

Aſhmore Williams trat als Dandon's Aſſocié in die Stelle ſeines Bruders ein und beide Compagnons erſchienen mit Albert Randolph vor Gericht und ſtellten

Freibriefe für ihre von Havanna eingeſchmuggelten Sklaven aus. Dieſelben verblieben jedoch mit Ausnahme von nur wenigen auf der Plantage am Bernardfluſſe und arbeiteten dort für einen geringen Lohn.

Dandon blieb noch mehrere Wochen auf der Beſitzung, und als er von ihr ſchied, um ſich nach Natchez zurückzubegeben, übernahm es Albert, ſeine Intereſſen auf der Plantage zu überwachen und von Zeit zu Zeit perſönlich ſich Einſicht in den Stand der Dinge dort zu verſchaffen.

Sechstes Kapitel.

Albert's Glück hatte jetzt schon einen Höhepunkt erreicht, zu welchem ihn seit seiner ersten Bekanntschaft mit Blancha seine kühnste Phantasie nicht hatte tragen wollen, denn er sollte sie sein eigen nennen, ohne ihrer Kindesliebe einen schmerzlichen, unangenehmen Augenblick zu bereiten.

Der Herbst, wo die Reise über Neuorleans keine Gefahr durch Krankheit mehr in sich schloß, war zu ihrer Vereinigung bestimmt, und Albert zählte jetzt schon die Wochen bis zu dem Augenblick, wo Dandon ihm seine Blancha in die Arme führen würde.

Mit gleicher unnennbarer Sehnsucht begrüßte Blancha Dandon jeden neuen Morgen, als um einen Tag ihrem vollendeten Glücke näher gerückt, und mit beseligender Geschäftigkeit machte sie alle Vorbereitungen zu ihrer Uebersiedlung nach dem schönen Texas, dem Paradiese, das die Erfüllung ihrer höchsten irdischen Wünsche in sich trug.

Auch Dandon arbeitete mit ganzer Seele an ſeinem Umzug nach Texas, wo er ſeinen Reichthum noch vermehren und ſich und ſeiner Tochter ſo recht vergnügte Tage verſchaffen wollte.

Er wand ſeine geſchäftlichen Verbindungen in Natchez ab, verkaufte mit Ausnahme des Wohngebäudes all ſein Grundeigenthum in der Stadt und in deren Umgebung und legte alles Geld in der Bank nieder, um mit einem bedeutenden Baarvorrath nach der neuen Heimat zu ziehen.

Der Sommer rückte vor, als Dandon von einem langjährigen Freunde, einem Pflanzer in Südcarolina, einen Brief erhielt, worin derſelbe ihm anzeigte, daß ſein Sohn in einigen Tagen nach Neuorleans reiſen werde, um dort Sklaven für ihn zu kaufen. Er bat Dandon, dieſem ſeinem Sohne einen Credit von zehntauſend Dollars in Neuorleans zu eröffnen und den Brief in das St.-Charleshotel zu ſenden, in welchem ſein Sohn abſteigen werde.

Dandon hatte mit dieſem alten reichen Freunde ſchon ſehr oft ähnliche Geſchäfte gemacht und immer dabei ſeinen Nutzen gehabt, darum war ihm auch diesmal der Auftrag willkommen und ohne Zeitverluſt ließ er durch die Bank in Natchez dem Sohne ſeines Freundes die zehntauſend Dollars in der Bank von Neuorleans

zur Verfügung ſtellen und ſchrieb das Nähere darüber in das beſagte Hotel.

Mit rückkehrender Poſt erhielt er denn auch die Anzeige von der Bank, daß der junge Mann das Geld empfangen habe, und nun ſchrieb er an deſſen Vater und theilte ihm mit, daß er ſeinem Wunſche gemäß mit Freuden die verlangten zehntauſend Dollars an ſeinen Sohn in Neuorleans habe auszahlen laſſen.

Wer beſchreibt aber Dandon's Entſetzen, als er als Antwort darauf von ſeinem Freunde einen Brief erhielt, worin dieſer ſein Bedauern ausſprach, daß er ſich habe von einem Schwindler anführen laſſen; denn ihm ſelbſt ſei es nicht eingefallen, ihn um einen Credit für ſeinen Sohn anzugehen.

Er bat ihn, den gefälſchten Brief mit ſeinen frühern Schreiben zu vergleichen, wobei er ſicher finden werde, daß er betrogen worden ſei.

Dandon war in Verzweiflung, er tobte, wüthete und ſchwur, daß er nie wieder einem Menſchen oder gar einem Briefe trauen werde, doch das Geld war fort und es war keine Spur von dem Miſſethäter, der es genommen hatte, aufzufinden.

Der Betrug wurde vielſeitig in den Zeitungen aller Staaten beſprochen, zumal da er mit einem andern ungleich bedeutendern in Verbindung gebracht wurde, den

man in ähnlicher Weiſe an dem großen Hauſe Gebrüder Brown & Comp. in Neuyork verübt hatte. Die Summe, welche dieſen Herren durch gefälſchte Empfehlungs- und Creditbriefe abgenommen war, belief ſich auf hundertundzwanzigtauſend Dollars, und dieſelben hatten zwanzigtauſend Dollars Belohnung ausgeſetzt für den, welcher den Betrüger vor das Gericht bringe. Die ganze handelnde Welt Amerikas war durch dieſe Fälſchungen in Schrecken geſetzt, denn welcher Namensunterſchrift durfte man noch Glauben ſchenken, wenn Bankiers wie Gebrüder Brown & Comp. getäuſcht werden konnten!

In allen Zeitungen war eine genaue Beſchreibung von der äußern Erſcheinung des Betrügers veröffentlicht worden, nach welcher er ein höchſt eleganter, ſchöner und fein gebildeter junger Mann mit ungewöhnlich reichem blondem Lockenhaar, prächtigem Bart und ſehr gewählter Toilette geweſen war. Nirgends aber konnte man die leiſeſte Spur von ihm entdecken; der Herbſt goß ſchon ſein Gold und ſeinen Purpur über die Wälder Amerikas, und noch war die äußerſt gewandte, raſtlos thätige Polizei dem Ziele ihrer Forſchungen nicht um einen Gedanken näher gekommen.

Der ſchlaue, gewandte Betrüger ſaß aber um dieſe Zeit vergnügt und ſorglos in einem Privatlogirhaus in Philadelphia, welches in der Südfrontſtraße dieſer Stadt

von einer geachteten Wittwe Namens Phillips gehalten wurde. Der Name, den der junge Mann augenblicklich führte, war Caldwell und zwar Colonel Caldwell, doch in der That war es Niemand anders als Harry Williams. Er hatte ſchon ſeit einiger Zeit in dieſem Hauſe in ſtiller Zurückgezogenheit gelebt und ſich, da er bei Tage nicht ausging, die Zeit angenehm damit verkürzt, der älteſten Tochter der Wittwe, der wunderſchönen Molly Phillips, ſich angenehm zu machen und ihr von Natur weiches Herz den Verſicherungen ſeiner Liebe zu öffnen. Er las ihr intereſſante, ſpannende Liebesgeſchichten vor, wiegte ſie in ihrem Schaukelſtuhle und wehte ihr mit einem großen Fächer Kühlung zu, lachte, ſcherzte und tändelte mit ihr und drückte, wenn er dabei ihre Lilienhand erhaſchte, ſeine Lippen in feurigem Kuſſe darauf, und oftmals ſpielten ſie Piquet und Kreuzmariage zuſammen. Nach dem Abendeſſen erging er ſich in der freien Luft und wanderte nach einem entfernten Theile der Stadt, wo er die treue Lucy eingemiethet hatte, bei welcher er oft bis zu ſpäter nächtlicher Stunde verweilte. Mochte es aber auch noch ſo ſpät ſein, Niemand anders öffnete ihm bei der Rückkehr in ſeine Wohnung die Thür als die ſchöne Molly, welche er dann zum Schluſſe des angenehm verlebten Tags nochmals ſeiner aufrichtigen Zuneigung verſicherte.

Bei dieſem leichten, fröhlichen Liebesſpiele war Harry es aber nicht gewahr geworden, daß die ſchöne Molly ihre Zaubernetze immer feſter um ihn zog und daß ſein Herz von Tag zu Tag heißer und verlangender für ſie erglühte, und erſt als ſie ihn in einem ſtürmiſchen Ausbruch ſeiner Leidenſchaft mit liebevollem, ſehnſüchtigem Lächeln von ſich drängte und ihn bat, mit ihrer Mutter zu reden, da fühlte er, daß er die roſigen Ketten, die ſie um ihn geſchlungen hatte, nicht mehr brechen könne.

Hingeriſſen von lodernder Leidenſchaft bat er Molly jetzt, für einen Augenblick mit ihm auf ſein Zimmer zu gehen, wogegen ſich dieſe nur wenig ſträubte. Dort angelangt, öffnete er einen ſeiner Koffer, aus welchem er ein Paquet mit Banknoten hervornahm.

„Sieh, Molly!“ ſagte er zu dem ſchönen Mädchen und ſtrich ihr die glühende Wange, „Du ſollſt wiſſen, daß ich im Stande bin, eine Frau zu ernähren; dies ſind ſämmtlich Banknoten von fünfhundert Dollars; die Paquete, welche Du hier in dem Koffer liegen ſiehſt, enthalten gleiche Papiere und der Beutel hier iſt mit Gold gefüllt. Ich beſitze über hunderttauſend Dollars und gebe Dir zwanzigtauſend davon als Eigenthum, wenn Du mich morgen früh heiratheſt und abends mit mir nach Neuyork abreiſeſt, um von dort eine Vergnügungstour

nach Europa zu machen. Beſinne Dich nur nicht lange, rede mit Deiner Mutter und theile mir nach Tiſche Deinen Entſchluß mit."

Darauf ſchlang Harry in großer Aufregung ſeinen Arm um Molly, dieſe ſchmiegte ſich mit ſüßer Hingebung an ſeine Bruſt und ihre roſigen Lippen verſprachen ihm in wonnigem Kuſſe die Erfüllung ſeiner höchſten Wünſche.

Madame Phillips war ebenſo ſehr erfreut wie überraſcht, einen ſo reichen Schwiegerſohn zu bekommen, und legte noch vor Tiſch die Hand ihrer geliebten Molly in die des liebenswürdigen jungen Mannes.

In der Freude ihres Herzens beſuchte ſie am Nachmittag eine ihr ſehr befreundete Nachbarfamilie, die des Polizeicommiſſars Child, und theilte der Frau unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mit, welches Glück ihr begegnet ſei. Noch redeten die beiden Damen über die Begebenheit, als Child in das Zimmer trat und deſſen Frau zu Madame Phillips ſagte:

„Meinem Manne müſſen wir es doch erzählen, er nimmt ja den innigſten Antheil an Ihrem Wohlergehen", worauf Madame Phillips den Commiſſar auch in das Geheimniß zog.

Derſelbe hörte mit ſichtlicher Ueberraſchung und

wachſender Spannung der Erzählung der Frau zu, ſprach dann ſeine Freude über ihr und ihrer Tochter Glück aus und ließ ſich ſchließlich ein Bild von ihrem zukünftigen Schwiegerſohne entwerfen.

„Alſo morgen Abend ſchon will er mit der jungen Frau abreiſen?“ hob der Commiſſar an.

„Jawohl, um mit dem erſten Paquetſchiff nach England zu fahren.“

„Das wird eine ſehr angenehme Reiſe für Fräulein Molly werden“, verſetzte Child, augenſcheinlich an etwas Anderes denkend, erhob ſich von ſeinem Stuhle, wünſchte der Frau nochmals alles Glück und verließ das Zimmer.

Harry und Molly verbrachten die Nachmittagsſtunden im Wonnerauſche der jungen beflügelten Liebe, und abends mußte die ſchwarze Dienerin ſie zweimal zum Abendeſſen rufen, ehe ſie ſich von der trauten Dämmerſtunde trennen konnten, welche ſie in dem Parlour gehalten hatten.

An dieſem Abend nahm Molly oben am Tiſche an der Seite ihres Verlobten, ihres Heißgeliebten Platz und dieſer ließ Champagner bringen, um in dem kleinen Familienkreiſe die Verlobung beim ſchäumenden Weine zu feiern.

Da wurde die Schelle an der Hausthür gezogen

und gleich darauf trat der Polizeicommiſſar Child in das Speiſezimmer.

„Wie freue ich mich, Herr Commiſſar, Sie bei uns zu ſehen!“ rief ihm Madame Phillips zu und eilte ihm entgegen. „Nun müſſen Sie auch zum Abendeſſen bleiben.“

„Ich konnte es doch nicht unterlaſſen, Fräulein Molly noch einmal vor ihrer Abreiſe zu ſehen und ihr ſelbſt meinen Glückwunſch zu bringen“, entgegnete Child, nach dem Tiſche ſchreitend, und warf einige ſpähende Blicke auf Harry, der ſich gleichfalls mit Molly erhoben hatte.

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen zukünftigen Schwiegerſohn, Colonel Caldwell, vorzuſtellen“, ſagte Madame Phillips nun zu Child und wandte ſich dann mit den Worten zu Harry: „Der Polizeicommiſſar Herr Child“, wobei ſie auf dieſen zeigte.

Beide verneigten ſich gegenſeitig und hefteten ihre Blicke aufeinander.

In Harry's äußerer Erſcheinung war nicht die mindeſte Veränderung zu bemerken; bei ſeiner Verbeugung ſagte er in höflichem, ruhigem Tone:

„Es iſt mir ſehr angenehm, Herr Commiſſar, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Setzen Sie ſich zu uns und erlauben Sie mir, daß ich Ihnen ein Glas reiche.“

Hiermit deutete er auf den Stuhl an ſeiner Seite und beide ließen ſich nieder.

Wer aber in das Innere Harry's hätte blicken, wer das eiſige Gefühl hätte empfinden können, das bei dem Worte Polizeicommiſſar ihm durch die Nerven fuhr, der würde nicht an die Möglichkeit geglaubt haben, daß ein Menſch bei ſolchem innern Entſetzen ein ſo heiteres, unbefangenes Aeußeres bewahren könne.

Harry füllte jedoch mit feſter Hand das Glas des Commiſſars und ſagte zu ihm, das ſeinige erhebend und mit wonnigem Lächeln nach Molly hinſchauend:

„Laſſen Sie uns auf das Wohl meiner ſchönen Braut trinken, Herr Commiſſar!“

„Mit großer Freude“, antwortete dieſer, augenſcheinlich überraſcht durch die Feſtigkeit und Heiterkeit, mit welcher Harry die Worte ſagte. Er leerte ſein Glas mit einer Verneigung gegen Molly und fuhr dann in entſchuldigendem Tone fort:

„Ich bedaure ſehr, Fräulein, daß meine Zeit es mir nicht länger erlaubt, das Glück Ihrer Geſellſchaft zu genießen, es iſt aber beinahe acht Uhr und ich habe es mehreren Freunden verſprochen, ſie um dieſe Stunde in einem fernen Theile der Stadt zu treffen.“

Dabei erhob er ſich, verneigte ſich höflich und verließ, ohne nochmalige Glückwünſche auszuſprechen, das Zimmer.

Dieſer ſchnelle kurze Abſchied des Polizeibeamten beſtätigte in Harry's ſcharfem, beobachtendem Geiſte den Verdacht, daß derſelbe ſeinetwegen hierher gekommen und daß er nur gegangen ſei, um Schritte gegen ihn zu thun, und der Entſchluß war ſchon in ihm gefaßt, ſobald der Commiſſar das Haus verlaſſen haben würde, ſeine Schätze aus dem Koffer zu nehmen, durch den Hof über deſſen Mauer in das Nachbarhaus zu eilen und ſo in eine dahintergelegene Straße zu gelangen, um Philadelphia ſofort Lebewohl zu ſagen.

Er ſaß zum Aufſpringen bereit und lauſchte nach der Hausthür hin, da hörte er, wie dieſelbe ſich öffnete, zugleich aber auch ein Geräuſch wie das leiſe hereinſchleichender Fußtritte. Es wurde ihm bald heiß, bald kalt ums Herz, denn das Geräuſch nahte ſich der Zimmerthür, und herein trat abermals der Polizeicommiſſar, jetzt aber mit einem ganz andern Ausdruck auf ſeinen Zügen.

Erſchrocken ſprang die Tiſchgeſellſchaft auf, denn in der offenen Thür erſchienen viele Männer, die ſämmtlich ihre hellleuchtenden Blicke auf Harry richteten, während der Commiſſar auf dieſen zuſchritt und in ernſtem, gebietendem Tone zu ihm ſagte:

„Im Namen des Geſetzes verhafte ich Sie, Harry Williams“, wobei er ſeine Hand auf deſſen Schulter legte.

Ein Schrei des Entſetzens entſtieg den erbleichenden Lippen der ſchönen Molly und ohnmächtig ſank ſie in die Arme ihrer angſterfüllten Mutter, Harry aber hatte ſeine äußere Ruhe wiedererlangt und ſagte zu dem Commiſſar:

„Ich verſtehe Sie nicht, Herr! Ich kenne keinen Herrn Williams und weiß nicht, auf welchen Grund Sie mich verhaften dürfen.“

„Darüber habe ich Ihnen keine Auskunft zu geben. Folgen Sie mir jetzt auf Ihr Zimmer, damit ich Ihren Koffer in Empfang nehme.“

„Ich proteſtire feierlichſt gegen die Gewalt, die Sie mir anthun, und mache Sie verantwortlich für Ihre Handlung“, verſetzte Harry und ſchritt mit Child aus dem Zimmer, wo ihn mehrere Polizeibeamte in ihre Mitte nahmen. Dann wurden die Koffer Harry's von ſeinem Zimmer geholt, es fuhr ein Wagen vor das Haus, Child ſtieg mit dem Gefangenen und mit zwei ſeiner Unterbeamten in denſelben ein, und fort ging es in geſtrecktem Trabe nach dem Gefangenhauſe.

Schon am folgenden Morgen trat Child mit Harry die Reiſe nach Neuyork an und am zweitfolgenden Tage führte er ihn auf einem Dampfſchiff den Hudſonfluß hinauf nach Albany, dem Sitz der Regierung des Staates Neuyork.

Der Proceß gegen den ſchlauen Fälſcher machte großes Aufſehen in den ganzen Vereinigten Staaten. Harry wurde überführt, den Raub an Gebrüder Brown & Comp. ſowie auch den von zehntauſend Dollars an Apollo Dandon begangen zu haben, und das Gericht verdammte ihn zu zehnjähriger Haft in dem großen Staatsgefängniß Sing-Sing am Hudſonfluſſe.

Es war ein entſetzlicher Augenblick für Harry, als man dort Hand an ſeinen Stolz, an ſein ſchönes Lockenhaar und ſeinen Bart legte, ihn dann in die geſcheckte grobe Gefangenenkleidung ſteckte und ihn ſchließlich als Lehrling in die Abtheilung der Schuhmacher einreihte.

Nur wenige Wochen aber beugte ſich ſein Geiſt in Ergebung unter das Schickſal, das ihn ereilt, dann begann er ſich wieder aufzurichten, und mit ſcharfem Blicke beobachtete er ſeine Umgebung, um Mittel und Wege für ſeine Befreiung zu entdecken.

Er bot ſeine ganze Liebenswürdigkeit auf, ſich ſeinen Wächtern gefällig zu erzeigen, zog ihre Aufmerkſamkeit auf ſich hin, begann ihnen ſein Schickſal und das Unrecht zu klagen, welches man ihm gethan hatte, und deutete die großen Reichthümer an, die er in Texas in Grundeigenthum beſäße. Kaum aber hatten die Wächter ihm ihr Ohr geliehen, als er das Gift der Verführung zum Unrecht in ihre Herzen tropfte und

ihnen Schätze verhieß, wenn ſie ihm zu ſeiner Freiheit verhelfen würden, ſodaß er in Texas über ſeinen Grundbeſitz verfügen könne.

Mit größter Vorſicht zog er in dieſer Weiſe zwei der Gefangenwärter in ſein Intereſſe, und bald waren dieſelben bereit, ihm zu helfen, wenn ſie ſelbſt ſich keiner Gefahr dabei ausſetzen würden.

Den erſten Schritt, den er zu einer Aenderung in ſeiner Lage that, war, daß er ſich krank ſtellte und vorgab, an Bluthuſten zu leiden. Das Blut, womit er aber ſeine Lippen, ſeine Kleidung und ſein Bett befleckte, zapfte er aus Wunden, die er ſich ſelbſt an ſeinem Körper zu dieſem Zwecke beibrachte. Er täuſchte den Arzt auf das vollkommenſte, ſodaß ihm auf deſſen Verordnung die Arbeit erleichtert und erlaubt wurde, täglich gegen Abend auf der prächtigen Terraſſe, welche ſich vor dem Gefängniß hoch aus den dahin ſchäumenden Wogen des Rieſenſtroms erhebt, ſich in der friſchen Luft zu ergehen. Nur wenige Male hatte er dies gethan, als ſein Falkenauge an dem Ufer eine menſchliche Geſtalt erſpähte, in der er ſeinen rettenden Engel, ſeine treue Lucy erkannte. Er gab ihr ein Zeichen, daß er ſie bemerkt, und empfing von ihr ein gleiches.

Nun verſchaffte er ſich durch jene zwei Wärter Schreibmaterial und begann durch die Vermittlung der-

ſelben eine Correſpondenz mit der Mulattin, welche in Knabenkleidung vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht die Ausgänge des Gefängniſſes bewachte.

Eines Abends, als Harry nach Sonnenuntergang, ſeinen raſtloſen Gedanken folgend, auf der Terraſſe umherging, ſah er, daß man einen am Tage vorher geſtorbenen Gefangenen über die Zugbrücke aus dem Gefängniß nach dem in einiger Entfernung von demſelben gelegenen Friedhof trug, um ihn dort zu begraben.

„Wenn du ſtatt des Todten in dem Sarge lägeſt", dachte Harry, „ſo könnte Lucy dich mit Leichtigkeit bei einbrechender Nacht aus dem Grabe erlöſen", und mit dieſem Gedanken folgte ſein Blick dem Leichenzug, der aus zwei Trägern und einem dritten Manne beſtand, welcher Schaufeln und Hacken trug.

Der Plan, ſich als Todter aus dem Gefängniſſe tragen zu laſſen, reifte ſchnell in Harry's thätigem Geiſte, und er theilte ihn ſeinen beiden vertrauten Wärtern mit. Er überzeugte ſie von der Ausführbarkeit des Unternehmens und beſeitigte ihre Furcht vor Entdeckung dadurch, daß einer derſelben, während ſich Harry im Sarge befinden würde, verkünden ſolle, daß er ſich von der Terraſſe in den Fluß geſtürzt habe.

Es lagen mehrere Kranke in dem Gefängniſſe, deren

Tod man ſtündlich erwartete, und mit Sehnſucht verlangte Harry nach deren Scheiden aus dieſer Welt.

Schon nach wenigen Tagen ſollte ſein Hoffen in Erfüllung gehen, denn frühmorgens überbrachte ihm einer ſeiner Vertrauten die Nachricht, daß einer der Kranken geſtorben ſei und daß derſelbe am folgenden Tage nach Sonnenuntergang begraben werden würde.

Harry empfing mit hochaufjauchzender Seele dieſe Kunde, denn morgen ſchon konnte er dieſen furchtbaren Mauern Lebewohl ſagen, und noch einmal wollte er frank und frei auf den Flügeln ſeines Talents die Welt durchſtreifen und auf Koſten ſeiner Mitmenſchen ſich einen irdiſchen Himmel ſchaffen.

Er ſchrieb ſogleich an Lucy, theilte ihr ſein Vorhaben mit und beſchwor ſie bei ſeiner ewigen, treuen Liebe, ihm morgen Abend auf dem Friedhof zu Hülfe zu kommen.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne neigte ſich am folgenden Tage den blauen Gebirgen im Weſten zu, als Harry gebückt und huſtend auf der Terraſſe auf und nieder ſchlich und ſich langſam nach dem Eingange in die Erdgeſchoſſe des Gefängniſſes bewegte. Da winkte ihm von dort her der eine ſeiner vertrauten Wärter; er trat ſchnell zu ihm in den düſtern Raum, einen Holzſtall, in welchem der Sarg mit dem Todten ſtand. Der Deckel des Sarges war bereits durch den Wärter beſeitigt, er und Harry nahmen die Leiche aus dem Sarge hervor, begruben ſie unter dem Holze und Harry legte ſich an deren Stelle in den Sarg hinein. Der Wärter befeſtigte den Deckel, jedoch ſo leicht, daß ihn Harry ohne große Anſtrengung abwerfen konnte, verließ dann eilig mit der Mütze Harry's den Holzſtall und eilte über die Terraſſe hin bis zu deren Brüſtung über dem Abhange nach dem Fluſſe. Dort ſchrie er Hülfe, daß es weit hinſchallte,

und als man aus dem Gefängniſſe herbeikam und nach der Urſache ſeines Rufs fragte, verkündete er mit entſetzter Stimme, daß der Gefangene Harry Williams, deſſen Kappe auf der Brüſtung lag, ſich in den Fluß hinabgeſtürzt habe. An eine Rettung war nicht entfernt zu denken, darum ſchaute man nur einige Augenblicke in den Strom hinunter und ging dann mit dem Bemerken: „Ihm iſt wohl!“ wieder ſeinen Geſchäften nach. Bald darauf ſchritten zwei Männer mit einer Trage, auf welcher ein von leichtem Holz roh zuſammengenagelter Sarg ſtand, über die Zugbrücke und trugen Harry Williams in demſelben dem Kirchhofe zu, während der ihm vertraute Wärter ſelbſt mit Schaufel und Hacke ihm nachfolgte.

Die Schatten, welche die nahen Gebirge warfen, hatten ſich ſchon über den Fluß geſtreckt und hüllten bereits die mächtigen Höhen an der öſtlichen Seite deſſelben bis zu ihren Spitzen hinauf, wo noch das letzte Licht des Tages ſich zu halten ſuchte, in ihren Purpur, als der Leichenzug den Friedhof erreichte und ſich zwiſchen den vielen alten und friſch aufgeworfenen Hügeln hin nach einer neugegrabenen Grube bewegte.

Dort ſetzten die Träger ihre Bürde nieder und machten Anſtalt, den Sarg der Erde zu übergeben.

„Das Grab iſt zu tief gegraben. Werft wieder

einen Theil der Erde hinein", hob der Wärter an, indem er an die Grube trat und in dieſelbe hinabſchaute.

„Sie wollen es wohl dem Todten erleichtern, aus dem Grabe emporzuſteigen, wenn dereinſt die große Poſaune zur Auferſtehung geblaſen wird?" ſagte der eine der Männer und nahm einen Spaten, um dem Befehl des Wärters nachzukommen.

„Es iſt ja Thorheit, ſo tiefe Löcher zu graben und ſo viel unnütze Zeit und Mühe dabei zu verſchwenden. Ich habe mich ſchon oft dagegen ausgeſprochen, die Leute wollen aber nun einmal nicht hören", nahm der Wärter wieder das Wort, ergriff ſelbſt die Schaufel und warf Erde damit in die Grube.

„Nun wird es aber wohl genug ſein", ſagte der andere der Männer, „ſonſt kommt der Kerl ja gar nicht unter die Oberfläche."

„Laßt den Sarg hinab!" befahl jetzt der Wärter und ſchlang ſelbſt eins der Taue um denſelben.

Langſam glitt der Sarg mit Harry hinunter, die Stricke wurden heraufgezogen und die Erdſchollen polterten auf den Sarg hinab, ſodaß bald die Vertiefung ausgefüllt und der Hügel darüber aufgeworfen war.

„So iſt's gut. Laßt uns gehen!" ſagte der Wärter, indem er Hacke und Schaufel auf die Trage legte und von den beiden Männern gefolgt, raſch nach der Zug-

brücke und über dieſelbe hin nach dem Gefängniſſe zurückſchritt.

An dem fernen Ende des Friedhofs ſaß Lucy hinter einem Buſche vor der Mauer zuſammengekauert und blickte mit freudeſtrahlenden Augen und hochſchlagendem Herzen den Trägern nach, bis ſie an der andern Seite der Brücke verſchwanden, dann ſpähte ſie, ſich etwas erhebend, um ſich und wandte wieder und wieder ihren Blick flehend gegen den dunkelnden Himmel. Die Sehnſucht, das Verlangen, den Geliebten zu erlöſen, ihn zu befreien, ihn an ihr Herz zu drücken, wollte ihr die Bruſt zerſprengen und krampfhaft preßte ſie ihre gefalteten Hände gegen ihren Buſen. Noch war es zu hell, um an das Werk zu gehen, und doch war jeder Augenblick der Verzögerung ja eine Ewigkeit für den Geliebten. Wie ſchlichen die Minuten, wie ewig langſam breitete heute die Nacht ihre Fittige über die Erde aus! Wollte denn der Himmel ſeine Lichter heute gar nicht anzünden?

Endlich, endlich begannen die Sterne zu blitzen, das Gefängniß verſchwamm mehr und mehr in dem Schatten der Nacht und bald ſtand es wie eine ſchwarze Silhouette vor dem ſternüberfunkelten Himmel.

„Ich komme, ich komme, mein Harry!“ rief jetzt die Mulattin mit fieberiſcher Bewegung, ergriff den

Spaten und die Hacke, die vor ihr im Graſe lagen, und ſprang nun fliegenden Trittes über die Gräber hin nach dem Hügel, unter welchem der Geliebte ihrer Hülfe harrte.

Links und rechts flogen Schaufeln voll Erde von dem Hügel herab, Stoß auf Stoß ſchoß der Spaten in denſelben hinein und dann ſchwer beladen zur Seite, der Hügel verſchwand und die Vertiefung öffnete ſich raſch unter der übernatürlichen Anſtrengung des treuen Mädchens.

„Harry, mein Harry, gleich, gleich ſollſt Du befreit ſein!“ rief Lucy athemlos in die Grube hinein und immer geringer wurde das Gewicht der Erde, die ſie mit ihren Schaufelſtößen aus der Tiefe hob. Dennoch arbeitete ſie fort und fort, obgleich ſie kaum noch den Spaten heben konnte, da ſtieß ſie mit deſſen Eiſen auf den Sarg und jubelnd neigte ſie ſich in die Grube hinab und rief:

„Hier bin ich, Harry! Deine Lucy iſt es, Deine treue Lucy iſt es, Geliebter, die Dich befreit!“ Doch kein Laut kam ihr als Antwort aus dem Sarge entgegen.

„Harry, Harry!“ rief ſie jetzt wieder und eine unnennbare Angſt goß ihr neue Kräfte in die Glieder. Wieder flogen ſchwere Schaufeln voll Erde aus der Grube, nach wenigen Minuten war der ganze Sargdeckel

davon befreit und mit zitternder Stimme rief das zu Tode erschöpfte Mädchen in die Tiefe hinab:

„Harry, gib mir Antwort, um der Gnade Gottes willen gib mir Antwort, Harry!“

Kein Ton, kein Laut, keine Bewegung wurde in dem Sarge hörbar.

Da erfaßte Angst und Entsetzen die Mulattin. Sie neigte sich hinab in die Grube, zwängte die Hacke unter den Sargdeckel und riß ihn mit ihrer letzten Kraft empor. Sie warf ihn zur Seite und streckte nun bebend ihre Hände hinab zu dem Geliebten. Er rührte sich nicht, er gab ihr keine Antwort.

„Harry, mein Harry!“ schrie sie wieder mit herzzerreißender Stimme, warf sich zu ihm hinab und hob seinen Kopf an ihre Brust. Harry aber gab ihr keine Antwort, Harry bewegte sich nicht.

Von wilder rasender Verzweiflung ergriffen, hob Lucy ihn jetzt in ihren Armen aus dem Sarge empor und zog ihn aus der Grube, klammerte ihre Hände um ihn und trug ihn halb schwebend in das Gras, dort aber sank sie mit ihm nieder und preßte ihre Lippen auf seinen Mund. Starr und regungslos lag er an ihrem Herzen; ihre liebenden Worte, ihre heißen Küsse wollten ihn nicht erwecken, seine Lippen wurden kälter und kälter, seine Glieder wurden starrer

und kein Athemzug bewegte seine Brust. Harry war eine Leiche.

Die Angst- und Hülferufe der Mulattin verhallten in der Nacht, ihre Kräfte verließen sie, ihre Sinne schwanden und bewußtlos sank sie bei dem Todten hin.

Wohl kehrten ihre Sinne von Zeit zu Zeit zurück, doch der kalte Mund Harry's warf sie immer wieder dem Scheintod in die Arme, und so fand sie der neue Tag ohne ein Zeichen von Leben mit dem todten Geliebten in ihren Armen neben dem Grabe liegen.

In dieser Nacht war abermals ein Kranker in dem Gefängnisse gestorben und der Todtengräber begab sich am frühen Morgen nach dem Friedhof, um noch ein Grab neben dem gestern gemachten aufzuwerfen. Schon von weitem bemerkte er die Zerstörung desselben, er schritt rasch näher und sah nun in der Vertiefung zwischen den Hügeln die beiden Gestalten in dem Grase liegen. Er sprang hinzu, es war ein Sträfling in den Armen eines Mulattenknaben, es war der neue Sträfling Williams. Der Todtengräber erkannte ihn sofort, und als er seitwärts in das Grab hinabblickte, sah er, daß der Sarg in demselben offen und leer war.

Staunend schaute der Mann auf die beiden räthselhaften Gestalten nieder. Sie schienen beide entseelt zu

ſein, wenigſtens der Sträfling trug deutlich die Farbe des Todes; er fühlte deſſen Hand an, ſie war kalt, doch die des Knaben war noch warm. Da warf er Spaten und Hacke hin und rannte, ſo ſchnell ihn ſeine Füße tragen konnten, nach dem Gefängniß zurück, um das Unbegreifliche dort zu verkünden.

Mehrere der Beamten eilten ſofort nach dem Kirchhofe und ließen Harry und Lucy in das Gefängniß tragen. Der Arzt kam herbei und erklärte, der Züchtling Williams ſei entſeelt. In dem Mulattenknaben aber fand er noch Leben, öffnete deſſen Rock, um nach ſeinem Herzſchlag zu fühlen, und zu aller Umſtehenden größtem Erſtaunen erkannte man jetzt in der Knabenkleidung ein Mulattenmädchen.

Kräftige Mittel wurden angewandt, um ſie ins Leben zurückzurufen, und bald ſchlug ſie die Augen auf.

Wie aus einem ſchweren Traume erwachend, ſah ſie die Männer an und ſetzte ſich mühſam auf. Da fiel ihr Blick auf Harry's Leiche und mit einem Schrei, als würde ihre Seele von ihrem Körper losgeriſſen, ſtürzte ſie ſich über den Leichnam hin.

„Mein Harry!“ ſtöhnte ſie mit erſterbender Stimme und ſank ohnmächtig bei ihm nieder.

Der erſte Beamte des Gefängniſſes ließ ſie nun in das Haus tragen und übergab ſie der ſorgſamſten Pflege

des Arztes, da nur von ihr Auskunft über die räthſelhafte Begebenheit zu erwarten ſtand.

Lucy wurde abermals dem Leben wiedergegeben, und in ſtummer Verzweiflung verbrachte ſie den Tag; weder gute, noch böſe Worte konnten ſie zu einer Antwort bewegen. Sie ſaß regungslos wie erſtarrt auf ihrem Lager und blickte vor ſich nieder, kein Wort der Klage, des Jammers, keine Thräne linderte ihren Schmerz. Und ſo ſaß ſie während der ganzen folgenden Nacht, doch als am Morgen der Arzt zu ihr in das Zimmer trat, da faltete ſie ihre Hände auf ihrer Bruſt und flehte ihn um die Erlaubniß an, dem entſeelten Williams, ihrem Herrn, bei ſeiner Beerdigung folgen zu dürfen.

Mit freundlichem, wohlwollendem Tone ſagte ihr der Doctor die Gewährung ihrer Bitte zu, wenn ſie ihm das Verſprechen gäbe, einen treuen Bericht über das Vorgefallene abzuſtatten.

Lucy gab das Verſprechen, und bald darauf wankte ſie, von dem Arzte unterſtützt, hinter dem Sarge drein, in welchem Harry nach ſeiner letzten Ruheſtätte getragen wurde. Ihre Kräfte reichten aber nicht weiter als bis an das Grab; da ſank ſie abermals bewußtlos zur Erde und erwachte erſt wieder in dem ihr angewieſenen Zimmer auf ihrem Lager.

Noch an demſelben Abend legte ſie ein vollſtändiges

Bekenntniß über die Begebenheit auf dem Kirchhofe ab und ſchloß mit der Bitte, ſie nach Natchez zu ihrer guten Herrin, der Madame Newberry, zu bringen, der ſie entſprungen ſei, um Herrn Williams nach Texas zu folgen.

Es war im Spätherbſt, als in Natchez in dem Hauſe des Herrn Dandon die letzten Vorbereitungen zu ſeiner gänzlichen Ueberſiedlung nach Texas gemacht wurden.

Dieſelbe war lange über die früher dazu beſtimmte Zeit aufgeſchoben worden, weil Dandon durch den Proceß gegen Harry Williams in den Vereinigten Staaten zurückgehalten worden war. Er hatte nach Neuorleans reiſen müſſen, um den Kaſſirer der Bank, der die zehntauſend Dollars an Harry ausgezahlt hatte, nach Albany zu führen, damit derſelbe Zeugniß gegen den Fälſcher ablegen könne. Er ſelbſt hatte dort den Gerichtsverhandlungen bis zur Verurtheilung Harry's beigewohnt und ſeinen Antheil an dem bei dieſem vorgefundenen Gelde ausgezahlt bekommen.

Um ſo eifriger aber betrieb er jetzt den Umzug nach Texas und wurde dabei von Blancha und Madame Newberry auf das eifrigſte unterſtützt. Alles war gepackt und in

einer Woche wurde das Dampfboot erwartet, welches ſie nach Neuorleans tragen ſollte.

Die Abende verbrachte Blancha immer in Geſellſchaft der treuen Newberry, und ſo ſaß ſie auch eines Abends bei ihr an dem Kaminfeuer, vor dem ſie ſo manche glückliche und auch ſo viele traurige Stunden verlebt hatte. Jetzt aber war Alles Freude und Hoffnung und jedes Wort von Blancha's Lippen athmete Seligkeit.

Da wurde die Schelle an der Hausthür ſtürmiſch gezogen. Madame Newberry wandte ihren Blick halb erſchrocken nach der Zimmerthür, als dieſe aufflog und die Mullatin Lucy hereinſtürzte.

„Tödte mich, Herrin! Tödte mich, die Verbrecherin!“ ſchrie das Mädchen in wilder Verzweiflung und warf ſich, ihr Haar zerraufend, vor Madame Newberry auf den Fußboden nieder, während dieſe ſowie Blancha entſetzt auf ſie hinſtierten wie auf einen Geiſt, der der Ewigkeit entſtiegen. Es war aber nur ein Augenblick der Erſtarrung, dann ſtürzte Blancha mit einem wilden Freudenſchrei auf die Mulattin zu und rief mit aufjauchzender Stimme:

„Lucy, Lucy, großer Gott, biſt Du es wirklich? Biſt Du nicht todt, biſt nicht ermordet? O Allmächtiger, Deine Gnade, Deine Barmherzigkeit!“

Dabei riß ſie das Mulattenmädchen an der Schulter vom Boden auf und ſchaute ſie an, als traue ſie noch immer ihren Augen nicht, und wieder warf ſie ſich ihrer treuen Newberry in die Arme, weinte und ſchluchzte laut und ſtammelte die Worte:

„Albert, mein braver, treuer Albert! Gott, der Grundgütige, iſt uns gnädig!“

Lange Zeit konnte ſie ſich nicht faſſen, ihrer Freudenthränen nicht Herrin werden, dann aber ergriff ſie ihren Shawl und eilte fliegenden Fußes nach Hauſe zu ihrem Vater, um ihm die Glücksnachricht zu bringen.

Der alte Geldmann, als er die Kunde vernahm, war nicht mehr er ſelbſt, er zitterte, bebte, weinte und ſchlang ſeine Arme um ſein Kind und ſagte, ſeine Hände faltend und zuſammenpreſſend:

„O ewige Gerechtigkeit! O Gott, allmächtiger Gott, Deine Gnade, Deine Barmherzigkeit iſt groß!“

Das Glück, womit dieſer Sieg des Edlen über das Böſe ihn beſeelte, war mächtiger als alles Glück, welches ſein Reichthum ihm gegeben, er erbebte unter deſſen Gewalt und hatte lange Zeit keinen andern Ausdruck dafür, als Blancha wieder und wieder an ſeine Bruſt zu drücken. Plötzlich aber, als triebe ihn ſein überwogendes Gefühl, ſelbſt für das neue Glück zu handeln, ergriff er die

Hand ſeiner Tochter, preßte ſeine Lippen darauf und ſagte ſtürmiſch bewegt:

„Randolph muß hierher kommen. Hier, wo die Sünde ihn verderben wollte, hier ſoll er über ſie, über ſeine Feinde triumphiren, und vor der Welt, vor der ich ihm feindlich gegenüberſtand, will ich mein Unrecht bekennen und mir ſeine Vergebung erbitten!“

Dann wollte er forteilen, doch Blancha hielt ihn zurück, warf ſich an ſeine Bruſt, küßte ſeine Lippen, ſeine Hände und benetzte ſie mit Thränen der Freude, des Dankes.

„Gut, gut Kind! Nun laß mich aber gehen, jede Minute des Zögerns iſt eine Sünde“, rief der alte Mann, ergriff ſeinen Hut und ſtürmte davon.

Ehe eine Sunde verging, war ein Kurier auf dem Wege zu Albert Randolph. Dandon hatte ihn mit der Weiſung abgeſchickt, Tag und Nacht zu reiſen und kein Geld zu ſparen, um in der kürzeſten Zeit ſeine Miſſion auszurichten, und ihn reich mit Gold beſchenkt.

Er ſandte durch ihn die Nachricht von der Rückkehr der Mulattin Lucy an Albert und beſchwor ihn, keine Minute zu verlieren, um an das Herz ſeiner Blancha und in die Arme ſeines väterlichen Freundes Apollo Dandon zu eilen.

Zwei Wochen vergingen nach der Abreiſe des Eilboten, die Zeit erſchien, wo Albert ſeine Reiſe zurückgelegt haben konnte, und die Sehnſucht hatte in Blancha's Herzen ihren Höhepunkt erreicht; ſie zählte die Stunden, die Minuten, bis ſie den Geliebten ſehen, ihm in die Arme fliegen würde, Tag und Nacht lauſchte ſie bei jedem Geräuſch, jedem Fußtritt in der Straße, und bei jedem Ertönen der Schelle an der Hausthür fuhr ſie mit beſeligendem Schreck zuſammen.

Es war Abend. Blancha hatte den Tag abermals in vergeblichem Hoffen und Sehnen hingebracht und die Freundin Newberry zu ſich bitten laſſen, um ihr ihre Ungeduld zu klagen. Die gute, theilnehmende Frau rechnete ihr vor, daß Albert ja unmöglich ſchon hier ſein könne, auch wenn alle Zufälligkeiten günſtig für die ſchnelle Reiſe des Eilboten gewirkt und die Umſtände ſowie die Verhältniſſe Albert's ſeine ſofortige Abreiſe zugelaſſen hätten, Blancha aber hatte eine ganz andere Rechnung gemacht, ſie hatte die Meilen auf den Flügeln der Liebe, die Stunden mit dem Maße ihrer Sehnſucht gemeſſen.

„Ja, ja, beſte Newberry, er könnte hier ſein, wenn ihm nichts Hinderliches in den Weg gekommen wäre. Wenn es nur nichts Unangenehmes für ihn war, wenn ihm nur kein Unglück zugeſtoßen iſt!“ ſagte ſie in wachſender Aufregung.

„Ach meine liebe Blancha, es ist ja rein unmöglich; es sind gegen sechshundert Meilen, die er zu reiten hat, wenn er über Land kommt. Ueber Galveston und Neuorleans kann man schon gar keine Rechnung machen, auf diesem Wege hängt man ganz von dem zufälligen Abgehen der Dampfboote ab", antwortete Frau Newberry beruhigend und fügte noch lächelnd hinzu: „Die Liebe allerdings läßt solche Verzögerungen nicht gelten. Noch einige Tage, beste Blancha, müssen Sie Ihrem Herzchen Fesseln anlegen."

„Aber er kommt ja über Land, gute Newberry. Wie können Sie denken, daß er sich dem Zwang einer Reise zu Wasser überlassen würde, solange er ein Pferd bekommen kann! Nein, nein, er kommt zu Land und hätte schon vorgestern hier sein können", sagte Blancha, fuhr aber im nächsten Augenblick mit dem halberstickten Ruf: „Großer Gott, da ist er!" aus dem Stuhle auf, denn die Schelle an der Hausthür wurde gezogen.

„Beste Blancha!" rief die Newberry und wollte sie zurückhalten, doch fort sauste jene mit den Worten: „Er ist's, mein Albert, meine Seligkeit!" aus dem Zimmer und stürzte die Treppe hinab dem Geliebten entgegen, der mit ausgebreiteten Armen von unten zu ihr heranflog.

In stummer Wonne hielten sie einander umschlun-

gen, ihre Lippen brannten wie zu ewiger Vereinigung feſt aneinander, ihre Freudenthränen floſſen und ihre Herzen ſchlugen in lauten Schlägen zuſammen; der Ort, wo ſie ſtanden, ihre Umgebung war vergeſſen, und erſt als Dandon zu ihnen eilte und ſie mit den Worten umarmte: „Der Allmächtige hat Euch wieder vereinigt, er ſegne Eure Verbindung!“ wandten ſich ihre Seelen zu der Welt zurück und beide ſchlangen ihre Arme mit Liebe und Dankbarkeit um den glücklichen Alten.

Arm in Arm erſtiegen ſie nun die Höhe der Treppe, wo die treue Freundin ihrer harrte und gleichfalls ihrem überſtrömenden Glücksgefühl Ausdruck gab.

Mit Staub bedeckt trat der edle Jüngling Albert Randolph, von dem Arme der ſchönen Blancha umſchlungen, in den hell erleuchteten Salon, wo das liebende Mädchen ihren wonnetrunkenen Blick über ſeine kräftige Geſtalt gleiten ließ und mit Thränen der Freude im Auge ſagte:

„Ja, ich wußte, mein Albert, daß Du zu Lande kommen würdeſt, und fühlte es an dieſem Abend deutlich, daß Du mir nahe warſt.“

Madame Newberry aber warf noch einen freudeſtrahlenden Blick auf das glückliche Paar und ſchlich ſich dann aus dem Zimmer, um ihrem Gatten und durch dieſen dem alten Portman die Glücksfunde von Albert's Ankunft

zu überbringen, während auch Dandon den Salon verließ, um Albert's Satteltaſche aus dem Hotel, vor welchem derſelbe vom Pferd geſprungen war, in ſein Haus holen zu laſſen, denn er ſollte unter keinem andern Dache wohnen als unter dem ſeinigen.

Den erſten Gruß, den Albert am folgenden Tage empfing, brachte ihm ſein väterlicher Freund Portman. Derſelbe ſtürmte ſchon in ſein Zimmer, als er ſich kaum von ſeinem Ruhelager erhoben hatte, und unter Thränen machte der Alte der Freude ſeines Herzens Luft.

Bald aber ging die Kunde von der Rückkehr der Mulattin Lucy ſowie die von der Ankunft des einſt ſo hochgefeierten und doch ſo ſehr mißhandelten Albert Randolph von Mund zu Mund durch die Stadt. Der Platz zwiſchen den Häuſern der Herren Newberry und Dandon füllte ſich Kopf an Kopf mit Menſchen, die den unſchuldig Verurtheilten bewillkommnen und das ihm angethane Unrecht ſühnen wollten, ſein Name ertönte aus tauſend Kehlen und die Hurrahs für ihn wurden immer dringender, immer ſtürmiſcher, bis Albert endlich mit ſeiner Retterin, ſeiner Blancha, auf den Balkon hinaustrat und dankend die Jubelgrüße empfing, die aus der aufgeregten, wogenden Menge zu ihm emporſtiegen.

„Hier bleiben! Hier bleiben!“ ſchrie es jetzt von

allen Seiten zu ihm hinauf, wieder erſchallten donnernde Hurrahs und wieder ſchwenkte die begeiſterte Volksmenge die Hüte über ſich durch die Luft.

Da trat Albert an die Brüſtung des Altans vor, winkte mit der Hand und jeder, auch der letzte Laut war verhallt.

Mit lauter kräftiger Stimme dankte er in poetiſcher Begeiſterung mit aller Gewalt ſeiner edlen blütenreichen Sprache für die Freundlichkeit, für die hochherzige Theilnahme, die man ihm durch dieſen Empfang kund gegeben, und erklärte ſich mit Freuden bereit, der Einladung zu willfahren, wenn es die Verhältniſſe geſtatten würden.

Kaum aber hatte er den Balkon verlaſſen und war mit Blancha zu dem glücklichen Dandon in den Salon zurückgekehrt, als ein Dutzend der angeſehenſten Bürger von Natchez, an deren Spitze ſich der alte Portman befand, ſich bei ihm anmelden ließen und im Namen der Einwohnerſchaft der Stadt ihn baten, ſeinen Wohnſitz unter ihnen zu wählen.

Portman ſelbſt erklärte, daß er ihm nicht nur ſeine ganze Praxis übergeben werde, ſondern daß er ihm auch als treuer Helfer und Rathgeber zur Seite ſtehen wolle.

Tief ergriffen gab Albert ſeinem Dankgefühl Worte,

wandte aber ſeinen fragenden Blick zu Blancha und ihrem Vater, doch dieſe beiden erklärten unter Freudenthränen, daß nur er allein ſeinen Wohnort zu beſtimmen habe und daß ſie, wo dieſer auch ſein möge, alles gehoffte Glück finden würden.

Die Ueberſiedlung nach Texas wurde aufgegeben und wenige Wochen ſpäter ſtanden Albert und Blancha in dem Hauſe Gottes vor dem Altare und empfingen zu ihrer Vereinigung den kirchlichen Segen, während Tauſende von Zuſchauern in das Gebet für das Glück des edlen hochgefeierten Paares einſtimmten.

Ende.

Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig.

Aurora Floyd.

Roman

von

M. E. Braddon,

Verfasserin von „Lady Audley's Geheimniß".

Aus dem Englischen

von

F. Seybold.

Autorisirte Ausgabe.

4 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Marien der Königin.

Ein Roman von Holyrood

von

G. J. Whyte Melville,

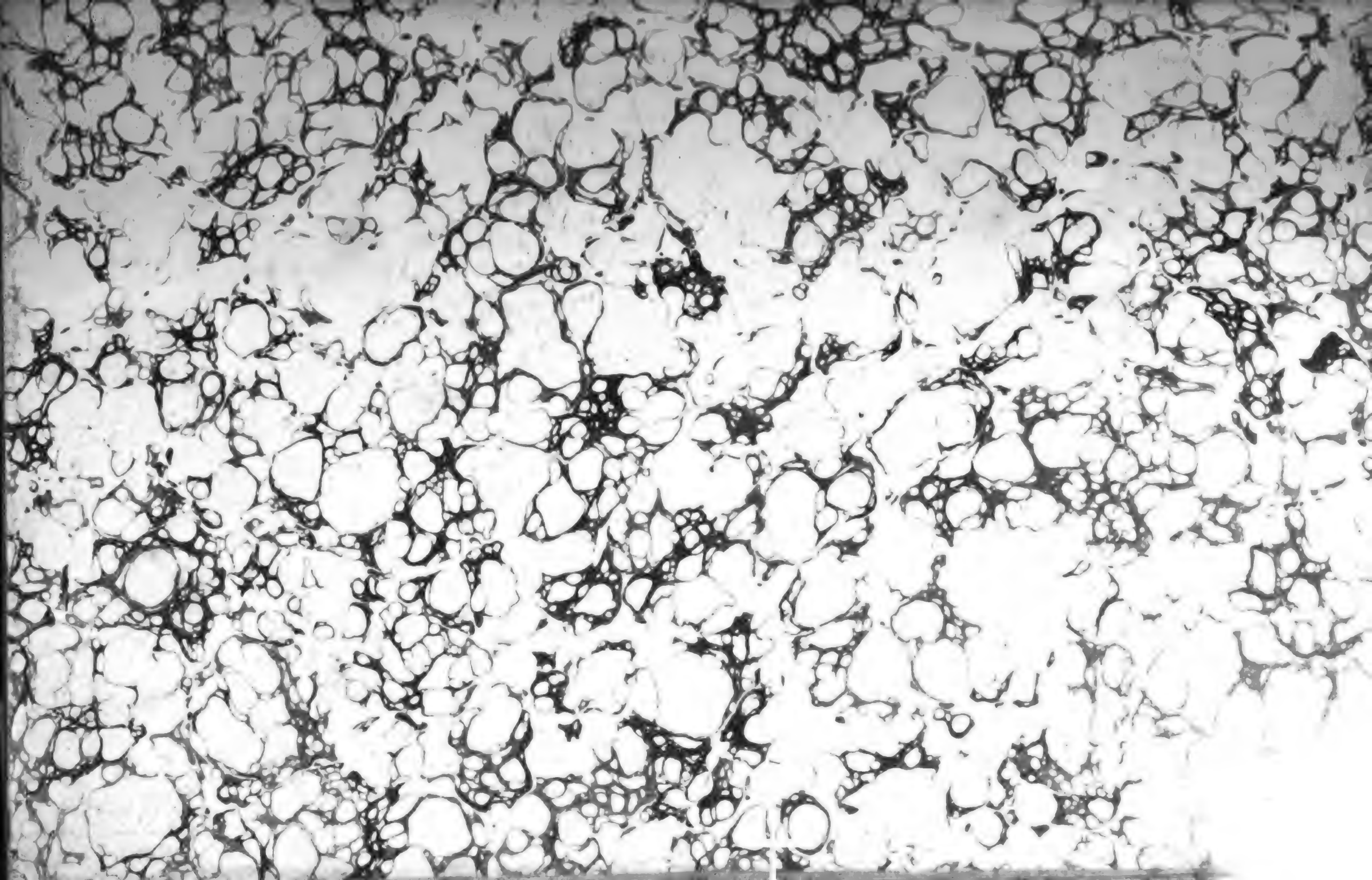
Verfasser von „Der Dolmetscher", „Kate Coventry" ꝛc.

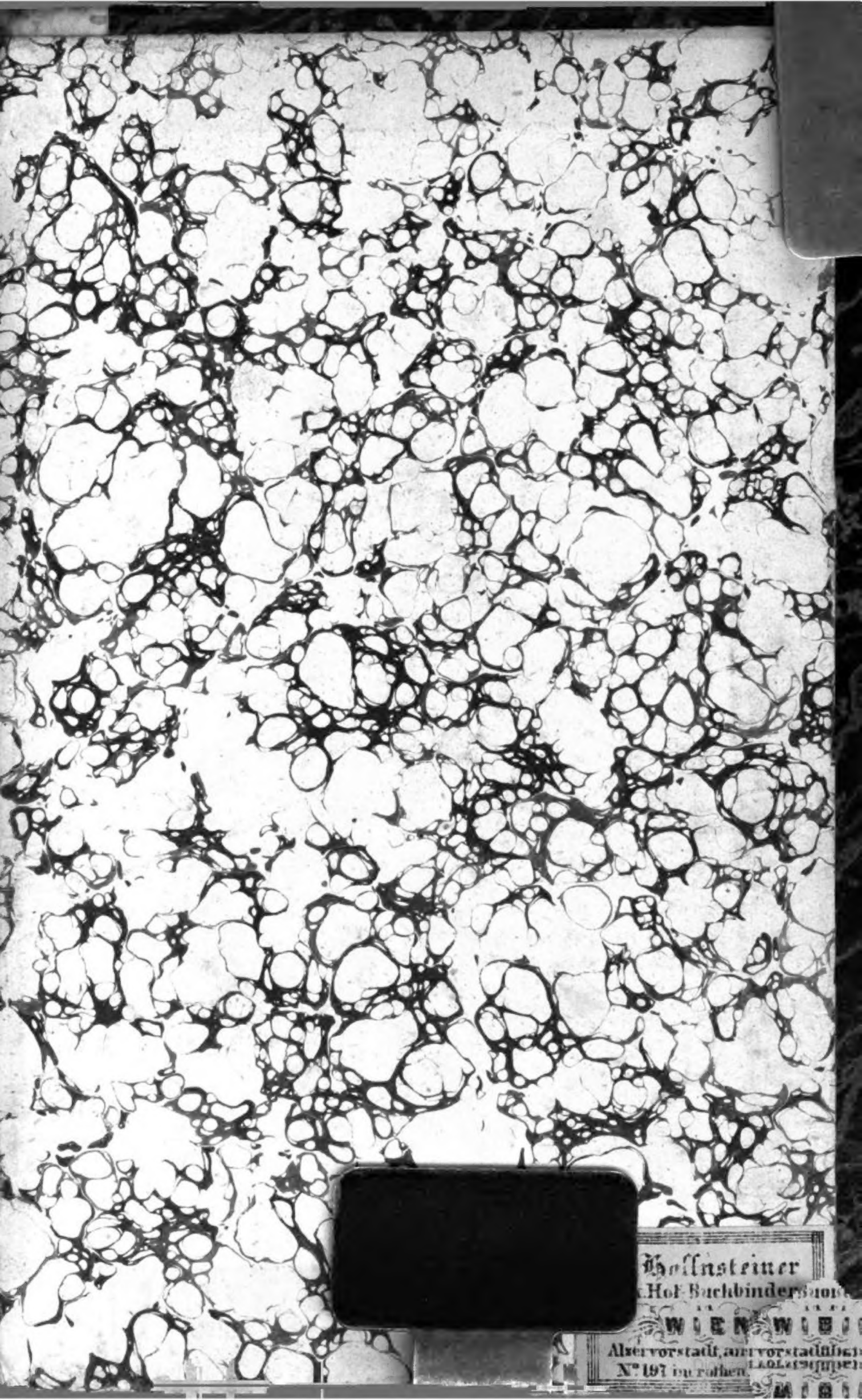
Aus dem Englischen.

4 Bände. 8. Geheftet. Preis 2 Thlr. 20 Ngr.

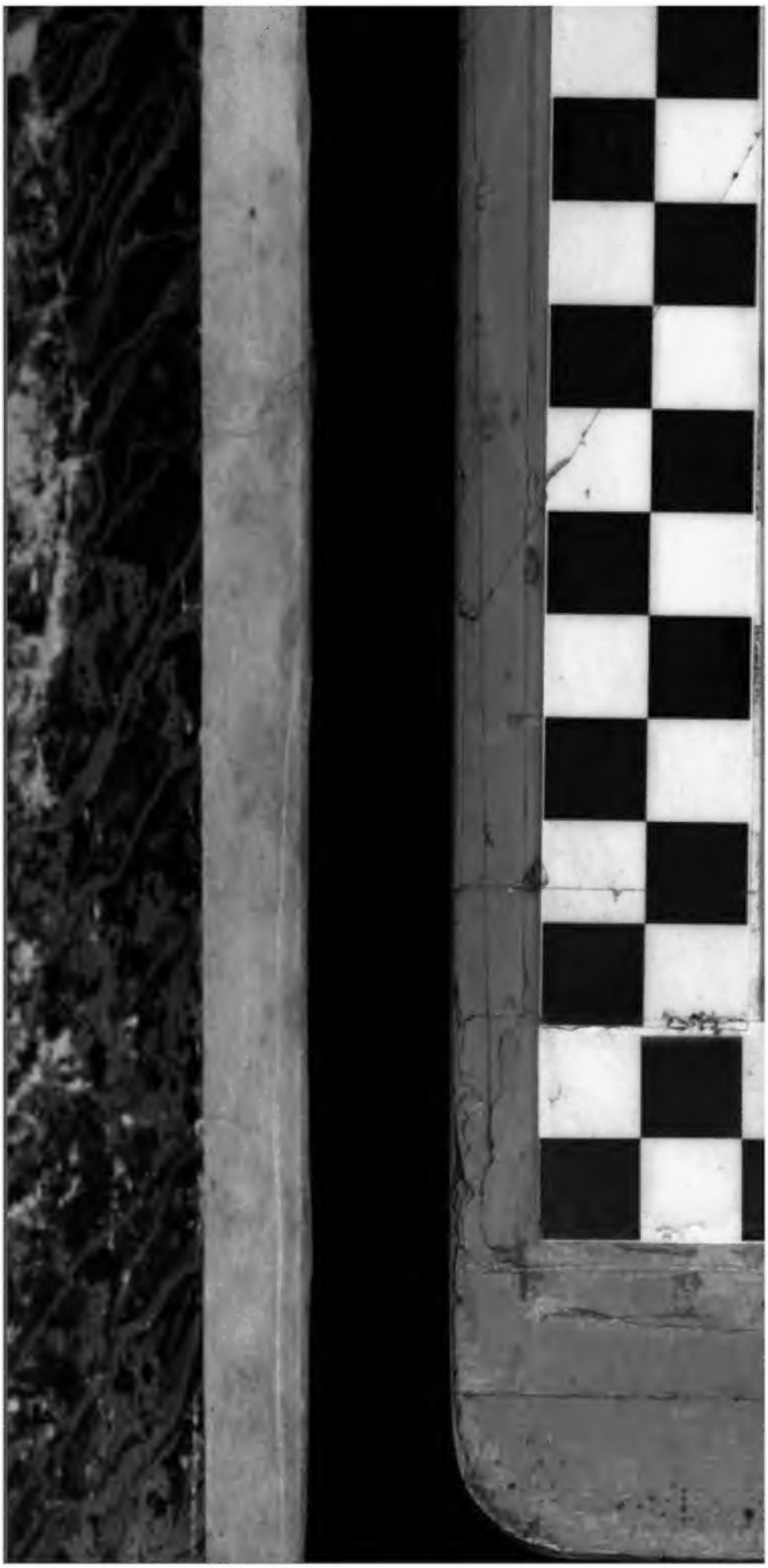
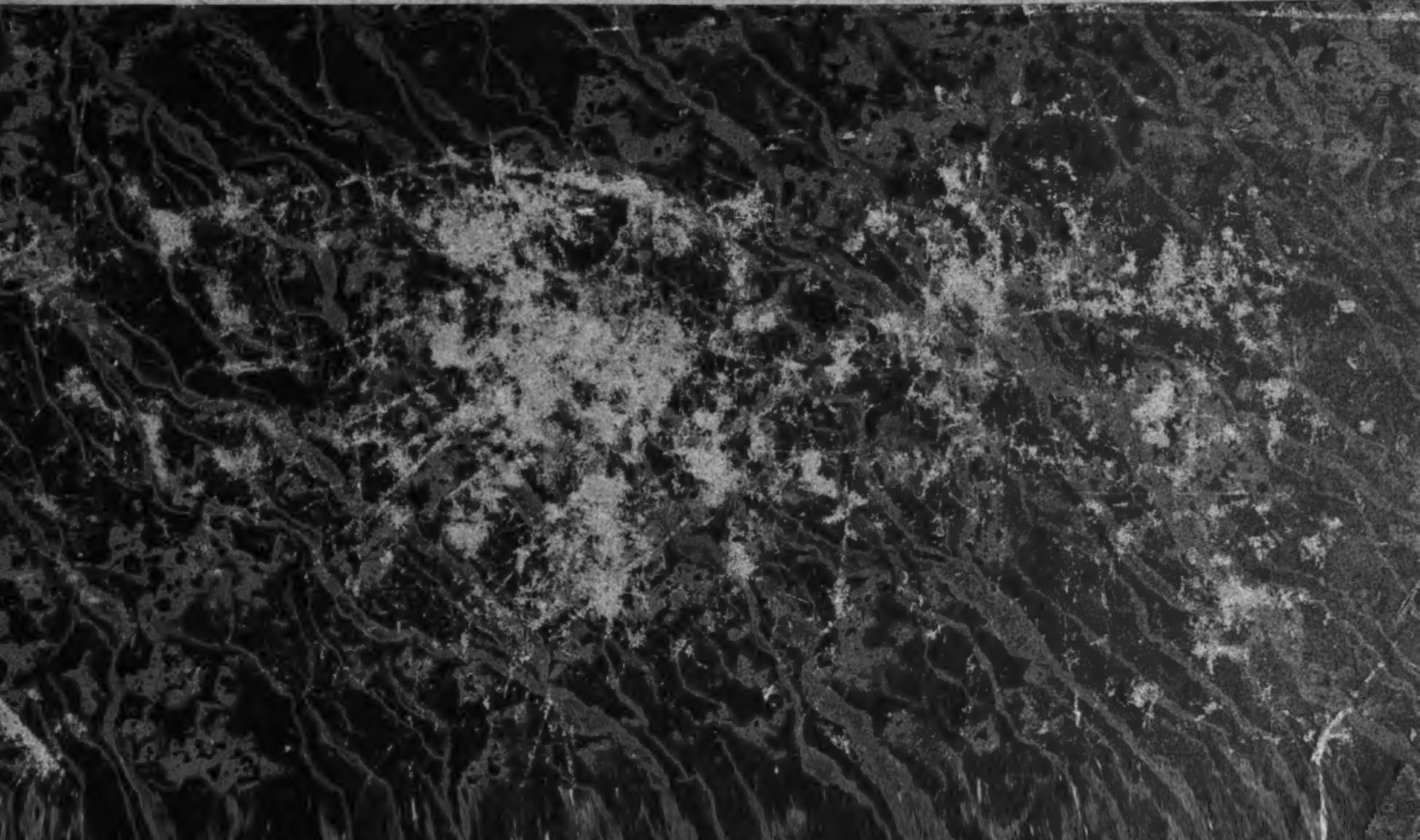
Österreichische Nationalbibliothek
+Z160443308

Digitized by Google





Digitized by Google



Digitized by Google